Ho. 349.

WILHELMUS. III.
Koenig von England
Prinz von Oranien

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zweyte Abtheilung.

Sieben und zwanzigster Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1804.

KÖNIGL. LANDES-BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

1498 480 OA

Des

Herzogs Ludwigs von St. Simon

eigene Schilderungen

der merkwürdigsten Personen
seiner Zeit.

Fortsetzung.

Herzog de la Feuillade.

Als mit Eröffnung des Feldzuges alle zu den verschiedenen Armeen abgingen, passirte eines Tags auf der Reise zur Armee in Deutschland der Herzog von Feuillade durch Metz und kehrte bey dem Bruder seines verstorbenen Vaters dem dasigen Bischoff ein, der sehr reich und von Alter ganz kindisch war. Er fand es rathsam sich einstweilen in Besitz der Erbschaft zu setzen und verlangte die Schlüssel zu seinem Cabinet und Koffern; da die Domestiken sie herauszugeben sich weigerten, so erbrach er sie mit edler Kühnheit und nahm dreißigtausend Thaler in Gold und viel Edelsteine; die groben Sorten ließ er liegen. Der König, der überdieß schon von lange her mit Feuillade wegen seiner Ausschweifungen und Nachlässigkeit im Dienste unzufrieden war, äußerte sehr stark seinen Unwillen über diese vorläufige Beerbung und hatte sehr stark willens, ihn dafür zu bestrafen, so daß Pontchartrain alle mögliche Mühe hatte, ihn davon abzubringen. Nicht als ob Feuillade mit dem Staatssecretär Chateauneuf und seiner Tochter, die er im J. 1692. geheirathet hatte, nicht in schlechtem Vernehmen gestanden hätte; aber ein solcher Ausbruch schien ihnen allen zu stark, um nicht allen ihren Credit zu Abwendung desselben aufzubieten.

Der Herzog von Feuillade konnte in der Folge den König nie wieder mit sich aussöhnen und der Zorn des Monarchen über den an seinem Oncle verübten Diebstahl war nichts weniger als geschickt, seine Lage vortheilhaft zu machen.

Seine Ausschweifungen aller Art, seine äußerste Nachlässigkeit im Dienst, der schlechte Zustand seines Regimentes und seine jährliche späte Ankunft bey der Armee und früher Abgang von derselben, ehe noch jemand abging — alles dieß, sage ich, hielt ihn in dem Zustande einer fühlbaren Ungnade.

Er war vollkommen wohl gewachsen, hatte edle Sitten und Anstand und eine so geistvolle Physionomie, daß sie seine häßliche Gestalt, die gelbe Gesichtsfarbe und ekeln Blattern im Gesicht ganz vergessen machte. Er versprach nicht zuviel, er hatte viel Kopf und die mannigfaltigsten Talente. Er wußte sich einem jeden geltend zu machen, der sich mit der Oberfläche begnügte, und hatte besonders die Geschicklichkeit die Frauen zu bezaubern. Sein Umgang war, wenn man sich bloß amüsiren wollte, sehr angenehm; er war prachtvoll in allem, freygebig, fein und artig, sehr tapfer und galant und ein guter und flotter Spieler, auf welche Eigenschaften er sich viel zu gut that. Er war sehr ruhmredig, sehr kühn, sprach viel in Sentenzen und Declamationen und disputirte gern, um zu paradiren.

Sein Ehrgeiz war ohne Grenzen, und da er ernstlich für nichts so wie für alles war, so herrschte diese Leidenschaft und die Sucht nach Vergnügen wechselsweise in ihm; er strebte sehr nach Ruf und Achtung und besaß die Kunst den Personen beyderley Geschlechts, von deren Beyfall er das meiste hoffen konnte, mit Vortheil den Hof zu machen und vermittelst dieses Beyfalls, welcher anderer Beyfall nach sich zieht, sich in der Welt geltend zu machen. Er schien Freunde haben zu wollen, dieser Betrug gelang ihm lange; aber er war ein Mensch von verderbtem Herzen, eine niedere Seele, ein Scheinheiliger von Profession, ganz ausgesprochen, der reellste Schurke von der Welt. Er war kinderloser Wittwer, von der Tochter Chateauneufs, der Schwester des Staatssecretärs la Veilliere, mit der er ohne Ursache sehr schlecht gelebt und sie auf das unwürdigste behandelt hatte. Da er von Ehrgeiz getrieben nicht wußte, wo er sich hinwenden sollte, so fiel ihm ein, daß Chamillart im Stande seyn würde, alles für ihn zu thun, wenn er seine zweyte Tochter heyrathete; er ließ wirklich dem Minister den Antrag thun und dieser fand sich dadurch um so mehr geschmeichelt, da seine Tochter äußerst häßlich war. Chamillart eröffnete es dem Könige, aber

dieser

dieser fiel ihm schnell ins Wort. „Sie kennen la Feuillade nicht, sprach er zu ihm; er will Ihre Tochter nur haben, um Sie zu quälen und damit Sie mich für ihn quälen sollen. Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich nichts für ihn thun werde, und Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie nicht wieder daran denken." Chamillart schwieg ganz still und war sehr darüber verlegen. La Feuillade ließ den Muth nicht sinken; je mehr er sich ohne Rettung sahe, desto deutlicher sah er ein, daß diese Heyrath das einzige Mittel zur Rettung wäre, und desto mehr ließ er in Chamillart dringen. Es ist nicht wohl zu begreifen, wie er nach einer solchen abschläglichen Antwort einen zweyten Angriff wagen konnte, noch weniger aber, wer den König gekannt hat, wie dieser seiner Zudringlichkeit endlich nachgeben konnte. Er gab Chamillart wie gewöhnlich seinen Ministern 200000 Liv., Chamillart gab noch 100000 Liv. dazu und die Heyrath wurde vollzogen. La Feuillade lebte mit seiner zweyten Frau wo möglich noch schlechter, er betrog Chamillart auf das entsetzlichste, aber dieser blieb doch, so lange er lebte, in ihn vernarrt. Wir werden in der Folge sehen, wie viel diese Heyrath Frankreich gekostet hat.

Wilhelm III.

König von England.

Der König Wilhelm, dessen einziges Bestreben es war, Europa gegen Frankreich und Spanien in Waffen zu setzen, hatte, um die letzte Hand an dieß große Werk zu legen, wozu er von dem Augenblicke, wo er den letzten Willen Karls II. erfuhr, den Plan entworfen hatte, eine Reise nach Holland gemacht und befand sich auf seinem Jagdschlosse Loo. Mitten in diesem großen Geschäft erfuhr er den Tod des Königs seines Schwiegervaters und daß der König den Prinzen von Wallis als König von England anerkannt habe; dieß gab ihm Anlaß loszubrechen und offenbar zu handeln. Er eilte also in Holland alles zu vollenden, was zur Sicherheit jenes furchtbaren Bundes, dem sie den Namen der großen Allianz gaben, erforderlich war, und kehrte nach England zurück, um die Nation zum Kriege zu ermuntern und vom Parlamente Geldunterstützung zu erhalten. Durch die ununterbrochene

Anstrengung so vieler Thaten und Geschäfte, welche sein Leben gefüllt hatten und wobey er eine Fähigkeit, Gewandtheit und Ueberlegenheit des Geistes gezeigt hatte, durch die er sich die oberste Gewalt in Holland, die Krone von England, das Zutrauen und die Dictatur von ganz Europa, Frankreich ausgenommen, erworben hatte — durch diese Anstrengung vor den Jahren abgemattet, war König Wilhelm in eine gänzliche Erschöpfung der Kräfte und Gesundheit verfallen, in der er aber, da sein Geist unangegriffen und ungeschwächt blieb, nichts von seinen gewohnten Arbeiten im Cabinet nachließ. Die Engbrüstigkeit, die er seit mehrern Jahren gehabt hatte, nahm sehr zu und es gebrach ihm an Athem, er fühlte seinen Zustand und vermöge seiner Geistesstärke suchte er ihn nicht vor sich zu verhehlen. Er ließ bey den berühmtesten Aerzten von Europa unter fingirten Namen medicinische Consulte einhohlen, unter andern bey Fagon unter dem Namen eines Pfarrers. Dieser, der die Sache nahm, wie man sie ihm gab, gab seine Meinung ohne alle Schonung und weiter keinen Rath, als sich zu einem nahen Tode vorzubereiten. Da das Uebel zunahm, so consultirte ihn Wilhelm von neuem, aber unter keinem fremden Namen; Fagon erkannte sogleich die Krankheit des Pfarrers, er änderte seine Meinung nicht, nahm aber mehr Rücksicht und verordnete in einer gelehrten Abhandlung die Mittel, die er, wo nicht zur Heilung, doch zur Linderung, schicklich finde. Die Mittel wurden angewendet und gaben Linderung; aber endlich war doch die Zeit da, wo Wilhelm fühlen sollte, daß die größten Menschen wie die kleinsten endigen. Er ritt noch einigemal spazieren, und er fand sich darnach besser; da aber sein schwacher abgezehrter Körper die Kraft nicht mehr hatte, sich auf dem Sattel zu halten, so that er einen Fall, der durch die Erschütterung sein Ende beschleunigte. Auf dem Sterbebette dachte er so wenig an Religion, als er in seinem ganzen Leben daran gedacht hatte. Er gab über alles Befehle, und sprach mit seinen Ministern und Vertrauten mit einer bewunderungswürdigen Ruhe und einer Gegenwart des Geistes, die ihn bis zum letzten Augenblick nicht verließ, wiewohl er in den letzten Tagen seines Lebens von dem heftigsten Erbrechen und Ausleerungen gequält wurde. Einzig mit den Dingen, die von ihm abhiengen, erfüllt, sah er ruhig sein Ende herannahen, voll Zufriedenheit,

die

die große Allianz so weit zu Stand gebracht zu haben, daß sein Tod keine Auflösung befürchten ließ, und voll Hoffnung auf das Gelingen der von ihm projectirten durch sie gegen Frankreich zu vollführenden heftigen Angriffe. Dieser Gedanke, der ihm bis zum Todeskampfe treu blieb, erquickte ihn und diente ihm statt allen Trostes. Man erhielt ihn die beyden letzten Tage noch mit starken Liqueurs und geistigen Dingen. Was er zuletzt zu sich nahm, war eine Tasse Chocolate. Er starb Sonntags den 19. März, gegen zehn Uhr des Morgens. Die Prinzessin Anne, seine Stiefschwester, Gemahlin des Prinzen Georg von Dänemark, wurde sogleich als Königin ausgerufen; wenige Tage darauf erklärte sie ihren Gemahl zum Oberadmiral und Generalissimus, rief den Grafen von Rochester, ihren mütterlichen Oncle, und den durch seinen Geist und seine Verräthereyen berühmten Sunderland in ihr Conseil zurück und sandte den Grafen von Marleborough, der in der Folge so berühmt wurde, nach Holland, um daselbst alle die Plane ihres Vorgängers zu verfolgen.

Der Kardinal von Fleury.

Das Bisthum Frejus war vakant und der Abbe Fleury hatte lange schon nach einem Bisthum geschmachtet; aber der König hatte sich vorgenommen, ihm keines zu geben, er tadelte seine Aufführung: er lebte zu zerstreut, zu viel in lustiger Gesellschaft und es machten zu viele bey ihm den Vorsprecher für ihn. Er hatte oft abschlägliche Antwort gegeben, selbst der Pater de la Chaise hatte umsonst einen Versuch gemacht und der König hatte erklärt, daß er nichts mehr von ihm hören wollte.

Es waren vier oder fünf Jahre, daß der arme Abbe, nach langem Harren, in diese Art von Exkommunication verfallen war, aus der er um so weniger erlöst zu werden hoffte, da er die wachsende Gunst des Erzbischoffs von Paris, der ebenfalls nicht glücklicher gewesen war, umsonst für sich in Bewegung gesetzt hatte; so daß der arme Mann nicht wußte, was aus ihm werden sollte. Er war ohne Vermögen und fast so gut als ohne Pfründe. Er war ein zu armer Wicht,

um seine Stelle aus Verdruß niederzulegen, und sie ohne Hoffnung zu behalten, war die äußerste Verachtung.

Sein Vater war Zehnteneinnehmer der Dioces von Lodeva. Er hatte sich durch die Kammerdiener des Kardinal Bonzi emporgeholfen, dessen Protection er zur Zeit seiner Gunst am Hofe, wo er alles in Languedoc vermochte, zu erhalten gewußt hatte.

Der Abbe Fleury war in seiner Jugend ein sehr schöner wohlgewachsener Mann, wovon ihm auch sein ganzes Leben hindurch die Spuren geblieben sind. Er gefiel dem guten Kardinal, und dieser nahm sich seiner an und machte ihn zum Kanonicus der Kirche von Montpellier, wo er im J. 1674. zum Priester ordinirt wurde, nachdem er in Paris studirt hatte, so wie man auf den Dachböden der kleinen wohlfeilen Schulen studirt. Der Kardinal Bonzi, der Großaumonier der Königin war, machte sichs zum Geschäft, ihm von ihr eine Stelle als Aumonier zu verschaffen, was sehr sonderbar schien. Das Angenehme seiner Gestalt gewann die Gemüther; er betrug sich bescheiden, lenksam, geschmeidig; er machte sich Freunde und Freundinnen und schlich sich so unter Protection des Kardinals Bonzi in die Welt ein. Die Königin starb und der Kardinal erhielt für ihn eine Stelle als Aumonier des Königs; man hielt sich viel darüber auf, aber man gewöhnte sich an alles. Der ehrerbietige Fleury, der durch Laune und Talente, vielleicht aber noch mehr durch seine Gestalt zu gefallen wußte, dessen Bescheidenheit, Mysticismus und Glaubensbekenntniß Zutrauen gab, gewann immer mehr festen Fuß und er hatte das Glück, das er mit Klugheit benutzte, anfangs geduldet und sodann in den bessern Gesellschaften des Hofes aufgenommen zu werden und sich Beschützer und vornehme Freunde an angesehenen Personen, Männern und Frauen, an Ministern und Männern von den ersten Chargen und vom ersten Credit zu erwerben. Er hatte Eingang bey Hrn. von Seigneley; bey Hrn. von Croissy, nachher bey Hrn. Pomponne und Hrn. von Torcy war er einheimisch; in der That spielte er überall keine große Rolle, und er mußte oft den Mangel der damals noch nicht erfundenen Schellen ersetzen. Der Marschall von Villeroy und seine Frau hatten ihn oft bey sich, die Noailles's äußerst häufig: und er hatte die Klugheit sich an die bessern und

ausge-

ausgezeichnetern unter den Aumoniers des Königs anzuschließen, z. B. an die Abbes von Beuveon und von Saint-Luc und an andere seines Standes, die ihm Ehre machten, so wie an den Marschall von Bellefonds, und den alten Villars, an Frau von Saint-Geran, an Hrn. und Frau von Castries. Von ihnen kam er nicht weg und hatte daselbst ein sehr angenehmes und für ihn ehrenvolles Leben. Aber der König hatte nicht Unrecht, wenn er darin nichts geistliches fand, und wiewohl er sich sehr klug benahm, so konnte doch unmöglich alles unbekannt bleiben. Er befand sich also in einer Lage, wo er weder rückwärts noch vorwärts konnte, er war im Zirkel der großen Welt, aber in einem Wirbel befangen, aus dem ihn nichts herauszureißen vermochte.

Als Frejus vakant war, nahm sich der Erzbischoff von Paris, der ihn bis zu Thränen gerührt sah und Mitleid mit ihm hatte, auf das großmüthigste seiner an und wagte trotz dem Verbot des Königs noch einen Versuch für ihn. Der König nahm ihn so auf, daß einem jeden andern die Lust vergangen seyn würde, noch ein Wort zu sagen; aber der Erzbischoff bot alle seine Beredtsamkeit auf, um dem Könige das Unrecht vorzustellen, wenn er, ohne eine auffallende Ursache, die er nicht habe, einen Menschen so entehrte und in Verzweiflung setzte, und drang so heftig und so lange in ihn, daß endlich der König ungeduldig wurde und, indem er ihn bey der Schulter anfaßte und nachdrücklich schüttelte, zu ihm sagte: „Nun denn, Herr Erzbischoff! Sie wollen durchaus, daß ich den Abbe Fleury zum Bischoff von Frejus machen soll; trotz allen den Gründen, die ich Ihnen zehnmal gesagt und wieder gesagt habe, kommen Sie immer wieder darauf zurück, daß es eine Dioces an der Grenze des Königreichs und in einer unsichern Provinz sey; ich muß Ihnen also nachgeben, um nicht mehr belästigt zu werden; aber ich thue es ungern. Denken Sie daran, ich sage es Ihnen vorher, es wird Sie gereuen." Auf diese Weise erhielt er Frejus; nur mit Gewalt vom Könige erzwungen, durch die Anstrengung und den sauren Schweiß des Erzbischoffs. Der Abbe Fleury war vor Freuden außer sich und voll Erkenntlichkeit für einen so unerwarteten Dienst, der ihn aus dem verzweifeltsten Zustande zog, aus dem er keinen Ausweg gesehen hatte. Die Prophezeihung des Königs traf mehr als er dachte ein, nur in einer ganz andern Art. Der neue Bischoff

eilte so wenig als möglich sich in Frejus einzuschließen; er mußte aber gleichwohl dahin abgehen. Die nun folgenden funfzehn oder sechzehn Jahre seiner Lebensgeschichte liegen nicht in meinem Gesichtskreise; aber seine Geschichte, nachdem er Kardinal geworden war und mehr als unumschränkter König als wie ein Minister herrschte, kann der Historiker nicht übergehen. Indessen will ich doch die Anekdote vom Herzog von Savoyen nicht fehlen lassen.

Dieser Fürst kam auf seinem Marsche zur Belagerung von Toulon nach Frejus. Der Bischoff, der uns jetzt so unumschränkt und unverhohlen unter dem Namen des Kardinals Fleury beherrscht (denn ich schreibe dieß unter seiner Regierung), bewirthete ihn in seinem bischöflichen Pallast, wie er nicht umhin konnte. Der Herzog überhäufte ihn mit Ehre und Freundschaftsbezeigungen, und der arme Bischoff, der sowohl gern zu täuschen, als getäuscht zu werden pflegte, wurde von dieser gnädigen Behandlung so trunken, daß er seinen bischöflichen Ornat anlegte, dem Herzog in die Thüre der Kathedralkirche das Weyhwasser und den Weyhrauch entgegenbrachte und daselbst das Te Deum für die Einnahme von Frejus anstimmen ließ. Er genoß einige Tage der spöttischen Gnaden- und Dankesbezeigungen des Herzogs für eine Handlung, die seiner Pflicht und seinem Schwur so ganz entgegen war, daß der Herzog selbst sie nicht zu verlangen gewagt hätte. Der König war aber darüber so aufgebracht, daß Torcy, der intime Freund des Bischoffs, alle Mühe hatte, einen Ausbruch zu verhüten. Fleury, der dieß wußte und nach geschehener That seinen Fehler einsah, und wie schwer er bey dem Könige wieder gut zu machen sey, wohl fühlte, nahm es Torcy übel, daß er den Vorfall dem Könige habe wissen lassen, als wenn es möglich gewesen wäre, eine Handlung geheim zu halten, die so auffallend und so öffentlich war, und deren sich der Herzog von Savoyen so rühmte; was aber der Bischoff dem Minister am wenigsten verzieh, war die Offenheit, mit der er gegen den König davon gesprochen habe, als wenn er das auf dem Platze, den er einnahm, hätte umgehen können. Der Bischoff, dem die Behandlung des Herzogs von Savoyen auf das äußerste geschmeichelt hatte, cultivirte ihn nachher beständig; und der Herzog, der das unerheblichste aufgriff, erwiederte ihm immer so, daß er der Thorheit eines Grenz-Bischoffs schmeicheite,

chelte, den er einmal bey einer andern Gelegenheit benutzen zu können hoffte. Alles dieß ging zwischen ihnen unter dem Schleyer des tiefsten Geheimnisses vor und der Bischoff wurde dem Herzoge ganz ergeben. Alles dieß aber verbunden mit der erklärten Abneigung des Königs gegen ihn und dem gänzlichen Widerwillen, mit dem er ihn zum Bischoff gemacht hatte, war nicht der Weg, um von ihm zum Erzieher seines Nachfolgers gewählt zu werden. Als er nach sechzehn Jahren zum ersten Minister und zu einer Höhe gestiegen war, auf der er als unumschränkter erklärter Alleinherrscher herrscht, hatte er weder seinen Groll gegen Torcy vergessen, den er aber seit der ersten Aeußerung seiner Unzufriedenheit sorgfältig verborgen hatte, noch auch seine Anhänglichkeit an den Herzog von Savoyen verloren.

Vom Anfang an gab er ihm fortgesetzte Nachricht von allem, was die Erziehung des Königs betraf. Er hat es mir selbst gestanden, indem er betheuerte, daß dieß seine Pflicht sey, daß der Herzog sein Großvater sey und er keinen Vater habe als ihn. Als erster Minister fragte er ihn über die Geschäfte um Rath und vertraute ihm zwey Jahre hindurch alle Geheimnisse. Auch dieß gab er mir zu verstehen, wiewohl nicht so ausdrücklich, wie jenes die Erziehung betreffend. Es ist sein Großvater, sagte er mir wieder; der König ist noch jung, wir haben Frieden; der Herzog von Savoyen ist der staatsklügste Fürst von Europa, er ist mein vertrauter Freund, ich habe ihm zu danken, daß ich Erzieher seines Sohnes wurde; ich besitze sein lange sein Vertrauen, er kann nicht anders, als sich für den König sehr interessiren. Wen könnte ich mit mehr Grund und mit mehr Vortheil in Europa um Rath fragen! Endlich wurde er doch inne, daß der Herzog wohl sein Vertrauen besaß, aber er nicht das Vertrauen des Herzogs und daß er ihn auf das grausamste mißbrauchte und betrog; die Eigenliebe brauchte lange Zeit um sich zu überzeugen, aber endlich war er es und er sah mit einem Blicke den Abgrund, dem er nahe stand. Er schwieg still, um nicht die Schande einer so plumpen Täuschung zu haben, aber brach schnell das Verhältniß ab und konnte es ihm nie verzeihen. Er ließ ihm seine Rache fühlen, bey seiner Gefangennehmung durch seinen Sohn. Er ließ nie geschehn, daß der König das geringste für diesen Großvater, für diesen einzigen Vater that, nicht einmal die

geringste

geringste Achtungsbezeigung. Er konnte seine Freude nicht verbergen, als er sich gerächt sah. Es ist hier nicht der Ort zu erzählen, wie und bis zu welchem Grade England lange Zeit, der Kaiser, dann der Herzog von Lothringen und endlich Holland zu ihrem Vortheil sein blindes Zutrauen unterhalten und seine Leichtgläubigkeit gemißbraucht haben. Ich will hier nur einige Züge ausheben, theils weil die Zeit derselben über die Periode hinausgeht, in der ich mir Stillschweigen auferlegt habe, theils weil sie zu interessant sind, um übergangen zu werden und hier natürlich Platz finden. Man erinnere sich an das berühmte Abentheuer, das dem Bischoff von Frejus fast seinen Sturz drohte. Er war immer bey der geheimen Arbeit zugegen. Monf. le Düc, den er bey dem Tode des Herzogs von Orleans zum Minister gemacht hatte, dem Namen nach, während er die Sache für sich behielt, wollte, auf Anreizen seiner famösen Maitresse, Frau von Poie, seiner Gegenwart los seyn und mit dem König allein arbeiten. Er hatte eben erst dessen Vermählung gestiftet und vermochte alles über die junge Königin. Diese wußte es zu machen, daß der König kurz vor der Stunde der Arbeit zu ihr kam; Monf. le Düc fand sich daselbst mit seinem Portefeuille ein und unterdessen wartete der Bischoff von Frejus im Kabinet des Königs. Müde, eine Stunde lang daselbst passen zu müssen, schickte er zur Königin um zu erfahren, warum der König so lange bey ihr verzögere; man ließ ihm sagen, er arbeite mit ihr und mit Monf. le Düc allein in ihrem Cabinet, wo sie doch nur kurze Zeit bey den beyden gewesen war. Der Bischoff, welcher wußte, was er über den König vermochte, ging zu Hause und noch denselben Abend nach Issy, von wo aus er an den König einen Brief schickte, dessen Inhalt und Wirkung bekannt ist. Damals war Robert Walpole, so wie jetzt noch, das Haupt der englischen Regierung und sein Bruder Horazius war Ambassadeur in Frankreich, was er so lange geblieben ist. Dieser begab sich gleich den andern Morgen nach Issy zum Bischoff, als es noch unentschieden war, ob er ohne Wiederkehr verloren und gestürzt sey oder ob ihn der König wider Willen des Monf. le Düc zurückrufen und ihm den vorigen Platz wieder geben würde. Der Bischoff war durch den Schritt des listigen Engländers in dieser Krise so gerührt, daß er ihn für seinen besten Freund hielt. Der Ambassadeur riskirte aber

dabey

dabey nichts und hatte von Monſ. le Duc nichts zu fürchten, wenn der Biſchoff ausgeſchloſſen blieb; wurde er wieder angenommen, ſo war es ein Streich, der ihm vielen Vortheil bringen mußte. Dieß war auch ſo. Als er mehrere Jahre nachher erſter Miniſter geworden war und Monſ. le Duc und Frau von Poie geſtürzt hatte, denen er eben ſo wenig als der Königin je die Gefahr vergeſſen konnte, in die ſie ihn gebracht hatten, ergab er ſich ganz den Engländern, mit einer Anhängigkeit, die jedermann in die Augen ſprang. Ich entſchloß mich endlich, ihn darüber zur Rede zu ſetzen, und ich ſagte ihm eines Tages, was ich darüber dächte, und ſtellte ihm vor, in welche weſentliche Nachtheile er ſich ſetzen ließ und noch vieles andere, das hier außer ſeiner Stelle ſeyn würde. Was die Geſchäfte betraf, ſo ging er auf die Sache ein; aber über meine Bedenklichkeit wegen ſeines Zutrauens zu Walpole, zu deſſen Bruder und den Engliſchen Miniſtern lächelte er. Sie wiſſen ja nicht alles, ſprach er; wiſſen Sie wohl, was Horazius für mich gethan hat? Und nun fing er an mir jenen Beſuch als einen heldenmüthigen Zug von Anhänglichkeit und Freundſchaft zu rühmen, der keinen Zweifel zuließe. Wiſſen Sie, fuhr er fort, daß er mir alle ſeine Depeſchen zeigt und daß ich ihm ſeine Antworten dictire, daß er nichts ſchreibt, als was ich will? Es iſt freylich ein Geheimniß, aber ich will es Ihnen vertrauen; Horaz iſt mein intimer Freund, er hat ein ungetheiltes, ich ſage blindes, Zutrauen zu mir. Er iſt ein ſehr ſtaatskluger Mann, er gibt mir von allem Rechenſchaft; er iſt mit ſeinem Bruder Robert ganz eins, welcher der größte Staatsmann von Europa und der Beherrſcher von England iſt: wir treffen mit einander Uebereinkunft, thun alles in Gemeinſchaft und laſſen die Leute reden. Ich war ganz außer mir vor Erſtaunen, und weniger über die Sache ſelbſt als über die Mine der Wohlgefälligkeit, der Ruhe und des innern Wohlbehagens, mit der er dieß ſagte. Ich fuhr fort in ihn zu dringen und fragte, wer ihm denn die Gewißheit gäbe, daß Horazius nicht doppelte Depeſchen empfing und ſchrieb und ihn auf die Weiſe ohne Mühe betröge. Er lächelte mit innerm Selbſtvertrauen. Ich kenne ihn zu gut, verſetzte er; er iſt einer der ehrlichſten, aufrichtigſten, des Betrugs unfähigſten Männer, die es geben kann, und nun fing er an tauſend Beyſpiele und Handlungen anzuführen, womit ihn Horaz

zum

zum besten gehabt hatte. Das Ende von der Sache war, daß, nachdem sie Frankreich gegen Spanien und gegen sich selbst und gegen seinen Handel und seine Größe gemißbraucht und bis zur Erklärung des kurzen Krieges von 1733 zum besten gehabt hatten, die Walpoles seine Vertrauten, seine theuern Freunde, die nur nach seinen Befehlen und Lenkung handelten, im versammelten Parlamente seiner auf das grausamste spotteten und Punkt für Punkt den plumpen Betrug vor aller Augen darlegten, den sie zu ihrem Vortheil und zu unserm größten Schaden sechs Jahre hindurch mit unserm Minister gespielt hatten. Dieser gerieth darüber in die äußerste Wuth, die ihn aber nicht klüger machte. Er warf sich nun dem Herzog von Lothringen, dem gebornen Feind Frankreichs, und durch ihn dem Kaiser in die Arme. Dieser Monarch, Sklav seiner Würde und Größe, gab sich nicht so dazu her, wie der Herzog es wollte, der unserm Hofe näher war und durch die Leute, die er daselbst unterhielt, ihn von innen und von außen kannte. Lecheren, der durch unzählige überall gespielte Intriguen sich eines Kardinalshutes vom Könige August versichert, ihn aber durch seine unordentliche Aufführung so gut als verloren hatte, verkaufte ihn an den Grafen von Zinzendorf für seinen Sohn, der, wiewohl noch nicht über drey oder vier und zwanzig Jahre alt, durch Unterstützung des Kaisers und unterm Vorwand der Polnischen Ernennung, ihn auch wirklich erhielt. Lecheren erhielt dafür viel baar Geld, das Bisthum Namur, das Versprechen eines bessern und den vollkommensten Eingang beym Kaiser, den Zinzendorf damals beherrschte. Dieser kannte unser Terrain so gut, wie der Herzog von Lothringen; er leistete ihm Beystand und brachte es bey dem Kaiser dahin, daß er eigenhändig an den Kardinal Fleury schrieb, ihn mit Schmeicheleyen und Lobsprüchen überhäufte, ihm sein Zutrauen zu erkennen gab und aus großer Achtung für seine Rechtschaffenheit und Fähigkeiten sich von ihm leiten lassen zu wollen vorgab. Der Kardinal war vor Freuden außer sich, er hatte vielleicht nie etwas von der ähnlichen List Karls V. gegen den Kardinal Wolsey gehört; er wurde immer mehr von dem Kaiser und dem Herzog von Lothringen eingenommen, dem letztern glaubte er das Zutrauen danken zu müssen, für ihn that er alles und durch seine Hände ging der Briefwechsel, der unsern Ministern und den intimsten Secretärs des Kardinals

dinals unbewußt, welche von diesen Briefen nichts als die Aufschrift zu sehn bekamen, später zwischen dem Kaiser und ihm geführt wurde. Ich beging wieder die Sottise, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er betrogen werde. Er erzählte mir mit derselben Mine der Wohlgefälligkeit und des Selbstvertrauens diesen Briefwechsel, und ohne Ceremonie, setzte er hinzu, schreibe ich ihm rundheraus, was ich denke; er antwortet mir mit einer Freundschaft, Vertraulichkeit und einem Respect, der für dieses Verhältniß nicht größer seyn kann; und nun fing er an auf die Sachen selbst einzugehen, die aber noch weit bodenloser waren, als damals bey dem Engländer, und schwätzte viel. Jener kurze Krieg vermochte ihm nicht die Augen zu öffnen, er glaubte den Frieden durch sein Wort kraft seines persönlichen Ansehens zu Stande gebracht zu haben. Er erzählte es mir zu Issy, als ich von la Frete zurück kam; und Lothringen, sagte ich, bedingen Sie nicht aus? Der gute Mann wurde etwas verlegen und sagte, Campredon sey zu voreilig gewesen und habe wider seinen Befehl unterzeichnet. Aber Lothringen? fuhr ich fort. Ja Lothringen, erwiederte er, das haben sie durchaus nicht abtreten wollen. Campredon hat unterzeichnet und wir haben unsre Anerkennung nicht verweigern wollen. Es war einmal geschehen. Hierauf stellte ich ihm die Folgen der von ihm garantirten pragmatischen Sanction vor, welche Gefahr es für Frankreich sey, wenn der Kaiser Lothringen besitze, der diesen Staat befestigen, Truppen daselbst halten, Elsaß und die Franche-Comté von uns abschneiden und uns nöthigen könne, eine zweyte befestigte Grenze in den Bisthümern und in Champagne zu unterhalten, wofern wir ihn hindern wollten, in Paris zu seyn, sobald er wollte; und wie wenig man sich mit Versprechungen begnügen könne, zeige die Geschichte Ferdinands des Katholischen und Ludwigs XII und Karls V und Franz I, wiewohl bey diesen die große Verschiedenheit Statt gefunden habe, daß sie, wenn sie von den Ansprüchen an Italien abstanden, doch von dieser Seite, wegen den dazwischen liegenden Alpen und Staaten von Savoyen Ruhe und Sicherheit hatten, statt daß uns die Lage von Lothringen beständig und augenblicklich Gefahr drohe. Dieses Gespräch, in welchem ich mich mehr über diese Dinge verbreitete und mehr Nachdruck brauchte, und das er, bis zu Ende, ohne mich zu unterbrechen, mit der größten Aufmerksamkeit

samkeit anhörte, versetzte ihn in ein tiefes Nachdenken, das uns beyde, da wir zu sprechen aufgehört hatten, lange in Stillschweigen ließ. Er unterbrach es zuerst, um von etwas anderm zu sprechen. Einen Monat nachher erfuhr ich, daß man uns Lothringen gänzlich und für immer abtrete; ich war darüber sehr erfreut und ich gestehe, daß ich Ursache davon zu seyn glaubte, wiewohl ich mich hütete das geringste davon merken zu lassen. Das sonderbarste dabey war, daß nachher der Kardinal und ich nie wieder von Lothringen mit einander gesprochen haben. Man hat bey dem Tode des Kaisers, dessen Narr bis dahin der Kardinal gewesen war, alle die von ihm gegen uns geschlossenen und unterzeichneten Tractaten gesehen und hat den Krieg erklären sehen, unter welchem Ludwig XIV fast erlegen wäre. Die Niedrigkeiten Zinzendorfs zu Soissons, die Einwilligung des Kaisers zu seiner Erhaltung des Kardinalshutes vor der Kardinalspromotion waren die Vorbereitung gewesen, welche Lecheren und der Herzog von Lothringen einen Monat vor dem Tode des Kaisers, welcher Ursache war, daß jene schon ganz gebildete und zum Ausbruche fertige Ligue entdeckt und in der Geburt erstickt wurde, zu so gefährlichen Absichten zu benutzen wußten. Schmerling, der hier alles für den Kaiser führte, während Lichtenstein den Glanz und den Namen hatte, gab in dem Vorzimmer des Kardinals und zwar öffentlich vor aller Augen, dem ersten Kammerdiener des Kardinals Barjac, dessen vertrautes Verhältniß mit ihm und Credit jedermann gekannt hat, eine reiche goldene Kette mit dem Medaillon des Kaisers, in dessen Namen, zum Geschenk, und sagte ihm in dessen Namen Dank für die Sorge, die er für die Gesundheit seines Herrn trage und zum Zeichen dieses Dankes und zur Ermunterung, so fort zu fahren, mache ihm der Kaiser dieses Geschenk. Barjac nahm es an, der Kardinal war darüber entzückt und der ganze Hof stumm vor Erstaunen. Endlich hatte sich der Holländische Ambassadeur ebenfalls durch Schmeicheleyen der Art seines Zutrauens bemächtigt. Er hatte viel Gefallen an ihm und überließ sich ihm ganz in der Periode nach des Kaisers Tode; er glaubte über Holland zu disponiren und wurde beständig in diesem Irrthume gehalten bis zum Ausbruch der letzten Revolution in Rußland zum Besten der Elisabeth, wobey die Quadrupler Allianz Englands, Oestreichs, Dänemarks und Rußlands an

Tag

Tag kam, als der Courier, welcher die Ratificationen derselben nach Petersburg brachte, die ganze Lage der Dinge daselbst verändert fand, diejenigen, denen er sie brachte, vom Throne gestürzt und im Gefängniß und Elisabeth, bis jetzt eine ehrenvolle Gefangene, in ihren Platz auf den Thron eingesetzt.

Fleury war sein ganzes Leben Höfling des Marschalls von Villeroy gewesen. Er sah Frau von Dangeau und Frau von Levis in vertrautem Verhältniß mit Frau von Maintenon und in den innern Cirkeln des Königs; er hatte Hrn. und Frau von Dangeau immer den Hof gemacht, bey denen oft viel Gesellschaft vom Hofe war und die vertraute Freunde des Marschalls waren; und bey Frau von Levis suchte er Eingang zu finden und gewann sie durch seine Manieren, seine Geschmeidigkeit und Worte. Bey der außerordentlichen Gunst, die er den Marschall von Villeroy beym Könige genießen sah, bey dem ihn Frau von Maintenon wieder emporgebracht hatte und rastlos unterstützte, zweifelte er nicht, daß er an den Verfügungen des Königs Theil habe, besonders seit er ihn als Beauvilliers's Nachfolger im Conseil sahe. Er hatte dem Herzog dû Maine immer den Hof gemacht; und aus allem diesen schloß er, daß, wenn er sich durch diese beyden Damen den Weg bahnte, er Instructor werden könne. Beyde waren ihm vollkommen zugethan. Frau von Dangeau vermochte viel über den Marschall von Villeroy: dieser und der Herzog dû Maine waren Theilnehmer des innern Rathes, dessen Haupt Frau von Maintenon war. Die Jesuiten kannten ihn zu gut, um ihm zu trauen, und dieß machte sein Glück. Frau von Maintenon haßte die Jesuiten; der Marschall von Villeroy war im Innern seines Herzens eben so wenig ihr Freund, und der Herzog dû Maine kannte sie zu gut, um aus ihrer Mitte einen Instructor zu wünschen, der von ihnen geleitet, unterrichtet, unterstützt wäre. Die beyden Damen brachen bey Frau von Maintenon die Bahn, und fanden gute Aufnahme. Frau von Dangeau sprach mit dem Marschall von Villeroy und dieser entschied sich leicht für einen Menschen, den er von jeher protegirt hatte, so daß er ihn oft in seinem Hause Wohnung gegeben hatte. Dieser eröffnete es dem Herzog dû Maine, welcher, da er nichts gegen Fleury hatte und die Neigung der Frau von Maintenon sahe, sich leicht ihn zu unterstützen

entschloß. Nachdem diese Maaßregeln getroffen waren, sah Fleury ein, daß er nun jeden Vorwand, der ihm hinderlich seyn könnte, wegräumen und daher das Bisthum am äußersten Ende des Königreichs aufgeben müsse. In dieser Absicht bat er unter dem Vorwande seiner Gesundheit, daß man es ihm abnehmen möchte. Der P. Tellier, so klug und hellsehend er war, wurde den Kunstgriff nicht gewahr, der Schritt schien ihm ganz gleichgültig zu seyn; es wurde dadurch ein Bisthum für eine seiner Creaturen offen und er suchte nur so wohlfeil als möglich dabey wegzukommen, indem er Fleury nur eine unbedeutende Abtey zudachte. Die Abtey Tornus wurde bald darauf vakant, sie wurde Fleury angetragen, und er nahm sie vor der Hand ohne lange zu handeln an, um in der Nähe auf das große Ziel sein Augenmerk richten zu können, um deßwillen er Frejus verlassen hatte. Er ließ an die Geistlichkeit seiner Dioces ein Abschiedsschreiben ergehen, dessen Ton und Inhalt nicht sehr gebilligt wurde. Der Böse trieb bald sein Spiel damit. Fleury hatte, da ihm weder die Wissenschaft, noch Moralität, noch Religion sehr am Herzen lag, dogmatische Streitigkeiten immer zu vermeiden gesucht. Da er die Jesuiten nicht zu Freunden hatte und in den bessern Gesellschaften eingeführt war, so hatte er sich keinen Zwang angethan, die gegen die Jansenisten angestellte Inquisition und Verfolgung zu tadeln und hatte seine Dioces immer in Ruhe gelassen. Die Idee, Instructor zu werden, ließ ihn hierin sein Betragen ändern. Er wollte die Klippen aus dem Wege räumen und allem zuvorkommen in Rücksicht eines so kützlichen und unumgänglichen Punktes, und das letzte halbe Jahr seines Bischofthums zu Frejus war er mit nichts anderm beschäftigt, als Inquisition über Lehre, Bücher, Confessoren anzustellen und die wenigen Nonnen seiner Dioces zu plagen. Da er Aufsehn erregen wollte, so war der Lerm größer als das Uebel, das er stiftete; aber dieser Lerm, der so ganz nach seiner Absicht war, und den seine Freunde am Hofe geltend zu machen wußten, erscholl bis in die Niederlande und in die Einsamkeit des P. Quesnel. Er hatte so eben sein siebentes Memoire zur Prüfung der Constitution vollendet, das erst im J. 1716 gedruckt worden ist, und arbeitete an der Vorrede, als er das Abschiedsschreiben Fleurys an den Clerus seiner Dioces erhielt, auf den er schon lange wegen der kürzlich angenommenen Rolle eines neuen

Ver-

Verfolgers aufgebracht war. Er konnte der Lust nicht widerstehen, den neuen Eifer Fleurys zu züchtigen, und er that es in dieser Vorrede, der er eine mit dem beißendsten Spotte gewürzte Satyre einschaltete, in welcher Fleurys schönes Sendschreiben jämmerlich zugerichtet war. Inde irae. Fleury war mit seiner lachenden sanften bescheidenen Miene innerlich der stolzeste, der unversöhnlichste Mensch, den ich je gekannt habe. Er verzieh dieß dem P. Quesnel nie und daher kam ihm der beyspiellose, wüthende Haß, von dem er unaufhörlich zu den entsetzlichsten Grausamkeiten gegen die Jansenisten und Anticonstitutionärs getrieben wurde, und welcher ihn jene höllischen Maaßregeln zur Fortsetzung dieser Tyranney nach seinem Tode auf Kosten der Kirche und des Staates ergreifen ließ.

Harlay,

erster Präsident des Parlamentes.

Harlay war ein kleiner Mann mit einem Gesicht von der Form eines geschobenen Vierecks, mit einer großen Habichtsnase, mit Geyeraugen, womit er alles verschlingen und alles durchboren zu wollen schien. Er trug einen Ueberschlag und eine schwarze weißgepuderte Perüque, beyde fast nicht länger als wie sie die Geistlichen tragen; eine Mütze, lange Manschetten nach Art der Priester und des Kanzlers, aber netzartig; sein Rücken war gekrümmt, seine Sprache langsam und abgewogen, eine alte gallische Aussprache, oft auch dergleichen Worte und Redensarten; sein ganzes Aeußere erzwungen, affectirt; die Miene eines Heuchlers, sein Anstand erborgt und cynisch, tiefe Verbeugungen, sich immer an den Wänden hindrückend mit der Miene der Ehrerbietung, durch welche Kühnheit und Unverschämtheit hindurchblickten; abgezirkelte Reden, aus denen immer Stolz jeder Art und so weit er es wagte, Verachtung und Spott sprachen; Sentenzen und Maximen seine gewöhnliche Sprache, selbst in gemeinen Gesprächen; immer laconisch, nie ohne Zwang und eben so niemand, wer bey ihm war; viel natürliche Anlage und Umfassung des Geistes; viel Durchdringung; eine große Kenntniß der Menschen, besonders derer, mit denen er zu

thun hatte; viel schönwissenschaftliche Bildung; eine tiefe Kenntniß des Rechts und, was zum Unglück so selten geworden ist, des Staatsrechts; viel Belesenheit und Gedächtniß; und bey einer Langsamkeit, aus der er sich ein Studium gemacht hatte, eine Sicherheit, Schnelligkeit und Lebhaftigkeit der Gegenantwort, die bewundernswürdig war; eine Ueberlegenheit über die geübtesten Procureurs in der Kunst des Palais; ein unvergleichliches Talent zu herrschen, wodurch er sich ein solches Ansehn über das Parlament erworben hatte, daß alle Mitglieder dieses Corps wie Schüler gegen ihn waren und die große Chambre und die versammleten Enquetes wie Knaben vor ihm standen, die er nach Willkühr beherrschte und lenkte, oft ohne daß sie es bemerkten, aber wenn sie es auch fühlten, ohne daß sie sich gegen ihn zu rühren wagten, und ohne je jemanden ohne Ausnahme eine Freyheit oder Vertraulichkeit gegen sich verstattet zu haben; prachtliebend bey Gelegenheiten aus Eitelkeit; gewöhnlich frugal aus demselben Stolze und bescheiden in seinen Meubles und Equipage, um die Sitten der alten Magistratspersonen nachzuahmen. Es war in der That sehr zu bedauren, daß so viel gute Eigenschaften und so viel natürliche und erworbene Talente von aller Tugend entblößt, und nur dem Bösen, dem Ehrgeize, der Habsucht, dem Laster geweiht waren. Von Natur stolz, giftig, boshaft, lasterhaft; demüthig, niedrig, kriechend vor seinem Bedürfniß; falsch und heuchlerisch in allen seinen Handlungen, selbst in den gewöhnlichen und in den alltäglichsten; gewissenhaft gerecht für den äußern Schein gegen Hinz und Kunz; die übertriebenste mit allen möglichen Kunstgriffen unterstützte Ungerechtigkeit, wenn es sein Vortheil, seine Leidenschaft und besonders die Laune des Hofes und des Glückes foderte. Man hat davon die auffallendsten Proben gesehen, zu Gunsten des Herzogs von Luxemburg gegen uns. Einige Zeit nach unserm Endurtheil, wovon ihn unsre Protestation ausgeschlossen hatte, wollte der König seine Meynung über diese Sache hören. Er gab zur Antwort, daß die Herzöge alles mögliche Recht für sich hätten, und daß er immer dieser Meynung gewesen sey. So groß ist die Gewalt der Wahrheit, daß sie selbst denen, die sie bekämpfen, das schimpflichste Geständniß abzwingt: konnte dieser Richter mehr thun, nach dem, was er in diesem Processe gethan hatte? Man weiß,

durch

durch welche Infamie er sich das Depositum zueignete, welches ihm sein Freund Rüvigny anvertraut hatte. Aus diesen bekannten Fakten kann man auf das schließen, was weniger bekannt ist. Seine so verderbte Seele wurde, nicht von Gewissensbissen — denn diese kannte er nicht, oder ließ wenigstens nie merken, daß er davon ergriffen werde. — sondern von einer Laune gequält, welche an Wuth gränzte, die ihn nie verließ und ihn zum Schrecken und zur tödlichen Quaal aller die mit ihm zu thun hatten, machte. So wie sie seiner selbst nicht schonte, so schonte sie niemandes; ihre Ausbrüche waren häufig und stark. Die Freude war allgemein, als man von ihm befreyt war, und das Parlament, das unter seinem harten Joch bisher geseufzt hatte, hatte wohl die größte. Es ist schade, daß man nicht Harlayana von allen seinen Aussprüchen gesammlet hat, welche diesen Cynicker charakterisiren und die zugleich eine angenehme Unterhaltung gewähren würden. Mehrere sind von ihm öffentlich auf seinem Zimmer, und ganz laut bey voller Versammlung gesagt worden. Ich kann mich nicht enthalten, einige der hervorstechendsten anzuführen.

Montataire, Lassays Vater, den Mad. la Ducheſſe im J. 1724 das Ordensband verschafft hatte, hatte zu seiner zweyten Frau eine Tochter des Bussi Rabutin genommen, der durch seine histoire amoureuse des Gaules, die ihn für den Rest seines Lebens unglücklich gemacht hat, so bekannt ist. Mann und Frau, die ich beyde gekannt habe, waren beyde große Sprecher, und, wie man sagt, sehr große Chikaneurs. Sie kamen zum ersten Präsidenten zur Audienz. Als die Reihe sie traf, und der Präsident zu ihnen kam, wollte der Mann das Wort nehmen, aber die Frau ließ ihn nicht reden, sondern fing selbst an, ihre Sache aus einander zu setzen. Der Präsident hörte einige Zeit zu; hierauf unterbrach er sie und sagte: ist das ihre Frau, mein Herr? Ja, mein Herr, antwortete Montataire über die Frage sehr betroffen. Wie sehr beklag ich sie, mein Herr, versetzte der erste Präsident, indem er mitleidig die Achseln zuckte, und wandte sich von ihnen weg. Alle, die es hörten, konnten sich des Lachens nicht enthalten, und die beyden gingen bestürzt und aufgebracht hinweg, ohne von dem ersten Präsidenten außer dieser Sottise etwas erhalten zu haben. — Frau von

Lillebonne hatte ein ähnliches Schicksal. Sie war einst mit ihren Töchtern ebenfalls bey ihm in Audienz, und ihres Ranges, ihres Ansehens und Credits, und des Credits ihrer Töchter ungeachtet, war die Antwort so grausam, daß sie vor Zorn und Aerger in Thränen zerfließend hinweggingen. — Die Jesuiten und die Väter des Oratoriums waren auf dem Punkte, mit einander zu streiten; der erste Präsident ließ sie zu sich berufen, und wollte sie vergleichen. Er verhandelte einige Zeit mit ihnen, hierauf gab er ihnen das Geleit, und sagte zu den Jesuiten: ehrwürdige Väter, es ist ein Vergnügen mit ihnen zu leben, und ein Glück, sagte er zu den Vätern des Oratoriums, zu denen er sich schnell umwandte, mit ihnen, ehrwürdige Väter, zu sterben. — Der Herzog von Rohan ging unzufrieden aus seiner Audienz; lebhaft und heftig wie er war, hatte er seine Begleitung verbeten, und nach einigen Complimenten glaubte er, dieß von ihm erhalten zu haben. Er geht die Treppe hinunter, indem er sich gegen seinen Intendanten, den er bey sich hatte, seiner Galle entledigt. Unterwegs sieht sich sein Intendant um, und erblickt den ersten Präsidenten, der ihnen auf den Fersen folgt; er ruft seinem Herrn zu, um ihn davon zu benachrichtigen, dieser wendet sich um, und fängt an Complimente zu machen, daß der Präsident zurückgehn solle. O mein Herr, sagte der erste Präsident, Sie sagen so schöne Sachen, daß man sich unmöglich von Ihnen trennen kann; und er verließ ihn in der That nicht eher, bis er ihn in Wagen steigen und fortfahren gesehn hatte. — Die Herzogin de la Ferte war bey ihm gewesen, um sich Audienz zu erbitten, und da jedermann seine üble Laune erfuhr, so beklagte sie sich darüber beym Weggehn gegen ihren Agenten, und nannte den Präsidenten einen alten Affen; er folgte ihr und sagte kein Wort. Sie wurde seiner endlich gewahr, hoffte aber, daß er es nicht gehört habe, und er, ohne sich etwas davon merken zu lassen, hob sie in den Wagen. Kurze Zeit darauf wurde ihre Sache vorgenommen, und unverzüglich gewonnen; sie eilte zum ersten Präsidenten, und sagte ihm allen möglichen Dank. Er, demüthig und bescheiden, beugte sich ehrerbietig; hierauf trat er ihr dicht unter die Augen und sagte ganz laut vor allen Anwesenden: Madame, ich bin sehr erfreut, daß ein alter Affe etwas für eine alte Aeffin hat thun können; worauf er ganz demüthig, ohne weiter ein

Wort

Wort zu sagen, ihr seine Begleitung anbot: denn das war seine Manier, wie er sich von den Leuten los machte, daß er sie immer von einer Thür zur andern führte und sie da selbst ließ. Die Herzogin de la Ferté hätte ihn ermorden oder umsinken mögen; sie wußte nicht mehr was sie sagte und konnte seiner gar nicht los werden, und Er begleitete sie im tiefsten Stillschweigen voll Ehrfurcht und mit gesenktem Haupt bis an ihren Wagen. — Leute von gewöhnlichem Stande behandelte er ganz verächtlich. Er entblödete sich nicht, einem Sachwalter und Agenten, den Leute von Ansehn mit in die Audienz gebracht hatten, um ihre Sache besser als sie es konnten, zu führen, öffentlich zu sagen: schweigen Sie, mein Freund, mit Ihnen spreche ich nicht: und hieraus kann man sich von dem übrigen Hergang der Sache einen Begriff machen. Nicht viel besser behandelte er gewisse Räthe. Die beyden Brüder Daublet, welche beyde Räthe waren, und wovon der älteste Verdienst, Fähigkeit und Achtung besaß, hatten die Güter Porsan und Croi gekauft, und die Namen von denselben angenommen. Sie kamen zum Präsidenten zur Audienz; dieser kannte sie sehr gut, aber dennoch fragte er, wer sie wären? Bey Nennung ihres Namens warf er sich sogleich in die ehrerbietigste Verbeugung, und indem er sie ansah, als wenn er sie kennte, sagte er mit dem größten Ausdruck des Erstaunens: ich kenne Sie, und wandte sich von ihnen weg. — Während der Ferien war er in seinem Hause zu Grosbois. Zwey junge Räthe, welche sich in der Nachbarschaft befanden, besuchten ihn daselbst. Sie trugen graue Reiseröcke, und die Halstücher durch ein Knopfloch gezogen, wie es damals Mode war. Dieß reizte die Laune des Cynikers; er rief einen seiner Leute, eine Art von Stallmeister, zeigte hierauf auf einen seiner Lakaien und sagte: den Augenblick jage mir diesen Hundsfot fort, der so unverschämt ist, das Halstuch wie diese Herrn zu tragen. Die Herren fielen fast in Ohnmacht, gingen so bald als möglich ihrer Wege und nahmen sich fest vor, nie wieder zu ihm zu gehen. — Seine wenigen Vertrauten und selbst seine Familie litten nicht weniger von dieser Laune als andere. Seinen Sohn behandelte er wie einen Neger; es gab beständig Auftritte zwischen ihnen. Sie wohnten und speisten zusammen und niemals sprachen sie von etwas anderm, als vom Regen und schönen Wetter. Hatten sie in häuslichen oder andern

Angelegenheiten, was beständig der Fall war, mit einander zu thun, so schrieben sie sich und von einem Zimmer zum andern gingen versiegelte Billets. Die des Vaters waren unbarmherzig; die des Sohnes, welcher gern widerbelferte, sehr spitzig; niemals ging er zu seinem Vater, ohne daß er ihn fragen ließ, ob er nicht incommodire. Der Vater antwortete, wie er einem Fremden geantwortet haben würde. Sobald als der Sohn erschien, stand der Vater auf, den Hut in der Hand, befahl dem Herrn einen Stuhl zu bringen und setzte sich nur zugleich mit ihm wieder nieder. Bey dem Abschiede stand er auf und machte ihm eine Verbeugung. Frau von Moussy, seine Schwester, sah ihn auf eine nicht viel ungenirtere und vertraulichere Weise, ob sie gleich mit ihm in einem Hause wohnte; und er that oft bey Tische solche Ausfälle auf sie, daß sie auf ihrem Zimmer zu speisen sich bequemen mußte. Sie war eine Heilige von Profession, die in Ton und Manieren, in ihrem geschraubten und affectirten Wesen ihrem Bruder sehr ähnlich war. Die Schwiegertochter, eine sehr reiche Erbin aus Bretagne, war bey aller Tugend und Sanftheit das Opfer dieser drey. Der Sohn hatte alles das Böse seines Vaters, aber nicht das Gute; eine Composition von dem hirnlosesten Stutzer und der gravitätischsten, strengsten, auf Stelzen gehenden Magistratsperson; eine Art von Narr, der dabey außerordentlich verschwenderisch und ausschweifend war. Er und sein Vater hatten sich eingebildet, Verwandte des Grafen von Oxford zu seyn, weil dieser Harlay hieß. Welch ein glorreicher, so durchaus glorreicher Stamm, und welche affectirte Demuth!

Heinsius,

Großpensionnär.

Frankreich verlor im J. 1720 einen seiner unversöhnlichsten Feinde, aber in einer Zeit, wo er ihm nicht mehr schaden konnte, durch den Tod des berühmten Heinsius, Pensionnär von Holland. Er war ein und achtzig Jahr alt, sein Geist war aber noch so lebhaft wie im vierzigsten; seine Gesundheit noch rüstig. Eine Krankheit von wenig Tagen, an welcher der Kummer vielen Theil hatte, war sein Tod; er

starb

starb im Haag am 3. August. — Geschöpf und nachher innigster Vertrauter, allesgeltender Rath des Prinzen von Oranien und das Werkzeug der unumschränkten Autorität und Gewalt, die er sich in den vereinigten Provinzen erworben, und hatte ganz dessen Interesse, Neigungen, Haß eingesogen. Er folgte ihm zwar nicht in seinen Chargen und in der Autorität, welche sie geben, aber wohl in seinem ganzen Einfluß auf die Gemüther und in seiner Regierungskunst, und wurde, wie er, das erste bewegende Prinzip und gleichsam der Herr aller wichtigen Deliberationen seiner Republik.

In der Leidenschaft für seinen großen Plan, Frankreich und den König zu demüthigen, geschmeichelt von der kriechenden Art, mit welcher ihm der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough den Hof machten, die oft zwey Stunden in seiner Antichambre warteten, wollte er nichts vom Frieden hören, und diese drey hatten nichts weniger zum Zweck, als Frankreich noch unter den Frieden von Vervins zu demüthigen. Die Finanzen des Kaisers, wiewohl er der am meisten interessirte war, waren immer sehr schlecht bestellt; so eifrig auch die Engländer waren, so fühlte doch ihr Parlament die Last einer so ungleichen Vertheilung und verstand sich bey weitem nicht zu dem, was man von ihm hoffen mußte. Es fiel also auf Holland die Last, zu ersetzen, was diese beyden Mächte fehlen ließen. Sein Haß und die Schmeicheleyen der beyden Helden der Zeit verblendeten Heinsius, er vollendete den Ruin seiner Republik, über welche sein Credit schaltete. Er war dreißig Jahre Pensionär, und nie ist ein Pensionnär so Herr aller Geschäfte gewesen, man könnte sagen, so absoluter Herr, wenn die Form der Regierung nicht bey alle dem seine kluge Einkleidungen und Manövres verlangt hätte, die aber immer vollkommen gelangen. Man kann darnach von der Fähigkeit, Kenntniß, Geschicklichkeit, Beredtsamkeit, Erfahrung und Geistesstärke dieses Ministers urtheilen, der, ohne Statthalter seit dem Tode des Königs Wilhelm, sich in allem als das Haupt, den ersten seiner Republik sah, die so lange her, seit der Zeit des Königs Wilhelm und nachher, blind seinem Antrieb und Rath zu folgen gewohnt war. Aber nach geschloßnem Frieden, als der Rausch der Hoffnungen, welche ein bis zum Erstaunen glücklicher Krieg gab, vorüber war

und kalte Besinnung eintrat, sah endlich die Republik, wohin sie Heinsius Leidenschaft geführt, und fühlte mit Schrecken die ungeheure Last von Verpfändungen und Schulden, welche er auf sie gewälzt hatte. Die Augen öffneten sich über Heinsius Verwaltung, die Unzufriedenheit brach aus, der Credit des Ministers sank, er sah sich in der größten Verlegenheit, um sich zu vertheidigen, daß er die Republik in diesen Abgrund gestürzt, Kränkung und Verdruß waren häufig, zuletzt ununterbrochen: und dieß brachte ihn ins Grab. Außer der Stelle des Pensionnärs hatte er noch die Siegel in seinen Händen, damit ja nichts seiner Gewalt fehlte. Die Generalstaaten trennten nunmehr die beyden Aemter; und nachdem sie sechs Wochen und noch länger deliberirt hatten, gaben sie, den 20. Septbr., die Siegelbewahrung dem Baron von Wessenaer, Statsumberg und die wichtige Stelle des Pensionnärs von Holland und Westfrisland dem Pensionär der Stadt Rotterdam Hoornberg.

Graf von Horn.

Der Graf von Horn ging den Freytag der Marterwoche 1700 in die Straße Quinquampoix, um, wie er sagte, für 100000 Thaler Aktien zu kaufen, und bestellte dazu einen Agioteur in ein Trinkhaus. Der Agioteur fand sich daselbst mit seinem Portefeuille und mit Aktien ein: der Graf von Horn kam auch dahin, begleitet, wie er zu ihm sagte, von zweyen seiner Freunde. Sogleich fielen die drey über den Agioteur her; der Graf von Horn versetzte ihm mehrere Dolchstiche und nahm ihm sein Portefeuille; einer seiner zwey angeblichen Freunde, (die Piemonteser waren,) mit Namen Mille, versetzte ihm den letzten Streich, da er sah, daß er noch nicht todt war. Bey dem Lermen, den sie machten, liefen die Leute des Wirthshauses herbey, zwar nicht so schnell, daß sie nicht den Mord vollbracht gefunden hätten, aber doch zeitig genug, um sich der Mörder zu bemächtigen und sie zu arretiren. Unter dem Getümmel entwischte der andre Bandit, aber Horn und Mille konnten sich nicht retten. Die Leute des Wirthshauses schickten nach der Justiz, deren Beamten sie dieselben übergaben und diese brachten sie in die Conciergerie. Die schreckliche bey hellem Tage vollbrachte

That

That machte großes Aufsehn; sogleich aber eilten mehrere angesehene Personen, Verwandte dieses berühmten Hauses, zum Regenten und flehten um Barmherzigkeit. Dieser vermied, so viel er konnte, mit ihnen zu sprechen und befahl, wie billig, schnell und ordentlich Gerechtigkeit zu üben; endlich drangen die Verwandten bis zum Regenten hindurch, sie versuchten ihn für wahnsinnig auszugeben, indem sie sogar sagten, ein Oncle von ihm sey eingesperrt, und verlangten, daß er ins Irrenhaus oder zu den Vätern de la Charité nach Charenton gebracht würde, wo man ebenfalls Wahnsinnige aufbewahrt; aber die Antwort war, man könnte sich nicht bald genug von solchen Wahnsinnigen befreyen, die ihren Wahnsinn bis zur Wuth trieben. Da sie mit diesem Verlangen abgewiesen waren, so stellten sie vor, welchen Schimpf die Anstellung dieses Processes und seine Folgen einem so angesehenen Hause bringen würde, das allen Großen und Edlen und fast allen Monarchen von Europa befreundet sey; aber der Herzog von Orleans antwortete, die Infamie sey im Verbrechen und nicht in der Strafe. Sie stellten ihm dringend vor, daß dieses Haus die Ehre habe, mit ihm selbst verwandt zu seyn. „Nun wohl denn, meine Herren, erwiederte er ihnen, ich werde den Schimpf mit ihnen theilen.“ Der Prozeß war weder lang noch schwierig. Law und der Abbe Dübois, die so sehr für die Sicherheit der Agioteurs interessirt seyn mußten, ohne welche das Papiergeld sogleich unwiederbringlich in Verfall kam, wendeten bey dem Regenten alles an, um ihn unerbittlich zu machen. Dieser, um der Verfolgung ein Ende zu machen, der er beständig ausgesetzt war, um Gnade zu ertheilen; diese aus Furcht, daß er laß werden möchte, vergaßen nichts, um das Parlament zur Entscheidung zu treiben. Der Proceß nahm eine harte Wendung, man ging auf nichts weniger als das Rad; die Verwandten, welche die Hoffnung aufgaben, den Verbrecher zu retten, dachten nur darauf eine Milderung der Strafe zu erhalten. Einige von ihnen kamen zu mir und suchten mich zu gewinnen, daß ich sie darin unterstützen möchte, ob ich gleich in keiner Verwandtschaft mit dem Hause Horn stand. Sie stellten mir vor, daß die Strafe des Rades das ganze Haus und alle die in den Niederlanden und in Deutschland mit demselben verbundenen, in Verzweiflung setzen würde, weil in diesen Ländern eine große wichtige Verschiedenheit

zwischen

zwischen den Strafen der Leute von Stand, welche ein Verbrechen begangen, und andern statt fände; daß die Enthauptung keinen Nachtheil für die Familie des Hingerichteten haben, das Rad aber derselben eine solche Infamie zuziehen würde, daß die Oncles, die Tanten, Brüder und Schwestern und die drey folgenden Generationen von dem Zutritt in ein adliches Stift ausgeschlossen seyn würden; eine Ausschließung, die außer dem Schimpf mit großem Nachtheil verbunden sey, indem die Familien dadurch die Mittel, sich ihrer überflüssigen Lasten zu entledigen und ihre Kinder zu versorgen und die Hoffnungen auf Abteyen und souveräne Bisthümer verlören. Diese Rücksicht bewog mich und ich versprach, ihnen, diesen Grund dem Herzog von Orleans bestmöglichst vorzustellen, ohne mich jedoch zu irgend etwas als zu Bitten um Gnade verbindlich zu machen. Ich war im Begriff nach la Frete zu gehen, um daselbst der Muße der Charwoche zu genießen. Ich ging also zum Regenten und legte ihm vor, was ich so eben gehört hatte. Ich sagte ihm, wer bey einem so durchaus abscheulichen Verbrechen um das Leben des Grafen von Horn bitte, nehme nur auf das Haus Horn Rücksicht, und sey nicht sein Diener; aber ich glaubte auch, derjenige sey sein Diener nicht, der auf dem Rade bestünde, zu welchem Horn unausbleiblich verdammt werden würde. Ich glaubte, es sey ein Mittelweg zu wählen, (dergleichen er ja so sehr liebte,) der jede Foderung der Gerechtigkeit und jede billige Foderung des Publikums erfüllen, den so schimpflichen und nachtheiligen Einfluß der Strafe auf die so glänzende, in so großen Verbindungen stehende Familie verhindern und ihm die ganze Familie und alle mit ihr verbundene gewinnen würde, indem man wohl fühlen müßte, daß die Gnade des Lebens unmöglich sey; statt daß alle im entgegengesetzten Falle in Verzweiflung und Wuth versetzt würden, die bey jeder verfehlten Gelegenheit in ein Stift aufgenommen zu werden, (was jetzt eben mit der Schwester des Grafen von Horn geschehen sollte,) nur noch mehr gereizt werden würde. Ich stellte ihm vor, daß dieser Weg sehr einfach sey, nämlich er brauchte nur den Schluß auf das Rad fassen und sprechen zu lassen und die Milderung der Strafe unterzeichnet und gesiegelt in Bereitschaft zu halten, um nur das Datum im Augenblick des Beschlusses darauf setzen zu dürfen und es sogleich an die Behörde zu schicken,

und

und noch denselben Tag den Grafen von Horn enthaupten zu lassen; so nach Vollbringung der Gerechtigkeit und nach ertheiltem Verdammungsurtheile zum Rade würde das Publikum befriedigt seyn, indem der Graf Horn genug durch den Tod bestraft sey, und das Haus Horn und alle demselben Angehörige würden, zu billig denkend, um die Begnadigung zu hoffen, die sie selbst an der Stelle des Regenten nicht ertheilt haben würden, für die Rettung ihrer Ehre und der Mittel, ihre Töchter und jüngern Söhne zu versorgen, ihm dankbar seyn. Der Herzog fand, daß ich Recht hätte, billigte meine Meynung und sah ein, wie sehr sein Interesse es fodere, so viel angesehene Leute gegen sich nicht zur Verzweiflung zu bringen, indem er doch gleichwohl der Gerechtigkeit und der Erwartung des Publikums genugthue, und versprach mir meinen Rath zu befolgen. Ich sagte ihm, daß ich morgen wegreisen würde und daß Law und Dübois, die auf dem Rade bestünden, ihn hart angehen würden. Er versprach mir aber von neuem, auf der Milderung der Strafe fest zu beharren, und sagte mir über diesen Punkt alles, was ich ihm darüber hätte weitläuftig sagen können. Ich erklärte ihm, ich sey mit dem Hause Horn nicht verwandt, noch in der geringsten Bekanntschaft oder Verbindung mit demselben, oder mit einem derer, die sich für dasselbe interessirten; es seyen lediglich Gründe und Anhänglichkeit für seine Person und Interesse, das mich so sprechen hieß, und ich beschwor ihn bey diesem Entschluß zu beharren, da er das Vortheilhafte desselben und die traurigen Folgen des Gegentheiles einsähe, und sich nicht von dem falschen eigennützigen Räsonnement Laws und des Abbe Dübois irre machen zu lassen, die sich einander die Hände bieten würden, um ihn zu ihren Absichten zu bewegen. Er versprach es mir von neuem und da ich ihn gut kannte, sah ich, daß er es aufrichtig meynte. Ich beurlaubte mich und reiste den andern Tag ab. Was ich vorausgesehn hatte, traf richtig ein. Dübois und Law belagerten ihn und brachten ihn so gut herum, daß die erste Nachricht, die ich zu la Frete erhielt, war, daß der Graf von Horn und sein Helfersheifer Mille auf dem Grevepiatz lebendig gerädert worden und unter dem Rade gegen 4 Uhr des Nachmittags, auf demselben Schaffot, nachdem sie vorher auf der Folter gewesen seyen, ihren Geist aufgegeben hätten. Der Erfolg war der nämliche, wie ich ihn dem Herzog

von

von Orleans vorgestellt hatte. Das Haus Horn und aller der hohe Adel in den Niederlanden, selbst in Deutschland, waren aufgebracht und legten ihrem Unwillen in Reden und Schriften keine Fesseln an. Es wurden von ihnen sogar seltsame Anschläge zur Rache gefaßt; und noch lange nach dem Tode des Herzogs von Orleans haben einige dieser Herren noch voll von Gift darüber mit mir gesprochen.

Beylage über den Grafen von Horn, der während des Lawschen Systems lebendig gerädert wurde.

Die Thorheit des Systems, das alle Laster in Bewegung gesetzt hatte, begleiteten Verbrechen, und die jungen ausschweifenden Leute besonders erlaubten sich, um Geld zu bekommen, alle mögliche Handlungen. Der Graf von Horn ging in Begleitung zweyer Wüstlinge durch das Kloster St Germain, wo die Leiche eines Procureurs bis zu ihrer Beerdigung ausgesetzt war.

„Was machst du da?" sagte der Graf von Horn zur Leiche, „steh auf," und gab ihr mehrere Degenhiebe und warf sie um, auf der einen Seite der Weihkessel, auf der andern der Leuchter. Der Cüre beerdigte den Todten so gut er konnte und sagte kein Wort.

Den Tag darauf traf der Graf von Horn einen Herumträger, der gedruckte Befehle ausrief, er nahm ihm einen ab, und bezahlte ihm einen Thaler dafür, unter der Bedingung, daß der Kerl in den Mittelgang der Kirche St Germain einen Quaderstein trug, den er ihm zeigte.

Als er den Stein hingelegt hatte, setzte sich der Graf von Horn darauf und während der hohen Messe stimmte er den Gesang an, den man bey Beerdigungen singt, und verkündigte die Beerdigung der Bankozettel. Dießmal beklagte sich der Cüre, und der Graf von Horn wurde, wiewohl nur auf einige Tage, in die Bastille geschickt.

Als er aus der Bastille wieder entlassen war, ging er in die Straße Quincempoix und mischte sich unter die Agioteurs

teurs und spielte den Negocianten. Er bot einem Mäkler Aktien um einen sehr geringen Preis zum Verkauf an, ohne eine einzige zu haben. Die Scene ging nach Sitte der Zeit in einem Wirthshause vor sich und hier krönte der Graf von Horn seine Sinnlosigkeit und Tollheit mit dem Verbrechen, indem er den Mäkler mit einem Dolche ermordete, dem er sein Portefeuille abnahm, und dann zum Fenster hinaus sprang, um zu entfliehen; ein Lastträger aus der Halle fing ihn auf und er schmeichelte sich umsonst Gnade zu erhalten. Prinzen und Große vereinigten sich, um für ihn beym Regenten zu bitten, aber der Prinz wollte ein Beyspiel statuiren und antwortete, daß ihn nicht der Schaffot entehre, sondern das Verbrechen, und daß die Handlungen persönlich seyen. Als man ihm vorstellte, daß der Graf von Horn sein Verwandter sey, soll er gesagt haben: „Nun wohl, habe ich schlechtes Blut, so laß ich es abzapfen." Er ging heimlich nach St Cloud, um während der Execution nicht beunruhigt zu werden.

Frankreich war damals aristokratisch und man sah den Spruch des Regenten für so ungewöhnlich und hart an, daß man ihn tadelte, daß er einen Edelmann auf dem Schaffot bluten ließ, obgleich sein Verbrechen so entsetzlich war. Der ganze französische Adel tadelte ihn, das feudale Deutschland beklagte sich mit Bitterkeit und es war eine Copie von einem Briefe im Umlauf, den der Bruder des Grafen von Horn an den Regenten geschrieben hatte, worin er sich über die grausame vom Regenten so bestimmt befohlne Hinrichtung seines Bruders in folgenden Worten beklagt:

„Ich beklage mich nicht, mein Herr, über den Tod meines Bruders. Er hatte ein so schreckliches Verbrechen verübt, daß es keine Strafe gab, die er nicht verdient hatte; sondern ich beklage mich darüber, daß Sie in seiner Person die Rechte des Königreichs, des Adels und der Nationen verletzt haben. Ich danke Ihnen für die Erlassung der Confiscation seiner Güter, die Sie mir anzubieten geruhet haben; ich würde mich für eben so infam als ihn halten, wenn ich die geringste Gnade von Ew Königl. Hoheit annähme. Uebrigens hoffe ich, daß Gott und der König eben so strenge Gerechtigkeit gegen Sie üben werden, als Sie gegen meinen unglücklichen Bruder geübt haben."

Die

Die Rechte des Königreichs sollten, wie mich dünkt, dadurch verletzt seyn, daß gegen solche Mordthaten eine so strenge Gerechtigkeit geübt werde: die Rechte des Adels, daß ein Beyspiel seiner Unterwerfung unter die Gesetze gegeben und er nicht der Strafe der Verbrechen entzogen worden; aber man verzieh dem Unwillen eines Edelmanns, der sich durch die Hinrichtung seines Bruders entehrt glaubte. Man sieht indessen, welches die Früchte des Systems waren.

Jacob II.

König von England.

Dieser unglückliche Fürst, dessen Gesundheit seit seiner Rückkehr aus dem Bourboner Bad, das ihm Fagon gerathen, sich immer mehr verschlimmert hatte, verfiel den 8ten Nov. in eine Art von Paralysis, wozu noch andere Uebel kamen, welche keine Hoffnung mehr ließen. Bey diesen Umständen faßte der König einen Entschluß, welcher der Großmuth Ludwig XII und Franz I würdiger als seiner Weisheit war. Er ging von Marly, wo er war, nach St Germain. Den 17ten Septbr. befand sich der König von England so schlecht, daß, als man ihm den König anmeldete, er kaum auf einen Augenblick die Augen aufschlug. Der König sagte zu ihm, er sey gekommen ihn zu versichern, daß er wegen des Prinzen von Wallis in Ruhe sterben könnte; er würde ihn als König von England, Irrland und Schottland anerkennen. Die wenigen Engländer, die sich daselbst befanden, warfen sich ihm zu Füßen, aber der König von England gab kein Zeichen des Lebens von sich.

Der König hoffte immer, daß sein so gemäßigtes Verhalten in Flandern, die Freylassung der Holländischen Garnisonen, und die Unthätigkeit seiner Truppen, als sie alles überwältigen konnten, und nichts im Stande war, sich ihrer Gewalt zu widersetzen, Holland und England, wovon das erstere so ganz von dem andern abhängig war, vom Friedensbruch, dem Hause Oesterreich zu Gunsten, abhalten werde; dieß hieß damals die Hoffnung sehr weit treiben: aber der König schmeichelte sich noch immer damit und hoffte, auf diese Art bald den Italienischen Krieg und den ganzen spanischen

schen Successionsstreit zu endigen, worin ihm der Kaiser mit seiner Kriegsmacht allein und selbst mit der des Reiches zu widerstehn nicht mehr im Stande seyn würde. Nichts war also dieser Lage der Dinge und der, im Riswicker Frieden feyerlich gethanen und bis dahin nicht weniger feyerlich vollzogenen Anerkennung des Prinzen von Oranien als Königs von England widersprechender als dieser Schritt: dieß hieß ihn bey dem empfindlichsten Fleck beleidigen, und ganz England und Holland mit ihm; dadurch zeigte er ihnen, wie wenig sie auf diesen Friedenstraktat zu bauen hatten, und machte es ihnen leicht alle die Fürsten, welche in diesem Traktat unter ihrer Allianz contrahirt hatten, in ihren Bund zu ziehn, und offen, auf ihre eigne Hand, unabhängig von dem Hause Oesterreich, zu brechen.

Was den Prinzen von Wallis betraf, so gewährte ihm diese Anerkennung keinen einzigen reellen Vortheil; sie belebte nur von neuem die Eifersucht, den Argwohn und die Leidenschaft der ihm feindlichen Parthei in England; schloß sie nur fester an den König Wilhelm an, und an die Succession in der protestantischen Linie, die ihr Werk war; machte sie nur wachsamer, thätiger und ungestümer gegen alles, was katholisch oder im Verdacht war die Stuarts in England zu begünstigen, und erbitterte sie immer mehr gegen den jungen Prinzen und gegen Frankreich, das ihnen wider ihren Willen einen König geben und über ihre Krone entscheiden wollte, ohne daß doch der König, der diesen Wunsch zum wenigsten durch diese Anerkennung zeigte, mehr im Stande war, den Prinzen von Wallis auf den Thron einzusetzen, als er den König, seinen Vater, in einem langen Kriege, wiedereinzusetzen vermocht hatte, wo er doch nicht, wie jetzt, den Streit über die Spanische Succession für seinen Enkel zu bestehn hatte. In dem kurzen Intervall, das der König von England hatte, schien er über das, was der König gethan hatte, sehr gerührt. Dieser hatte ihm versprechen müssen, nicht zuzulassen, daß nach seinem Tode die geringste Feyerlichkeit seinetwegen Statt hätte. Er erfolgte den 16. Sept. 1701 gegen 3 Uhr Nachmittags.

Den andern Tag, als den Sonnabend gegen 7 Uhr des Abends, wurde die Leiche dieses Fürsten sehr nachlässig begleitet mit dem Gefolg von einigen Kutschen, worin die vornehmsten Engländer von St. Germain saßen, nach Paris zu

den Englischen Benedictinern in der Straße St. Jacob gebracht, und daselbst wie der gemeinste Privatmann in einer Kapelle beygesetzt, bis zu den Zeiten, die dem Anschein nach sehr entfernt waren, wo er in England in dem Begräbniß seiner Väter beygesetzt werden könnte. Sein Herz wurde bey den Schwestern der H. Maria zu Chaillot aufbewahrt.

Dieser Fürst ist unter dem Namen des Herzogs von York; und dann als König von England der Welt so bekannt geworden, daß ich von ihm zu sprechen nicht nöthig habe. Er hat sich sehr durch seine Tapferkeit und Güte, noch mehr durch die standhafte Seelengröße, mit welcher er all sein Unglück ertrug, und endlich durch eine besondere Heiligkeit ausgezeichnet.

Der Englische Gesandte, Graf von Manchester, erschien nicht mehr zu Versailles nach der Anerkennung des Prinzen von Wallis, und reiste einige Tage nach der Ankunft des Königs zu Fontainebleau ohne Beurlaubung ab. Der König Wilhelm erhielt in seinem Lustschloß zu Loo in Holland die Nachricht von dem Tode des Königs Jacob und dieser Anerkennung. Er saß gerade mit einigen Deutschen Fürsten und einigen Herrn bey Tafel; er sagte kein Wort weiter, nachdem er die Nachricht mitgetheilt hatte, aber er wurde roth, drückte den Hut ins Gesicht, und konnte seine Bewegung nicht verbergen. Er schickte Befehl nach London, um Soussin anzuzeigen, daß er sich auf der Stelle entfernen und sogleich einschiffen möchte. Er war in Abwesenheit des Ambassadeurs und eines Gesandten der Geschäftsträger des Königs. Diesem Ausbruch folgte sogleich die Unterzeichnung der großen Offensiv- und Defensiv-Allianz gegen Frankreich und Spanien zwischen dem Kaiser und dem Reiche, (das zwar kein Interesse dabey hatte, aber unter dem Hause Oesterreich keine Freyheit mehr hatte) England und Holland, in welchen Bund sie nachher noch mehrere Mächte zu ziehn wußten. In Neapel hatte man so eben eine Verschwörung unterdrückt; Sassinet, Neffe des Barons von Lisola, mit Vollmacht vom Kaiser ausgerüstet, hatte sie geleitet; er wurde gefangen: der Prinz von Murcia und der Herzog von Telena waren die vornehmsten Häupter derselben und entkamen. Der Prinz von Montesarchio, ein Greis von 80 Jahren, stieg bey dem ersten Lärmen nebst dem Herzog von Pos-

poli

poli zu Pferde, und beyde zerstreuten mit ihren Freunden die versammelte Rotte, welche die Empörung beginnen sollte, und unterdrückten alles. Der Herzog von Gaetano verließ Rom in dem Wagen des kaiserlichen Gesandten, obgleich es ihm der Pabst bey einer Strafe von 50000 Thalern verboten hatte. Der Vicekönig, Herzog von Medina Celi, betrug sich sehr gut dabey. Der Prinz Eugen hatte Befehl, 10000 Mann dahin zu schicken, wenn die Empörung geglückt wäre. Der Herzog von Medina Celi wurde ganz zu Ende des Jahres nach Spanien zurückberufen, und erhielt die Präsidentenstelle des Indischen Conseils, eins der reichsten und wichtigsten Aemter von ganz Spanien.

Die Jesuiten.

Der Ehrgeiz dieser berühmten Gesellschaft hat sich seit ihrer Stiftung bis auf den heutigen Tag so thätig gezeigt, daß man die Geschichte der neuern Monarchien nicht schreiben kann, ohne auf sie irgendwo zu stoßen, und es wird nichts von Bedeutung vorgehen, wo sie nicht, zum Guten oder zum Bösen, im Spiele wären.

Von jeher ist es ihre Politik gewesen, als eifrige Vertheidiger des Glaubens in der strengsten Reinheit erscheinen zu wollen; und man muß es, um gerecht zu seyn, anerkennen, daß die Ketzer und besonders die Protestanten nie eifrigere Widersacher gehabt haben: und die Jesuiten könnten sich in dieser Hinsicht ihres Eifers rühmen, wenn sie nicht die Grenzen der Vernunft überschritten hätten, indem sie die Hugenoten mit Feuer und Schwert, auf das ärgste, besonders in den Jahren des schwachen Alters des Königs, verfolgen ließen.

Aber so sehr ihr Eifer für den Glauben offenbar und anerkannt ist, so sehr begünstigt die Politik der Gesellschaft eine weltliche Moral, die der Kirche fremd ist. Und diese Moral ist oft so auffallend und übertrieben, daß die Französische Geistlichkeit und oft der Pabst selbst, welche diese furchtbare Gesellschaft fürchten oder schonen, sich gleichwohl genöthigt sehen, ihre so irrigen moralischen Grundsätze zu verdammen, wobey der Pabst und die Geistlichkeit gewöhnlich

lich die Klugheit brauchen, daß sie den und den Satz verdammen, ohne zu sagen, wo er her ist, um so die Ehre der Gesellschaft und des Urhebers zu retten; während die klugen Jesuiten mehr den Urheber als den irrigen Satz, den er vorgebracht hat, verfolgen; daher man auch von jeher gesagt hat, daß die guten Väter es mehr auf die Leute, als auf ihre Lehre abgesehen hätten.

Als es außer der Mode war, gegen die Protestanten zu schreiben, und als Bossuet (den sie zuerst angriffen und von mehrern der Ihrigen angreifen ließen, um seinen aufgehenden Ruhm zu verdunkeln) über diesen Gegenstand die herrlichsten Meisterwerke geliefert hatte, die nicht zu übertreffen, ja nicht einmal zu erreichen waren; so giengen sie darauf aus, neue Ketzereyen in den von aller Welt bewunderten Büchern zu finden, damit sie große Hindernisse zu bekämpfen hätten; und dazu war ihnen Frankreich der beste Schauplatz; denn in Italien hätte der Pabst, zu souverain, den Streit in seiner Blöße darstellen und zu bald endigen können; in Spanien hätte ein Spruch jede andere Meynung vernichtet, so wie auch in Portugal. Die klugen Väter wählten also Frankreich und die Niederlande zu dem Schauplatz ihrer Kriege, weil sie wohl wußten, daß das Ansehn des Römischen Stuhls und der Bulle da, wo sie hinwollten, Widerstand finden würden, und sie wollten den Ruhm haben, als unerschrockene Vertheidiger der Wahrheit zu erscheinen. Sie wählten auch unter den dogmatischen Controversen die subtilsten, die von der Gnade und der Freyheit, und die aller metaphysischsten, um desto mehr Menschen zu überraschen und die Ketzerey zu finden, wo sie sie finden wollten.

Die Gesellschaft erreichte ihren Zweck. Man erhielt eine Bulle, und was das artigste dabey war, man mußte Rom lange quälen, um die Zahl der erklärten Ketzereyen zu vermehren. Die Wirkung davon ist bekannt, ich habe davon in meinen Memoires gesprochen. Jetzt, wer nicht einer von den Ihrigen ist, wer nur gleichgültig gegen ihre Streitigkeiten ist, gegen den richten sie die allzeitfertige Anklage, den bekämpfen sie mit der gewohnten Waffe: dieß ist nämlich das ganze Geheimniß des Jansenismus, welches die Ketzerey ist, die die Gesellschaft nach dem Hugenotismus so subtil gefunden und an Tag gebracht hat, und die den doppelten Vortheil

theil gewährt, eines Theils, ihre Feinde unterdrücken zu können, oder ihnen zu schaden, andern Theils als gewissenhafte Vertheidiger des Buchstabens des Evangelii und der Kirchenlehre zu erscheinen; während die Gesellschaft sich kein Gewissen daraus machte, in entlegenen Ländern Missionarien zu haben, deren Glaube heidnisch war, und Theologen in Europa anzuerkennen, deren Moral nicht viel mehr werth war.

Während der Ligue sind die Jesuiten die geheimen Emissarien des Papstes gewesen, während sich Korporationen gefunden haben, die Heinrich IV standhaft treu gewesen sind. Bedachtsam unter der Regierung dieses Königs, als er einmal befestigt war, wurden sie durch den Ruf, in dem sie standen, schreckliche Mordthaten verübt zu haben, für schuldig gehalten, ob man sie ihnen gleich nicht beweisen konnte. Demüthig unter Richelieu aber nützlich, haben sie bewiesen, wie sehr die Gesellschaft, in strenger Obhut gehalten, für Religion und Staat nützlich seyn kann; demüthig auch, aber gezwungen, während des langen Glückes Ludwigs XIV haben sie nicht eher ihren kühnen Schwung genommen, als bis sie ihn alt, gedemüthigt und schwach, unglücklich und devot sahen. Man kennt alle die Greuel, die sie theils gegen die Jansenisten, theils gegen die Protestanten angestiftet und unterstützt, und wie sie den Glauben des verstorbenen Königs hierin irre geführt haben. Hierauf auf einmal wie von einem Donnerschlag durch den Regenten gedemüthigt, rächten sie sich durch den schrecklichen Anschlag, ihm die Regentschaft zu entreißen, indem sie die Anschläge des Spanischen Hofes mit Rath und verrätherischer Correspondenz unterstützten und Complotte stifteten; als sie hierauf sahen, wie viel der Abbe Dübois über den Regenten vermochte, boten sie ihm die Hand, um wieder zu Gnaden zu gelangen; sie bahnten ihm den Weg zur Kardinalswürde, nur damit er einen Fürsten für sie wieder gewinnen möchte, der Anfangs in manchen Dingen zu ihnen Zutrauen hatte, und damit er ihnen die dem P. le Tellier genommene und einem Weltgeistlichen gegebene Beichtvaterstelle wieder verschaffen und der Bulle Aufnahme und Unterstützung verschaffen möchte.

Damals sah ich, wie sehr die Jesuiten eine Erziehung des jungen Königs fürchteten, an der sie keinen Theil hatten.

Der Regent, welchen der König liebte, schien lange leben zu können und im Stande zu seyn, ihnen, wie vor seiner Regentschaft, nützlich zu werden, wo er ihnen die Liste der Pfründen seiner Appanage anvertraut hatte; und die Jansenisten, die sich erhoben, die am Hofe eingeführt waren, ihre Gefangenen befreyt und sich im Besitz mancher sogar beträchtlicher Gnaden sahen, ließen sie eine Zukunft fürchten, in der sie eine schlechte Rolle spielen würden. Dieß waren die Gründe, die sie zur Beförderung des Abbe Dübois zum Kardinalshut bewogen; eine Handlung, welche viele belehrte, andere darin bestärkte, daß die Grundlage dieser Gesellschaft auf das Böse gebaut ist, indem ihre Obern Leute ohne Ehre, ohne Rechtschaffenheit, ohne Glauben, wenn sie ihnen nützlich sind oder seyn können, auf den Händen tragen, während sie diejenigen, die sie hassen, (nicht um der Religion willen, die, wie sie selbst gestehen, ewig ist und nie fehlen kann, sondern weil sie in dem Unglücklichen, den sie dem Verderben geweiht haben, etwas, was die Gesellschaft verdunkelt, ein Talent, irgend etwas, was sie fürchten, gegenwärtig oder zukünftig sehen,) ins Gefängniß werfen und dem Bann und dem Verderben weihen. Ich frage, ob das nicht als Weltleute, nicht aber als Geistliche, handeln heiße?

Diese ganze Politik ist schon von verschiedenen, mehr oder weniger, erkannt worden; auch muß jeder, der emporkommen will, sich gewöhnlich auf die Jesuiten stützen, und der Kardinal, der uns jetzt mit so viel Gewalt beherrscht, hat nicht unterlassen, sich ihnen ganz zu ergeben; und man muß auch zugestehen, daß sie jeden, der sich ihrer Gesellschaft oder der Vertheidigung ihrer Moral, ihrer Gebräuche, Gewohnheiten und Manieren weiht, sehr reichlich belohnen, wofern anders seine Ergebung, die sie vortrefflich zu prüfen verstehen, ganz, aufrichtig blind und um so niederträchtiger ist, je mehr oder weniger er in der Kirche ausgezeichnet ist: denn sie verstehen sich sehr gut auf Menschen und Rangordnung.

Die Erziehung ist ein vortreffliches Hülfsmittel für die Jesuiten, um zu wissen, auf wen sie bauen dürfen: sie kennen zum Voraus den ganzen Charakter, Fehler und Neigungen eines Subjectes, das sie in dem Alter, wo keine Zurückhaltung täuscht und wo man offen ist, beobachtet haben. Die

hohe

hohe Geistlichkeit beherrschen sie durch Einfluß und Furcht; die niedere Geistlichkeit durch ihre Furchtsamkeit; die Mönche verachten sie oder erhalten sie sich durch Eitelkeit. Die von St Sulpice haben sie unterstützt, nur sollten sie sich nicht zu sehr erheben, denn nach Fleurys Tode werden sie ihnen sichtlich zeigen, wie übel sie es genommen haben, daß sie so hoch gestiegen sind; und es würde mich nicht überraschen, besonders wenn die Sulpicianer sich in die Höhe geschwungen haben und sich darauf behaupten, wenn ihnen die Jesuiten einen Streich versetzten; ja vielleicht hilft ihnen schon jetzt nur, daß ihnen ihre Politik die Talente meiden heißt, die äußerlich Aufsehn erregen und sich Achtung erwerben; denn sie würden sich gewiß auch gern etwas zu schaffen machen. Auf das Oratorium sind sie entsetzlich eifersüchtig und es hat nicht an ihnen gelegen, daß sie ihm nicht wie Pont Royal gethan haben: sie sind voll Eifersucht auf ihr Institut, das trotz ihrer Angriffe noch immer große Männer hervorzubringen pflegt. Diese Gesellschaft suchten die Jesuiten gern zu vernichten, und sie haben sie wie eine Gesellschaft von Ketzern angegriffen, die mit dem Anathem belegt zu werden verdient. Diese Unterdrückung des schwächern durch den stärkern wird stets den Priestern von der Mission, den Sulpicianern und andern ähnlichen kleinen Gesellschaften eine Warnung seyn, nicht nach äußerm Glanz zu streben und in ihrem knechtischen Stande neben ihnen, in ihrer crassen Unwissenheit zu bleiben, und sie werden die Vorsicht brauchen, sich selbst in Schulmeynungen ihre Schüler zu nennen, aus Furcht, beobachtet, beunruhigt, zu Grunde gerichtet oder wenigstens gewaltsam angegriffen zu werden; indem die Jesuiten in den Wissenschaften auf jedes noch so unbedeutende Talent eifersüchtig sind und alle Wissenschaften, selbst die, welche nicht zu ihrem Stande gehören, bearbeiten wollen.

Was die Geschichte betrifft, so haben sie dieselbe überall als das Werkzeug ihrer Schmeicheley gegen die Könige gebraucht und sie mit unzähligen Romanen verfälscht; oder sie haben vielmehr eine Menge Wahrheiten verhehlt. Wir haben gesehn, was sie in Frankreich durch die Feder des P. Daniel gethan haben. Sie haben übrigens auf die Druckerey im Stillen ein so wachsames Auge, daß man in Frankreich kaum ein Buch drucken kann, wo von ihnen anders die Rede ist als

in übertriebenen Lobreden; auch halte ich es für unmöglich, je meine Memoires in Frankreich herausgeben zu können, außer heimlich und auch dann werden sie sie um so mehr zu unterdrücken suchen, je deutlicher sie in denselben dargestellt werden, und es wird nichts ihren Unwillen reizen, als daß ich so kühn gewesen bin, das Geheimniß ihres Verhaltens zu enthüllen, das ich als Staatsmann nahe und fern zu verfolgen im Stand gewesen bin.

Gleichwohl wenn wir gerecht seyn wollen, so könnte diese Gesellschaft, die sich so im Bösen gefällt, wenn sie reformirt oder nur gut dirigirt und von einem Minister oder unsern Königen beherrscht würde, durch ihre Talente, ihren Eifer, der nur gut gelenkt werden müßte, und durch ihre sklavische Subordination, große Dinge ausrichten. In Missionen verstehen die Jesuiten am besten die Kunst, zu Gott zu bekehren und Gutes zu wirken, ihre meisten religiösen Schriften sprechen aus Herz, weil sie unter sich eine Menge guter gläubiger Geistlichen haben; ihre Prediger sind immer gut gewählt, werden gern gehört und haben Anhang; sie flößen der Jugend viel gute Gesinnungen ein, geben ihr Leichtigkeit für die Gesellschaft und viel Gelehrsamkeit; ihr Gehorsam ist blind, mit dem sie zur Bekehrung der Heiden gehen; und ob sie gleich das Geld lieben, wie man besonders aus der Anekdote, die ich bald erzählen will, sehen kann; so lieben sie es doch nicht sowohl um ihretwillen als um der ganzen Gesellschaft oder um ihres hochwürdigen Generals willen, den ein jeder mehr liebt, fürchtet und respectirt, als ein guter Franzos den König, oder der Engländer seine Freyheit lieben kann. Ich habe sogar in einem ihrer Werke gelesen, daß es Väter gegeben hat, die diesem ihrem General so blind ergeben waren, daß sie nicht anders als knieend an ihn schrieben. Auch würde ein Jesuit lieber selbst leiden, als den General oder seine Gesellschaft in Bedrängniß sehen. Dieß alles macht diese Gesellschaft zu einem fürchterlichen Ganzen, und wird sie als solches behaupten.

Diese Betrachtungen lehren, daß es bey diesen bösen und guten Seiten der Gesellschaft am rathsamsten sey, sie nicht zu verfolgen, was sie nur schlimmer und gefährlicher macht, sondern sie gehörig zu beherrschen, ohne ihr wehe zu thun, damit sie dem Staate nützlich werde, wie sie es in der

schönen

schönen Periode Ludwigs XIV war; in welcher Zeit man einen Bourdaloue und andere Männer von Verdienst aus ihrer Mitte hat hervorgehen sehen. So würden sie kein Böses mehr stiften, denn sicherlich haben sie bis auf diesen Tag mehr Böses als Gutes gestiftet.

Was die Liebe zum Gelde betrifft, welche die Jesuiten immer gehegt haben, so wird man nicht vergessen haben, daß zu Cadix eine Flotille mit 60 Millionen an Gold und Silber und 12 Millionen an Waaren, die Unterschleife und Contrebanden ungerechnet, einlief. Bey dieser Gelegenheit fiel nämlich eine Anekdote vor, nachdem der König von Spanien zu Madrid war. Beym Ausladen dieser Schiffe fanden sich acht große Kisten voll Chocolate für den hochwürdigen General der Gesellschaft Jesu. Diese Kisten drückten denen, die sie trugen, fast die Schultern ein und man brauchte doppelt mehr Leute, als sie nach Proportion ihrer Größe erfoderten. Da man ungeachtet dieser Verstärkung dennoch die größte Anstrengung nöthig hatte, so wurde man neugierig, die Ursache zu wissen. Als daher alle diese Kisten in den Magazinen von Cadix angelangt waren, so öffneten diejenigen, welche sie zu besorgen hatten, eine von ihnen, fanden aber nichts darin, als große dicke Chocolatenkugeln, übereinander gepackt. Sie fanden eine darunter, deren Gewicht sie Wunder nahm, und so eine zweyte und eine dritte von gleicher Schwere; sie wollten eine davon zerbrechen, sie widerstand, aber die Chocolate zersprang; und als sie mehr Kraft brauchten, so fanden sie, daß es lauter Goldkugeln waren, die mit einem Finger dick Chocolate bekleidet waren; denn nach diesem Versuche untersuchten sie auch den Rest der Kiste und so alle übrigen. Sie meldeten es nach Madrid und hier wollte man ungeachtet des Credits der Gesellschaft sich einen Spas daraus machen. Man benachrichtigte die Jesuiten davon, aber vergebens; die feinen Politiker hüteten sich wohl, eine so kostbare Chocolate sich zuzueignen, und fanden es rathsamer sie zu verlieren, als es zu gestehn. Sie protestirten und schwuren, daß sie nicht wüßten, was es für eine Bewandtniß damit habe, und beharrten mit so viel Standhaftigkeit und Einmüthigkeit bey dieser Aussage, daß das Gold dem Könige anheim fiel, was kein geringer Gewinn war.

Nach der Einnahme von Namur ereignete sich etwas, was Aufsehn erregte und was bey einem andern Monarchen als dem Könige nachtheilige Folgen hätte haben können. Bevor er in die Stadt kam, wo es während der Belagerung des Schlosses nicht rathsam für ihn gewesen wäre, sich aufzuhalten, visitirte man alles sehr genau, wiewohl vermöge der Capitulation die Minen, die Magazine und mit einem Worte alles gezeigt worden war. Als man bey einer letzten Untersuchung nach der Einnahme des Schlosses auch bey den Jesuiten visitiren wollte, öffneten sie alles, bezeugten aber ihr Erstaunen und noch etwas mehr darüber, daß man ihrer Versicherung nicht traute. Als man aber überall durchsuchte, wo sie es nicht erwarten mochten, fand man ihre Souterrains voll Pulver, wovon sie sich gehütet hatten, etwas merken zu lassen. Was sie damit hatten thun wollen, ist ungewiß geblieben. Man schaffte das Pulver weg; und weil es die Jesuiten waren, so wurde nichts daraus gemacht.

Herzog von Lauzün.

Der Herzog von Lauzün war ein Blondin, klein von Gestalt, wohlgewachsen, von einer hohen geistvollen imposanten Physionomie, doch ohne angenehme Gesichtszüge, nach dem, was ich von Zeitgenossen habe sagen hören. Ein Mann voll Ehrgeiz, Eigensinn, Einfälle, eifersüchtig auf alles, stets über das Ziel strebend, mit nichts zufrieden, ohne Wissenschaften, ohne Bildung des Geistes, von Natur ärgerlich, einsiedlerisch, menschenscheu, sehr edel in allen seinen Bewegungen, boshaft von Natur, mehr noch aus Eifersucht und Ehrgeiz, dabei ein sehr treuer Freund, wenn er es einmal war, was aber selten der Fall bei ihm war, und ein guter Vater; ein bereitwilliger Feind, selbst gegen gleichgültige, grausam gegen Fehler und in Auffindung und Darstellung des Lächerlichen; ausserordentlich brav und auf das gefährlichste kühn, ein Hofmann, gleich unverschämt, spöttisch und niedrig bis zur Sklaverei, voll von Raffinirungen, Intriguen, Niedrigkeiten, um zu seinen Zwecken zu gelangen, dabei den Ministern gefährlich, am Hofe von allen gefürchtet, voll grausamer beissender Ausfälle, die niemandes schonten. Er war aus Gascogne, der jüngere Sohn seiner

ner Familie, und kam sehr jung, von allem entblößt, unter den Namen Peguilhem aus seiner Provinz an Hof. Der Marschall von Grammont, der mit seinem Vater Geschwisterkind war, nahm ihn bei sich auf. Er genoß damals bei Hof das erste Ansehn, besaß das Vertrauen der Königin Mutter und des Kardinals Mazarin und hatte das Regiment der Garden, worauf sein ältester Sohn der Graf von Guiche die Anwartschaft hatte. Dieser war der Liebling der Damen und die Blume der Tapfern und im Besitz der größten Gunst des Königs und der Gräfin von Soissons, der Nichte des Kardinals, von welcher der König nicht wegkam und die die Königin des Hofes war. Der Graf von Guiche führte den Marquis von Peguilhem daselbst ein, der in sehr kurzer Zeit der Günstling des Königs wurde. Der König gab ihm sein Regiment Dragoner, das er errichtete, und bald darauf machte er ihn zum Feldmarschall und schuf für ihn die Würde eines Generalcolonels der Dragoner. Der Herzog von Mazarin, der sich schon im J. 1669 vom Hof zurückgezogen hatte, wollte seine Charge als Generalfeldzeugmeister niederlegen; Peguilhem erhielt mit zuerst davon Witterung, er bat den König darum, und dieser versprach sie ihm auch, doch unter der Bedingung des Stillschweigens auf einige Tage. Als der Tag gekommen war, an welchem der König es zu declariren versprochen hatte, gieng Peguilhem, welcher das Zutrittsrecht des ersten Kammerherrn hatte, (was man auch les grandes entrées nennt,) während des Conseils der Finanzen in ein Zimmer zwischen dem, wo der ganze Hof versammelt wartete, und dem, wo das Conseil gehalten wurde, (wohin niemand während des Conseils kam,) um daselbst den König, wenn er aus dem Conseil käme, zu erwarten. Er fand daselbst den ersten Kammerdiener des Vierteljahres Nyert, der ihn fragte, durch welchen Zufall er hieher käme. Peguilhem, seiner Sache gewiß, glaubte sich den ersten Kammerdiener zu verbinden, wenn er ihm das Glück vertraute, was so bald ihm zuerkannt werden sollte. Nyert bezeugte ihm seine Freude darüber, zog hierauf seine Uhr aus der Tasche und sah, daß es noch Zeit sey, um, wie er sagte, ein kurzes dringendes Geschäft, welches ihm der König aufgetragen, abzumachen. Er sprang eilig eine kleine Treppe hinauf zu dem Büreau, wo Louvois den ganzen Tag arbeitete, denn zu Saint Germain waren die Wohnungen sehr klein und selten, und

die

die Minister und fast der ganze Hof wohnten in ihren eignen Logis in der Stadt. Nyert trat in Louvois's Büreau und benachrichtigte ihn, daß Peguilhem, nach aufgehobenem Finanzconseil, in welchem Louvois nicht war, zum Generalfeldzeugmeister erklärt werden solle, und erzählte ihm, was er so eben von ihm selbst erfahren und wo er ihn gelassen habe. Louvois haßte Peguilhem, der ein Freund Colbert's seines Nebenbuhlers war, und fürchtete seinen Stolz und seine Gunst in einer Charge, die in so vielen nothwendigen Verhältnissen mit seinem Kriegsdepartement stand und deren Functionen und Gewalt er, so viel er konnte, sich anmaßte, was, wie er wohl fühlte, Peguilhem bei der Gunst, in der er stand, zu leiten keine Lust haben würde. Er umarmt Nyert, dankt ihm, schickt ihn so geschwind als möglich zurück, ergreift einige Papiere, die ihm einen Vorwand zum Eintritt geben, geht hinunter und findet Peguilhem und Nyert in dem erwähnten Zimmer. Nyert stellt sich über Louvois Kommen erstaunt und sagt ihm, daß das Conseil noch nicht zu Ende sey. „Es thut nichts, erwiedert Louvois, ich will hinein gehen, ich habe dem Könige etwas eiliges zu sagen," und er geht sogleich hinein. Der König, erstaunt, fragt ihn was ihn hieher führe, steht auf und geht auf ihn zu. Louvois führt ihn in eine Fenstervertiefung und sagt ihm, er wisse, daß er Peguilhem, welcher in dem anstoßenden Zimmer das Ende des Conseils erwarte, zum Generalfeldzeugmeister erklären wolle. Se Majestät habe zwar allein die Macht über ihre Gnadenbezeigungen, er halte es aber für seine Schuldigkeit, dem Könige die Unverträglichkeit, die zwischen Peguilhem und ihm statt finde, seine Capricen und seinen Hochmuth vorzustellen; er würde in der Artillerie alles in allem seyn und alles umkehren wollen; diese Charge stehe in einer so nothwendigen Verbindung mit dem Kriegsdepartement, daß die Geschäfte, bey immer neuen Unternehmungen und Einfällen, verbunden mit der erklärten Mißhelligkeit zwischen dem Generalfeldzeugmeister und dem Staatssecretär, (wovon der geringste Nachtheil der seyn würde, daß Se Majestät alle Tage mit ihren Zänkereyen und gegenseitigen Ansprüchen belästigt seyn würde, zu deren Entscheidung Er alle Augenblicke aufgefodert seyn würde,) unmöglich ihren Fortgang haben könnten.

Dem Könige war es sehr empfindlich, sein Geheimniß in den Händen dessen zu sehn, vor dem er es vorzüglich hatte

geheim

geheim halten wollen. Er antwortete Louvois mit sehr ernster Mine, daß dieß ja noch nicht geschehen sey, beurlaubt ihn und setzt sich wieder im Conseil nieder. Nicht lange darauf wird es aufgehoben, der König geht heraus, um zur Messe zu gehen, sieht Peguilhem und geht vor ihm vorbei, ohne ihm ein Wort zu sagen. Peguilhem, voll Erstaunen, wartete den ganzen übrigen Tag; und da er glaubte, daß die versprochene Declaration nicht erfolgen werde, so sprach er beim petit coucher deswegen mit dem Könige, der ihn zur Antwort gab, daß dieß noch nicht geschehen könne, daß er zusehen wolle. Die Zweideutigkeit der Antwort, und die Trockenheit seines Tones beunruhigte Peguilhem. Er war ein Weibermann, und verstand die Sprache der Galanterie, er gieng also zu Frau von Montespan, erzählte ihr seine Unruhe und beschwor sie, ihn davon zu befreien. Sie verspricht ihm Wunderdinge, und hält ihn so einige Tage hin. Dieser Zögerung müde, da er nicht ergründen konnte, wie sein Unglück zusammenhänge, faßte er einen Entschluß, der unglaublich wäre, wenn er nicht vom ganzen damaligen Hofe bezeugt würde. Er hielt es mit einer Favoritkammerfrau der Frau von Montespan, (denn alles war ihm willkommen, was ihm Connexion und Protection verschaffte,) und diese half ihm den verwegensten, gefährlichsten Streich vollbringen, von dem man je gehört hat. Bey allen seinen Liebeshändeln trennte sich der König nicht vom Bette der Königin, er kam oft spät, aber regelmäßig; dafür legte er sich aber nachmittags mit seinen Maitressen zu Bette. Peguilhem ließ sich durch diese Kammerfrau unter das Bette verstecken, in welches sich der König mit Frau von Montespan legen sollte, und hier belehrte ihn ihre Unterredung von dem Hinderniß, das Louvois ihm in Rücksicht der Charge in Weg gelegt, vom Zorn des Königs, daß sein Geheimniß ausgeplaudert worden, und von seinem Entschlusse, theils aus Aerger darüber, theils um die ewigen Zwistigkeiten zwischen Peguilhem und Louvois und die ewige Last der Schlichtung derselben zu vermeiden, ihm die Artillerie nicht zu geben. Er hörte alles, was zwischen dem Könige und der Maitresse gesprochen wurde und daß diese, die ihm die besten Dienste versprochen hatte, ihm die schlimmsten, die sie konnte, leistete. Ein Husten, die geringste Bewegung, der kleinste Zufall, konnte den Verwegenen entdecken, und was wäre dann aus ihm geworden?

Das

Das ſind Dinge, deren Erzählung in Beklemmung und Erſtaunen ſetzt. Er war glücklicher als klug und wurde nicht entdeckt. Der König und die Maitreſſe ſtanden endlich auf. Der König kleidete ſich wieder an und gieng auf ſein Zimmer. Frau von Monteſpan machte ihre Toilette um zur Wiederholung eines Ballets zu gehn, wohin der König, die Königin und der ganze Hof kommen ſollten. Die Kammerfrau zog nun Peguilhem unter dem Bette hervor, der augenſcheinlich kein geringeres Bedürfniß hatte, nach Hauſe zu gehn, um ſich zu rajüſtiren; ſodann kam er wieder zurück und pflanzte ſich an die Thüre der Frau von Monteſpan. Als ſie herauskam, um ins Ballet zu gehn, bot er ihr die Hand und fragte ſie in dem ſanfteſten ehrerbietigſten Tone, ob er ſich ſchmeicheln könne, daß ſie ſich ſeiner beym Könige zu erinnern gewürdigt habe. Sie verſicherte ihn, daß ſie nicht ermangelt habe, und erzählte ihm ein Mährchen, wie es ihr einfiel, von allem, was ſie ſo eben für ihn gethan habe. Hie und da unterbrach er ſie leichtgläubig mit Fragen, um ſie noch mehr zu verwickeln; dann ſagte er ihr auf einmal ins Ohr, ſie ſey eine Lügnerin, eine Schurkin, eine Betrügerin, eine Hure und wiederholte ihr Wort für Wort die ganze Unterredung zwiſchen ihr und dem Könige. Frau von Monteſpan gerieth darüber ſo ſehr in Verlegenheit, daß ſie ihm kein Wort antworten konnte, ſie hatte Mühe den Ort zu erreichen, wohin ſie gieng, und konnte kaum das Zittern ihrer Kniee und ihres ganzen Körpers überwinden, und als ſie an den Ort kam, wo das Ballet gegeben wurde, fiel ſie in Ohnmacht. Der ganze Hof war ſchon daſelbſt verſammelt. Der König eilte erſchrocken zu ihr; man hatte Mühe ſie wieder zu ſich zu bringen. Den Abend erzählte ſie dem Könige, was ihr begegnet ſey; und ſie glaubte ſteif und feſt, daß der Teufel Peguilhem von allem, was ſie von ihm im Bette geſprochen, ſo genau unterrichtet haben müſſe. Der König war über die Beſchimpfungen, die Frau von Monteſpan von ihm hatte erleiden müſſen, ſehr aufgebracht, und es beunruhigte ihn, wie Peguilhem ſo ſchnell und ſo genau unterrichtet ſeyn könne. Peguilhem hingegen wollte raſend werden, daß er die Stelle nicht erhielt, ſo daß beyde, der König und er, ſich in einem peinvollen Zwange mit einander befanden. Dieß konnte nur einige Tage dauern. Peguilhem erlauerte mit Hülfe der Grandes entrées (erſten den Großen verſtatteten

Zu-

Zutritts) ein Gespräch unter vier Augen mit dem König; er fieng von der Stelle an zu sprechen und mahnte den König kühn um sein Versprechen. Der König antwortete ihm, daß dazu nicht mehr Zeit sey, weil er sie ihm nur unter der Bedingung der Verschwiegenheit versprochen, und er das Geheimniß gebrochen habe. Peguilhem trat einige Schritte zurück, kehrte dem König den Rücken, zog seinen Degen, zerbrach die Klinge unter seinem Fuß, und rief voll Wuth: daß er nie mehr einem Fürsten dienen werde, der ihm so schlecht das Wort gebrochen habe. Der König, vor Zorn außer sich, that vielleicht in diesem Augenblick die schönste Handlung seines Lebens; er kehrt sich um, öffnet das Fenster, wirft sein Rohr hinaus und sagt, es würde ihm leid thun, wenn er einen Mann von Stand geschlagen hätte. Am andern Morgen wurde Peguilhem, der sich seit der Zeit nicht sehn zu lassen getraut hatte, auf seinem Zimmer arretirt, und in die Bastille gebracht. Er war intimer Freund von Guitry, dem Liebling des Königs, der für ihn die Stelle eines Großgarderobemeisters geschaffen hatte. Dieser wagte es, bey dem Könige ein gut Wort für ihn einzulegen, und suchte ihn an die Neigung und Liebe zu erinnern, die er für ihn gehabt hatte. Es gelang ihm, den König zu rühren, er bedauerte es, Peguilhem durch die Verjagung einer so großen Stelle, auf die er auf sein Wort rechnen zu können geglaubt habe, zum Wahnsinn gebracht zu haben, und war bereit, es wieder gut zu machen. Er gab die Artillerie dem Grafen du Lude, Ordensritter seit 1661, den er aus Gewohnheit und wegen ihrer übereinstimmenden Neigung für Galanterie und Jagd sehr liebte. Er war Capitain und Gouverneur von St Germain und erster Kammerherr, — und im J. 1675 wurde er Herzog non verifié oder à brevet. Die Herzogin du Lude, Hofdame der Dauphine, war seine zweyte Frau, die er als kinderlose Wittwe hinterließ. Um die Generalfeldzeugmeisterstelle bezahlen zu können, verkaufte er seine Stelle als erster Kammerherr an den Herzog von Gavres, welcher Capitain der Leibgarde war, und diese letztere Stelle ließ der König zur Entschädigung Peguilhem in der Bastille anbieten. Diese schnelle ungehoffte Versöhnung des Königs gab Peguilhem Kühnheit genug, um sich zu schmeicheln, daß er noch mehr erhalten könne; und er schlug die Stelle aus. Guitry kam in die Bastille, um seinem Freunde Vorstellungen

gen zu thun, und erhielt mit Mühe von ihm, daß er so gut seyn wolle, das Anerbieten zu acceptiren. Sogleich verließ er die Bastille und gieng dem Könige sein Compliment zu machen und den Eid seiner neuen Charge abzulegen und verkaufte die Dragoner. Er hatte seit 1665 das Gouvernement von Berri gehabt, nach dem Tode des Marschalls von Clerembaut. Ich spreche hier nicht von seinem Abentheuer mit Mademoiselle und von seinem so thörichten Streiche, daß er seine Heyrath mit ihr, in welche der König schon gewilligt hatte, aufschob, um schöne Livreen zu erhalten und es dahin zu bringen, daß die Vermählung in der Messe des Königs vollzogen würde. Dieß gab Monsieur und Monsieur le Prince, der ihn besonders antrieb, Zeit zum Könige zu gehen und ihm Vorstellungen zu thun, die ihn bewogen, seine Einwilligung zurückzunehmen, und so die Heyrath zu vereiteln. Mademoiselle spie Feuer und Flamme; aber Pegnilhem, der seit dem Tode seines Vaters den Namen des Grafen von Lauzün angenommen hatte, brachte dem Könige willig dieses Opfer, mit mehr Mäßigung als ihm sonst eigen war. Er erhielt die Compagnie der hundert Edelleute der königlichen Haustruppen Bec de Corbin, welche sein Vater gehabt hatte und war Generallieutenant geworden. Er war in Frau von Monaco verliebt, die Schwester des Grafen von Guiche, intime Freundin von Madame und in alle ihre Intriguen eingeweiht. Madame hatte, obgleich es eine Sache ohne Beyspiel war, und auch nie wieder vorgekommen ist, vom Könige, mit dem sie äußerst gut stand, erhalten, daß sie als Englische Prinzessin, so wie die Königin eine Oberhofmeisterin haben durfte, und dazu hatte sie Frau von Monaco genommen. Lauzün war sehr eifersüchtig, und war nicht mit ihr zufrieden. An einem Sommernachmittag, wo er nach St Cloud gegangen war, fand er Madame und ihren Hof auf dem Fußboden sitzend, um sich zu erfrischen, und Frau von Monaco halb liegend, die eine Hand umgekehrt auf dem Boden gestützt. Lauzün fängt mit den Damen zu scherzen an, und weiß es zu machen, daß er seine Ferse in die hohle Hand der Frau von Monaco setzt, dreht sich in derselben herum und geht fort. Frau von Monaco hatte Gewalt genug, nicht zu schreyen und zu schweigen. Nicht lange darauf machte er es noch schlimmer. Er witterte, daß der König mit ihr ein Abentheuer hatte, und die Stunde, wo sie

Bon-

Bontems in eine Kappe verhüllt auf einer geheimen Treppe herauf führen sollte, auf welche eine Hinterthüre der königlichen Cabinette stieß, und gegenüber ein Abtritt war. Lauſün kam der Stunde zuvor und schloß sich in den Abtritt ein, verschließt ihn inwendig mit dem Haken, und sieht durch das Schlüsselloch den König seine Thüre öffnen, den Schlüssel herauslegen, und sie wieder zuschließen. Er wartet ein wenig, geht dann an die Thür und horcht, verschließt sie, indem er den Schlüssel zweymal herumdreht, zieht ihn ab, und wirft ihn in den Abtritt, in welchen er sich von neuem verschließt. Einige Zeit darauf kommen Bontems und die Dame und sind nicht wenig erstaunt, den Schlüssel nicht an der Thür des Kabinets zu finden. Bontems klopft vergebens mehrere mal leise an, endlich so stark, daß der König kömmt. Er ruft ihm zu, er sey da, und er möchte öffnen, denn der Schlüssel sey nicht da. Der König antwortet, er habe ihn hingelegt. Bontems sucht ihn am Boden, während der König die Thür öffnen will, aber den Schlüssel zweymal herumgedreht findet. Alle drey waren sehr erstaunt und in Verlegenheit. Das Gespräch wird durchs Schlüsselloch geführt, wie dieser Zufall geschehn seyn könne. Der König strengt sich an, den Riegel zurückzuschieben, und ungeachtet der doppelten Schließung zu öffnen; endlich aber mußte man sich durch die Thür hindurch gute Nacht sagen, und Lauſün, dem kein Wort von ihrem Gespräche entgieng, und der sie aus seinem Abtritt (der fest zugehakt war, als wenn jemand drauf säße) durch das Schlüsselloch beobachtete, lachte für sich aus Herzensgrunde, und hatte seinen größten Spas.

Im Jahr 1670 wollte der König eine pomphafte Reise (deren Vorwand die Besuchung der Plätze in Flandern war) mit den Damen machen, in Begleitung eines Armeecorps und aller königlichen Haustruppen, so daß die Niederlande in große Unruhe geriethen und der König sie zu beruhigen suchen mußte. Er gab dem Grafen von Lauſün das Kommando des Ganzen nebst dem Patent als kommandirender General. Er versah die Verrichtungen dabey mit sehr viel Einsicht und mit außerordentlicher Galanterie und Pracht. Dieser so ausgezeichnete Beweis von Gunst gegen Lauſün gab Louvois vielerley zu denken Anlaß, den Lauſün in keiner Rücksicht mit Schonung behandelte. Der Minister schloß sich an Frau von Montespan

an, die ihm die Entdeckung, die er ihr gemacht, und die ihr gesagten entsetzlichen Schimpfworte noch nicht verziehn hatte, und beyde wußten ihn dem Könige durch Erneuerung des Andenkens an den zerbrochnen Degen, an die Unverschämtheit, mit der er sich gegen seine Majestät so respectswidrig betragen, und noch dazu in der Bastille mehrere Tage die Charge eines Kapitains der Leibwache ausgeschlagen, als einen Menschen darzustellen, der sich nicht mehr kenne, der Mademoiselle so weit verführt habe, daß er der Vermählung mit ihr nahe gewesen sey und sich von ihr ungeheure Reichthümer habe geben lassen; endlich als einen durch seine Kühnheit sehr gefährlichen Mann, der sich in den Kopf gesetzt habe, die Truppen durch seine Pracht, durch seine Gefälligkeit gegen die Officiere und durch die Art, mit welcher er auf der Reise nach Flandern sich gegen sie betragen habe, sich ergeben zu machen und sich ihre Anbetung erworben habe. Sie machten es ihm zum Verbrechen, daß er in freundschaftlicher Verbindung mit der vom Hofe verwiesenen und als Verbrecherin beschuldigten Gräfin von Soissons geblieben sey. Sie müssen wohl Lauſün selbst einige Verbrechen zur Last gelegt haben, da es ihnen gelang, ihm eine so barbarische Behandlung zuzuziehn.

Diese Intriguen dauerten das ganze Jahr 1671, ohne daß Lauſün weder an dem äußern Betragen des Königs, noch an dem der Frau von Montespan etwas bemerken konnte, die ihn mit der gewöhnlichen Vertraulichkeit und Auszeichnung behandelten. Er verstand sich sehr wohl auf Juwelen und auf die Arrangirung derselben und Frau von Montespan gebrauchte ihn oft dazu. Eines Abends in der Mitte des Novembers 1671, als er von Paris, wohin ihn Frau von Montespan wegen Juwelen geschickt hatte, ankam, als er kaum abgetreten und in sein Zimmer gegangen war, trat beynahe in demselben Augenblick der Marschall von Rochefort, Kapitain der Garden des Vierteljahrs, hinein und arretirte ihn. Lauſün wollte, äußerst bestürzt, die Ursache wissen, den König oder Frau von Montespan sehen oder wenigstens an sie schreiben. Alles wurde ihm abgeschlagen, er wurde in die Bastille geführt und kurze Zeit darauf nach Pignerol, wo er in einem tiefen Gewölbe eingekerkert wurde. Seine Stelle als Kapitain der Leibwache wurde dem Marschall von Luxemburg und das Gouvernement von Beroi dem Herzog von

Roche-

Rochefoucauld ertheilt, welcher seit Guitrys Tode bey dem Rheinübergang den 12 Jun. 1672 Großgarderobemeister wurde.

Man kann sich den Zustand eines Menschen wie Lauzün vorstellen, der so hoch herabgestürzt in einem Kerker des Schlosses Pignerol schmachtete, von jedem menschlichen Anblick entfernt, und ohne ahnden zu können warum. Er hielt es jedoch eine ziemlich lange Zeit dort aus; endlich aber wurde er so krank, daß er an die Beichte denken mußte. Ich habe ihn selbst sagen hören, daß er sich vor einem angestellten Priester gefürchtet habe; deßwegen verlangte er durchaus einen Capuciner; und als einer gekommen war, faßte er ihn beym Bart und zog denselben hierhin und dorthin, um zu sehen, ob er nicht falsch wäre. Vier oder fünf Jahre befand er sich in diesem Gefängniß. Die Gefangenen ersinnen sich von der Nothwendigkeit gelehrt, allerley Mittel und Wege; es befanden sich noch mehrere unter ihm, neben ihm und über ihm. Sie fanden Mittel mit ihm zu sprechen; dieser Verkehr brachte sie dazu, daß sie ein geheimes Loch machten, um sich besser zu verstehen und es nachher erweiterten, um sich zu besuchen. Der Surintendant Fouquet befand sich in ihrer Nachbarschaft eingekerkert seit 1664, wo er aus der Bastille hieher gebracht worden war. (Er war in Nantes, wo sich der König befand, den 6. Sept. 1661 arretirt und von da in die Bastille gebracht worden.) Er hatte von seinen Nachbarn, welche ebenfalls Mittel gefunden hatten, ihn zu sehen, erfahren, daß Lauzün sich unter ihnen befinde. Fouquet, der keine Nachrichten erhielt und welche von Lauzün zu erhalten hoffte, war sehr begierig ihn zu sehen. Er hatte ihn als einen jungen Mann, durch den Marschall von Grammont am Hofe eingeführt, und bey der Gräfin von Soissons, von welcher der König nicht weg kam, wohl empfohlen verlassen, wo der König ihn schon mit günstigem Auge zu betrachten anfieng. Die Gefangenen, welche mit ihm Verkehr hatten, wußten ihn zu bereden, daß er sich durch ihr Loch ziehn ließ, um Fouquet bey ihnen zu sehen, den Lauzün zu sprechen ebenfalls sehr erfreut war. Da waren sie denn beyde beysammen und Lauzün erzählte Fouquet sein Glück und sein Unglück. Der unglückliche Surintendant machte große Augen, als er diesen Gascogner Junker, der sich nur

zu glücklich geschätzt hatte, bey dem Marschall von Grammont aufgenommen und beherbergt zu werden, erzählen hörte, daß er General der Dragoner und Kapitain der Leibgarde gewesen sey, und das Patent und die Verrichtungen eines kommandirenden Generals gehabt habe. Fouquet schwindelte der Kopf, er hielt ihn für einen Wahnsinnigen, der ihm seine Visionen erzählte, als er ihm sagte, wie er um die Artillerie gekommen, und was in dieser Rücksicht vorgefallen sey. Lauzüns Wahnsinn schien ihm aber gewiß, und auf den höchsten Grad gestiegen, so daß er sogar sich vor ihm fürchtete, als er ihm seine, schon vom König genehmigte Vermählung mit Mademoiselle erzählte, wie sie vereitelt worden sey, und welche Reichthümer sie ihm verschafft habe. Dieß brachte von Seiten Fouquets sehr viel Kälte in ihren Umgang, indem dieser in der vollkommnen Ueberzeugung, daß ihm das Gehirn verrückt sey, alles, was ihm Lauzün von den, seit er die Welt nicht gesehn, vorgefallnen Dingen erzählte, rein für Mährchen hielt. Das Schicksal des unglücklichen Sürintendanten wurde ein wenig gelindert, was Lauzün später widerfuhr. Seine Frau und einige Beamte des Schlosses Pignerol erhielten Erlaubniß ihn zu sehn, und ihm Weitläuftigkeiten sagen zu dürfen. Eins der ersten Dinge, was er ihnen sagte, war, daß er den armen Peguilhem beklagte, den er als einen jungen Mann mit ziemlich guten Aussichten für sein Alter am Hofe verlassen, dem das Gehirn verrückt sey, und dessen Wahnsinn man in diesem Gefängniß verberge; aber wie groß war sein Erstaunen, als ihm alle die Wahrheit der von ihm erzählten Dinge versicherten. Er konnte von seinem Erstaunen nicht zurückkommen, und gerieth in Versuchung, sie alle für verrückt zu halten; es brauchte Zeit, um ihn zu überzeugen. Lauzün wurde nun auch aus dem Kerker hervorgezogen, erhielt ein Zimmer, und bald darauf die nämliche Freyheit, welche Fouquet erhalten hatte; endlich sogar die Erlaubniß, sich beyde, so viel sie wollten, zu besuchen. Ich habe niemals erfahren, womit sich Fouquet ihm mißfällig gemacht hat, aber er verließ Pignerol als sein Feind, und that ihm nachher allen möglichen Schaden, auch nach seinem Tode seiner Familie.

Der Graf von Lauzün hatte vier Schwestern, die alle kein Vermögen besaßen. Die älteste war Hoffräulein der Königin

Königin Mutter, die ſie im Jahr 1663 an Nogent, der Capitaine de porte und Garderobemeiſter war, und bey dem Rheinübergange getödtet wurde und einen Sohn und Töchter hinterließ, verheyrathete. Die zweyte heyrathete Belſunce und lebte mit ihm in ihrer Provinz. Die dritte wurde Aebtiſſin des Kloſters N. D. des Saintes, und die vierte des Kloſters Roncerai zu Angers.

Frau von Nogent hatte nicht weniger Kopf, und nicht weniger Intrigue als ihr Bruder, die aber weit gedachter und wenig außerordentlich war, ob ſie gleich auch davon ihr Theil hatte. Aber ſie wurde durch den außerordentlichen Schmerz über den Verluſt ihres Mannes niedergedrückt, um den ſie die ganze übrige Zeit ihres Lebens die tiefe Wittwentrauer mit allem Zwange derſelben trug. Sie war die erſte, die auf dieſen Gedanken kam. Frau von Vaubrün ihre Schwägerin folgte ihrem Beyſpiele (ſie hatten zwey Brüder geheyrathet) und in dieſen letzten Zeiten Frau von Savoye. Ungeachtet dieſer Trauer vergaß Frau von Nogent nicht, das Geld vom Gnadengenuſſe der Aemter ihres Bruders und für das Regiment und die Generalcolonelsſtelle der Dragoner, die er umſonſt erhalten und verkauft hatte, anzulegen. Sie nahm ſich des Reſtes ſeines Vermögens an, ſammelte die Einkünfte, und legte es während ſeiner langen Gefangenſchaft ſo gut an, daß er das Gefängniß außerordentlich reich verließ. Sie erhielt endlich die Erlaubniß ihn zu ſehn, und machte mehrere Reiſen nach Pignerol. Mademoiſelle war über dieſe lange und harte Gefangenſchaft untröſtlich und verſuchte alles mögliche, um Lauſün zu befreyen. Der König entſchloß ſich endlich, dieſe Gelegenheit zum Vortheil des Herzogs dü Maine zu benutzen und ſie die Freylaſſung Lauſüns theuer bezahlen zu laſſen. Er ließ ihr deshalb einen Vorſchlag thun, der auf nichts weniger gieng, als daß ſie dem Herzog dü Maine die Grafſchaft Eu, das Herzogthum Aumale und das Fürſtenthum Dombes überlaſſen ſollte.

Die Gabe war ungeheuer, ſowohl in Rückſicht des Werthes als der Würde und Ausdehnung dieſer drey Diſtrikte. Sie hatte überdieß die beyden erſten nebſt dem Herzogthum Saint Fargeau und des ſchönen Guths Thiers in Auvergne Lauſün zugeſichert, als ihre Verbindung zerriſſen wurde, und es war daher nöthig, daß er auf Eu und Aumale Verzicht

leiſtete, damit Mademoiſelle ſie dem Herzog du Maine zuerkennen könnte. Mademoiſelle konnte ſich nicht entſchließen, dieſe harten Bedingungen anzunehmen und Lauſün dieſe beträchtliche Schenkung zu entziehen. Sie wurde mit den ungeſtümſten Bitten beſtürmt, und endlich durch die Miniſter, bald durch Louvois, bald durch Colbert mit Drohungen geſchreckt, mit welchem letztern ſie aber zufrieden war, weil er immer gut mit Lauſün geſtanden hatte und ſie weit ſanfter behandelte als Louvois der ihr Feind war, und immer dazu gebraucht wurde, ihr die härteſten Worte zu ſagen und ſich ſeiner Aufträge noch härter entledigte. Sie fühlte unaufhörlich, daß der König ihr Freund nicht ſey und daß er ihr jene Reiſe nach Orleans, welches ſie (in den Zeiten der Fronde in der Empörung beſtärkte, noch weniger aber jenes Abfeuern der Kanonen aus der Baſtille in ſeiner Gegenwart auf die Truppen des Königs, wodurch ſie am St Antons Tag Monſ. le Prince und die Seinigen gerettet hatte, noch immer nicht verziehen habe. Sie ſah endlich ein, daß der König, der unverſöhnlich gegen ſie ſey und durch die Leidenſchaft ſeine Baſtarde zu vergrößern und zu bereichern zur Einwilligung in Lauſüns Freylaſſung gebracht werden würde, nicht ablaſſen würde, ſie zu verfolgen, bis ſie ohne alle Einſchränkung eingewilligt haben würde: ſie ſchlug alſo mit den bitterſten Klagen und Thränen ein. Man fand aber zur Haltbarkeit der Sache nöthig, daß Lauſün in Freyheit geſetzt würde, um dem Geſchenk von Mademoiſelle zu entſagen; und man ſchlug den Weg ein, daß er, ſo wie auch Frau von Monteſpan das Bourboner Bad brauchte, damit beyde daſelbſt über dieſe Angelegenheit unterhandeln könnten. Lauſün wurde dahin abgeführt und zu Bourbon von einem Detaſchement Muſketiers bewacht, das unter Maupertuis's Befehl ſtand. Lauſün ſah alſo Frau von Monteſpan mehrere mal in ihrer Wohnung zu Bourbon; aber er wurde über die ihm zur Bedingung ſeiner Freyheit gemachte große Aufopferung ſo aufgebracht, daß er nach langen Unterhandlungen nichts mehr davon hören wollte und nach Pignerol zurückgeführt wurde, wie er es verlaſſen hatte. Dieſe Standhaftigkeit paßte nicht in die Wünſche des Königs für ſeinen geliebten Baſtarden. Er ſchickte den Hrn von Rogent und nachher Berin, einen Freund Lauſüns, der ſich um alle ſeine Angelegenheiten bekümmerte, mit Drohungen und Verſprechungen nach Pignerol

rol ab. Sie erhielten mit großer Mühe Lauzüns Einwilligung zu einer zweyten Reise nach Bourbon, unter demselben Vorwand der Badekur, die auch Frau von Montespan unternahm. Er wurde wie das erste mal dahin abgeführt und er hat Maupertuis seine strenge pedantische Pünktlichkeit nie verzeihen können. Diese letzte Reise geschah im Herbst des Jahres 1680. Lauzün willigte daselbst in alles. Frau von Montespan kehrte triumphirend zurück; Maupertuis und seine Musketiere nahmen vom Grafen von Lauzün in Bourbon Abschied, von wo er Erlaubniß hatte, nach Angers zu gehen und daselbst zu wohnen. Dieses Exil wurde kurz darauf insoweit ausgedehnt, daß ihm das ganze Anjou und Touraine offen stand. Die Vollendung des Geschäfts wurde bis zum Anfang des Febr. 1681 aufgeschoben, um ihr einen größern Anschein vollkommner Freyheit zu geben. So hatte also Lauzün von Mademoiselle nur Saint Fargeau und Thiers, da es nur bey ihm gestanden hatte, sie zu heyrathen, wenn er die Vermählung beschleunigt hätte, und das Ganze ihres ungeheuern Vermögens zu erben. Der Herzog du Maine erhielt einen Wink, Mademoiselle die Cour zu machen, die ihn jedoch sehr kaltsinnig aufnahm und mit Verdruß ihn ihre Livree annehmen sah, was ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit seyn sollte, aber in der That nur geschah, um sich Ansehn und Glanz dadurch zu verschaffen. Denn es war die Gastonsche Livree, welche in der Folge auch der Graf von Toulouse annahm, zwar nicht aus demselben Grunde, sondern unter dem Vorwand der Gleichheit mit seinem Bruder. Beyde haben sie auf ihre Kinder forterben lassen.

Lauzün, dem man eine bessere Behandlung hatte hoffen lassen, blieb 4 Jahre in diesen beyden Provinzen, wo er herum schweifte, und sich nicht weniger als Mademoiselle in seiner Abwesenheit langweilte. Sie beklagte sich, beschwerte sich über Frau von Montespan und über ihren Sohn, daß man, nachdem man Lauzün durch ein unbarmherziges Lösegeld habe frey kaufen lassen, ihn noch immer entfernt halte, und sie täusche, und machte soviel Lärmen, daß sie endlich seine Rückkehr nach Paris erlangte, wo er seine Wohlthäterin fleißig sah. Die lange Weile dieser Art von Exil, das gleichwohl sehr gemildert war, hatte ihn zum Spiele gebracht, worin er sehr glücklich und immer ein ehrlicher und zuver-

lässiger Spieler war. Er gewann sehr große Summen. Monsieur, der sich bisweilen kurze Zeit zu Paris aufhielt, und daselbst Hazardspiele spielte, erlaubte ihm mit ihm im Palais Royal zu spielen, sodann in St Cloud, wo er sich den größten Theil des Sommers aufhielt. So brachte Lausún mehrere Jahre zu, indem er sehr viel Geld gewann, und auf eine sehr honette Art lieh. Aber je näher er sich dem Hofe und der großen Welt befand, desto unerträglicher war ihm das Verbot, demselben nicht nahen zu dürfen; endlich, da er es nicht länger aushalten konnte, bat er bey dem König um die Erlaubniß, nach England gehn zu dürfen, wo man viel und sehr hoch spielte; er erhielt sie und nahm viel Geld mit sich. Man empfieng ihn deswegen in London mit offnen Armen und er spielte nicht weniger glücklich als zu Paris. Jacob II, der damals regierte, behandelte ihn mit Auszeichnung. Die Revolution war schon im Entstehn; sie brach acht oder zehn Monate nach Lausúns Ankunft in England aus, und sie schien durch den Vortheil, den sie ihm gewährte, wie jedermann weiß, ausdrücklich für ihn gemacht zu seyn.

Jacob II, von seinen Favoriten und Ministern verrathen, von seiner ganzen Nation verlassen, ungewiß, was aus ihm werden sollte, den Prinzen von Oranien im Besitz der Herzen, der Truppen und der Flotten, und in London einzuziehn bereit sehend, vertraute Lausún das theuerste, was er hatte, die Königin und den Prinzen von Wallis, die er — glücklich nach Calais überführte. Die Königin fertigte sogleich einen Courier nach Versailles ab, welcher gleich hinter dem folgte, welchen der Gouverneur von Calais, Herzog von Charost, nachheriger Herzog von Bethune, der sich damals daselbst befand, unmittelbar nach Ankunft der Königin abgeschickt hatte. Nach den Complimenten äußerte die Königin in ihrem Briefe, daß ihre Freude, sich mit ihrem Sohne unter dem Schutze des Königs in Sicherheit zu sehn, dadurch verbittert werde, daß sie ihren Befreyer nicht zu des Königs Füßen führen dürfe. Der König antwortete ihr in den galantesten, schmeichelhaftesten Ausdrücken, und sagte, daß er die Verbindlichkeit, die sie fühle, mit ihr theile, und daß er dieß zu beweisen eile, indem er dem Grafen Lausún seine Gnade wieder schenken und ihn wieder sehn wolle. Wirklich

lich als sie ihn dem Könige in der Ebene zu St Germain vorstellte, wohin ihr der König mit der königlichen Familie und seinem ganzen Hof entgegen kam, behandelte er Lauzún vollkommen gut, ertheilte ihm sogleich hier das Recht des großen Zutritts wieder, und versprach ihm ein Logis auf dem Schlosse zu Versailles, das er ihm auch sogleich nachher gab, und von der Zeit an hatte er auch eins zu Marly. Auch erhielt er ein Logis zu Saint Germain, das zum Aufenthalt des geflüchteten Hofes gewählt wurde, wo auch der König Jacob II bald ankam. Lauzún wußte, als gewandter Hofmann, beyde Höfe aufs beste zu benutzen und wußte sich durch den Englischen Gelegenheiten zu verschaffen, mit dem Könige zu sprechen und von ihm Aufträge zu erhalten. Er benutzte alles dieß so gut, daß ihm der König endlich erlaubte in U. l. Frauen Kirche zu Paris aus den Händen des Königs von England den Orden des blauen Hosenbandes zu empfangen, ihn denselben bey seiner zweyten Landung in Irrland zum General seiner Hülfsarmee beygab und ihm zugleich erlaubte, daß er General der Armee des Königs von England wurde, der in demselben Feldzug Irrland verlor und mit dem Grafen Lauzún nach Frankreich zurückkam, für den er endlich das Herzogspatent erlangte, das im Mai 1692 im Parlament bestätigt wurde.

Er genoß die übrige Zeit seines Lebens einen vertrauten Umgang mit dem Könige, mit einer großen Auszeichnung und Achtung am Hofe, dem höchsten Lebensüberfluß und der Annehmlichkeit, eines der prächtigsten Häuser am Hofe zu machen, und die beste, Mittags und Abends auf das ehrenvollste besuchte, Tafel zu halten, was er auch in Paris nach des Königs Tode fortsetzte. Alles dieß war ihm nicht genug. Er nahte dem Könige nur äußerlich in Vertraulichkeit, er fühlte das Herz des Monarchen gegen sich behutsam verwahrt und verschlossen, und alle seine Kunst und Bemühung war nicht im Stande es zu öffnen. Dieß bewog ihn zu der Heyrath mit meiner Schwägerin, in der Absicht, sich, bey Gelegenheit des Kommandos, das der Marschall von Lorges in Deutschland hatte, mit dem Könige in einen ernstlichen Verkehr zu setzen, aber er entzweyte sich sogleich darauf mit ihm, als er seine Entwürfe von dieser Seite scheitern sah. Er suchte deßwegen die Heyrath Lorges's mit Chamillarts

Tochter zu Stande zu bringen, um sich durch den Credit dieses Ministers wieder mit dem Könige zu versöhnen, was ihm aber nicht gelang. Daher unternahm er die Reise nach Aachen unter dem Vorwande der Badekur, um daselbst Bekanntschaften zu knüpfen, die ihn mit dem Könige in Hinsicht des Friedens in besonderes Verhältniß setzten, was ihm aber wieder nicht gelang; und dieß trieb ihn endlich zu dem tollen Streich, sich auf den Sohn Chamillarts, der beynahe noch Kind war, eifersüchtig zu stellen, um dem Vater Furcht zu machen und ihn zu bewegen, daß er ihn durch die Ambassade für die Friedensunterhandlungen entfernte. Da ihm alle diese verschiedenen Plane fehlschlugen, so war er sehr niedergeschlagen und klagte über seine tiefe Ungnade. Es entgieng ihm nichts, wo er seinen Hof mit innerer Niedrigkeit und äußerer Würde machen konnte, und er feyerte jährlich eine Art von Jahresfest seiner Ungnade durch irgend etwas Außerordentliches, wovon Laune und Einsamkeit der Grund war: er sprach selbst davon und sagte, daß es unvernünftig sey, die Wiederkehr dieser Epoche zu feyern, die ihn so tief demüthige.

Dem Grafen von Tesse spielte er im Lager von Compiegne einen artigen Streich. Er war General-colonel der Dragoner. Zwey Tage vorher fragte ihn Laufún, mit der Miene der Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, die er fast immer anzunehmen wußte, ob er auf alles gedacht habe, was er brauche, um den König an der Spitze der Dragoner zu begrüssen, und sie kamen ins Gespräch über das Pferd, den Anzug und die Equipage. Nachdem er alles gelobt hatte, fiel er ein: aber der Hut? vom Hute höre ich ja gar nichts. Nun ja, antwortete der andere, ich trage eine Mütze. Eine Mütze? erwiederte Laufún, ist das Ihr Ernst? Eine Mütze, das gehört sich wohl für die andern, aber der Generalcolonel eine Mütze!? Nein, Herr Graf, das ist Ihr Ernst nicht. Nun, antwortete Tesse, was soll ich denn haben? Laufún ließ ihn lange in Zweifel und ließ sich bitten, indem er immer versicherte, er wisse es besser als er sage. Endlich auf sein dringendes Bitten sagte er, er wolle ihm nicht einen so groben Fehler begehen lassen; da diese Charge für ihn geschaffen worden, so wisse er alle die Auszeichnungen derselben, wovon eine der hauptsächlichsten sey, einen grauen Hut

bey

bey der Musterung zu tragen. Tesse erstaunt, gesteht seine Unwissenheit; und im Schrecken von der Dummheit, die er habe begehen können, ergießt er sich in Danksagungen und geht sogleich in der Geschwindigkeit nach Hause, um einen seiner Leute nach Paris zu schicken und einen grauen Hut hohlen zu lassen. Der Herzog von Lauſún hatte natürlich die Vorsicht gebraucht, Tesse geschickt auf die Seite zu kriegen, um ihm diese Notiz zu geben, und hatte sie niemanden hören lassen. Er rechnete sicher darauf, daß Tesse in der Scham über seine Unwissenheit, sich dessen gegen niemand rühmen würde, und er hütete sich auch jemanden etwas zu sagen. Am Morgen der Revüe gieng ich zum Lever des Königs; und sah daselbst, gegen seine Gewohnheit, den Herzog von Lauſún bleiben, der, da er das Recht des ersten Zutritts hatte, immer weggieng, wenn die Hofleute kamen. Ich traf daselbst auch Tesse mit einem grauen Hute, einer schwarzen Feder und einer großen Cocarde, der sich sehr mit seinem Hute brüstete. Die Farbe des Hutes, die der König nicht leiden konnte und die seit mehrern Jahren niemand mehr trug, fiel mir sehr auf und ich sah ihn lange an: denn er stand mir fast gegen über und Hr von Lauſún, ziemlich nahe bey ihm, ein wenig hinter ihm. Als der König angezogen war, erblickte er den Hut. Er war darüber betroffen und fragte Tesse, wo er den Hut herhabe? Dieser sagte selbstgefällig, er habe ihn von Paris kommen lassen. Und wozu das? sagte der König. Sire, antwortete jener, weil Ew Majestät uns heute die Ehre geben, uns zu sehn. Nun wohl, erwiederte der König, immer mehr erstaunt, wie hängt das mit dem grauen Hute zusammen? Sire, sagte Tesse, den diese Antwort in Verlegenheit zu setzen anfieng, es ist ja das Privilegium des Generalcolonels, an diesem Tage einen grauen Hut zu tragen. Einen grauen Hut? sagte der König, wo der Teufel haben Sie das her? Der Herzog von Lauſún, Sire, für den Ew Majestät die Charge geschaffen haben, hat es mir gesagt. Der Herzog mochte vor Lachen bersten und entwischte. Lauſún hat Sie zum Besten gehabt, sagte der König ein wenig lebhaft! Glauben Sie mir, schicken Sie nur diesen Hut an den Prämonstratenser-General. Nie habe ich jemanden in größerer Verwirrung gesehn, als Tesse; er stand mit niedergeschlagenen Augen da und sah den grauen Hut an, mit einer Traurigkeit und einer Beschämung, welche die

Scene

Scene vollkommen machte. Keiner der Zuschauer hielt das Lachen zurück, und alle mit dem Könige vertrautern gaben ihr Wort darein. Endlich erhielt Tesse wieder soviel Besinnung, daß er fortgieng. Der ganze Hof sprach darüber und fragte ihn, ob er Lausún noch nicht kenne, der allemal, wenn man davon sprach, ins Fäustchen hinein lachte. Gleichwohl wagte Tesse nicht darüber böse zu werden, und die Sache, wiewohl ein wenig stark, blieb ein Spas, mit dem Tesse lange gequält wurde und viele Beschämung ertragen mußte.

Im Sommer nach Ludwigs XIV Tode wurde in der Ebene längs dem Holze bey Boulogne eine Revüe der königlichen Haustruppen gehalten. Auf der andern Seite stößt Passy an diese Ebene, wo Lausún ein artiges Haus hatte. Frau von Lausún befand sich daselbst mit fröhlicher Gesellschaft und ich war auch, den Abend vor der Revüe, daselbst eingekehrt. Frau von Poitiers starb vor Verlangen die Revüe zu sehn, als eine junge Dame, die noch nicht viel gesehn hatte, sie wagte aber nicht sich in der ersten Wittwentrauer sehn zu lassen. Es wurde in der Gesellschaft über das Wie gerathschlagt und man fand, daß sie Frau von Lausún, wenn sie sich hinten im Wagen hielte, mitnehmen könnte und es wurde dahin entschieden. Während der Fröhlichkeit der Gesellschaft kam der Herzog von Lausún von Paris an, wohin er am Morgen gereist war. Man nahm eine Wendung, um es ihm zu sagen. Sobald er es hörte, gerieth er in eine Wuth, die entsetzlich war, er war ganz außer sich, und sagte seiner Frau die unangenehmsten Dinge, und in den härtesten, stärksten, beleidigendsten Ausdrücken. Sie sah ihn mit sanftem Blick an, Frau von Poitiers weinte und schluchzte und die ganze Gesellschaft war in der tödtlichsten Verlegenheit. Der Abend schien ein Jahr zu seyn, das traurigste Nesenter das fröhlichste Mahl in Vergleich mit diesem Souper. Der Herzog war den Abend nicht zu sprechen, das tiefste Stillschweigen herrschte, alles war in Verlegenheit, und selten wagte jemand ein Wort zu seinem Nachbar zu sprechen. Er verließ die Tafel wie gewöhnlich beym Desert und gieng zu Bette. Man wollte sich nachher erpectoriren und darüber sprechen, aber Frau von Lausún verhinderte es sehr klug und artig, indem sie Karten austheilen ließ. Gleich den andern Morgen gieng ich zu Lausún, um ihm wegen des gestrigen

Auf-

Auftritts sehr stark meine Meynung zu sagen. Ich hatte dazu keine Zeit. Als er mich kommen sah, breitete er die Arme aus, und rief mir entgegen, ich sähe einen Wahnsinnigen, der meinen Besuch nicht verdiene, sondern ins Tollhaus gehöre, hielt seiner Frau die größte Lobrede, die sie gewiß verdiente, er sey nicht werth, sie zu besitzen, nicht werth, ihre Fußtapfen zu küssen, häufte auf sich alle möglichen Schimpfreden und sagte mit Thränen in den Augen, daß er eher Mitleid als Zorn verdiene, und er wolle mir seine ganze Schande und sein ganzes Elend gestehen; er sey über 80 Jahr alt, er habe weder Kinder noch Nachkommen, er sey Kapitain der Garde gewesen und wenn er es noch wäre, so wäre er unfähig die Functionen dieser Stelle zu verrichten, er sage sich dieß ohne Unterlaß, gleichwohl könne er sich nicht darüber trösten, daß er es so lange Jahre, seit er diese Stelle verloren, nicht mehr sey, er habe nie diesen Stachel aus seinem Herzen reißen können, alles was ihn daran erinnere, bringe ihn außer sich, und als er gestern gehört habe, daß seine Frau die Frau von Poitiers zur Revüe der Leibgarde, in der er nichts mehr sey, führen wollte, sey er so außer sich gekommen, daß er sich so vergangen habe, wie ich gesehen hätte; er wage nach diesem Vorfall sich vor niemanden mehr sehn zu lassen, er wolle sich in sein Zimmer einschließen, er werfe sich mir zu Füßen und beschwöre mich, zu seiner Frau zu gehen und sie zu bewegen, daß sie Mitleid mit einem thörigten Greise haben möchte, der vor Schmerz und Scham sterben wollte, und daß sie ihm zu verzeihen würdigte. Dieses aufrichtige so schmerzhafte Geständniß rührte mich, ich suchte ihn nur aufzurichten und zu trösten. Die Versöhnung war nicht schwer. Wir zogen ihn nicht ohne Mühe aus seinem Zimmer hervor und man sah ihm mehrere Tage eine sichtbare Verlegenheit an.

Ich habe oft bey Gelegenheit dieser Geschichte über das Elend derer, die mit Trunkenheit an der Welt hängen, und über das Elend der Ehrgeizigen nachgedacht, deren Durst weder Reichthum, noch die angenehmste häusliche Lage, noch erlangte Würde, noch Alter, noch körperliche Ohnmacht stillen können, und die statt sich des zu freuen, was sie besitzen, und ruhig des Glückes desselben zu genießen, sich mit ewiger Unzufriedenheit das Leben verbittern.

Diese

Diese Narrheit, gern Kapitain der Garde seyn zu wollen, beherrschte Lausün so sehr, daß er oft ein blaues Kleid mit silbernen Tressen trug, das zwar nicht der Uniform eines Gardekapitains an Revüetagen ähnlich war, derselben aber so viel als möglich nahe kam, mehr aber noch der Uniform der Jagdkapitaine der königl. capitaineries; und er hätte sich dadurch lächerlich gemacht, wenn er nicht durch alle seine Sonderbarkeiten die Welt, die ihn fürchtete, daran gewöhnt und sich über allen Spott weggehoben hätte.

Bey aller seiner Politik und Geschmeidigkeit konnte er mit aller Gelassenheit auf jedermann mit den härtesten schneidendsten Worten ausfallen. Die Minister, kommandirenden Generale, alle, die ihr Glück machten und ihre Familien wurden am meisten gemißhandelt. Er hatte sich gleichsam das Recht angemaßt, alles sagen, alles thun zu dürfen, ohne daß irgend jemand es übel nehmen konnte. Die einzigen Grammonts waren ausgenommen. Er erinnerte sich immer an die Aufnahme und den Schutz, den er in seiner ersten Zeit bey ihnen gefunden hatte, er liebte sie, interessirte sich für sie und erzeigte ihnen immer Ehrerbietung. Der alte Graf von Grammont mißbrauchte sie und rächte den Hof durch die Brodeen, die er ihm bey Gelegenheit in den Bart warf, ohne daß Lausün etwas zurückgab und etwas übelnahm, wiewohl er es gern leise abwendete. Er that immer viel für die Kinder seiner Schwestern. Als die Pest zu Marseille ganz vorbey war, bat er bey dem Herzog von Orleans um eine Abtey für den Bischoff von Marseille. Der Herzog von Orleans ertheilte kurz darauf die Pfründen und vergaß den Bischoff von Marseille. Lausün stellte sich unwissend und fragte den Regenten, ob er die Güte gehabt hätte, sich seiner zu erinnern. Der Regent gerieth in Verlegenheit. Da sagte Lausün, gleichsam als wollte er ihm aus der Verlegenheit helfen, mit gelassenem ehrerbietigen Tone: „Monseigneur, es wird ein andermal besser gehen.“ Der Regent verstummte über diese beißende Rede und Lausün gieng lächelnd fort. Die Anekdote kam sehr ins Publikum, und der Herzog von Orleans, der sich schämte, machte seine Vergessenheit durch das Bisthum Leon gut; und auf des Bischoffs von Marseille Weigerung, seine bisherige Kirche aufzugeben, gab er ihm eine reiche Abtey, obgleich Lausün schon todt war.

Drey

Drey oder vier Jahre vor seinem Tode bekam dieser eine Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Wir besuchten ihn alle sehr fleißig, er wollte aber niemanden von uns sehen, außer Fr. von Saint Simon ein einziges mal. Languet, Cüre von St Sulpice, kam oft hin und kam bisweilen bey ihm vor, wo er dann herrliche Gespräche mit ihm führte. Eines Tages, als er bey ihm war, schlich sich der Herzog de la Force in sein Zimmer. Lausün war sein Freund nicht und hielt sich oft über ihn auf: er empfieng ihn sehr gut und fuhr fort den Cüre zu unterhalten. Auf einmal wendet er sich zu diesem, macht ihm Complimente und Dankfagungen, sagt ihm, daß er ihm nichts theuerers zu geben habe als seinen Segen, zieht seinen Arm aus dem Bette, und spricht und giebt ihm den Segen. Sodann wendet er sich zum Herzog de la Force, sagt ihm, daß er ihn immer als den Freund und das Haupt seines Hauses geliebt und geachtet habe und daß er von ihm als solchem seinen Segen verlange. Die beyden waren erstaunt und verwirrt und konnten kein Wort hervorbringen. Der Kranke verdoppelt seine Bitten. Der Herzog de la Force, der etwas wieder zu sich gekommen war, findet die Sache so spashaft, daß er ihm seinen Segen giebt; um aber nicht laut lachen zu müssen, geht er sogleich fort. Er kam zu uns in das anstoßende Zimmer, er wollte sich todt lachen und konnte uns vor Lachen kaum erzählen, was vorgefallen sey. Einen Augenblick darauf kam auch der Cüre, sehr bestürzt, sich so viel er konnte zum Lachen zwingend, um seinen Verdruß zu verbergen. Der Kranke, der seinen Eifer und seine Geschicklichkeit, die Leute zum Bau seiner Kirche breit zu schlagen, kannte, hatte oft gesagt, daß er sein Narr nicht seyn wolle; er schrieb seine fleißigen Besuche dem Eigennutz zu und hatte ihn so zum Besten, indem er ihm nichts als seinen Segen gab, den er von ihm empfangen sollte, und zugleich den Herzog de la Force, indem er ihn um seinen Segen bat. Der Cüre fühlte es, und war sehr dadurch gekränkt, hatte aber die Klugheit ihn nachher nicht weniger zu besuchen; allein Lausün kürzte die Besuche ab und wollte ihn nicht verstehen. Ein andermal, während dieser Krankheit, als man ihn sehr schlecht glaubte, wagten Biron und seine Frau, Tochter des Herrn von Nogent, sich auf den Zehen in sein Zimmer zu schleichen, und hielten sich hinter seinen Vorhängen, hinter seinem Rücken;

aber

aber er sah sie im Spiegel des Camins, während sie immer glaubten, daß sie von ihm nicht gesehn und nicht gehört würden. Der Kranke liebte Biron sehr, konnte aber seine Frau gar nicht leiden, obwohl sie seine Nichte und Haupterbin war. Er hielt sie für sehr eigennützig und ihr ganzes Betragen war ihm unerträglich. Hierin stimmte er fast mit allen überein. Dieß Hereinschleichen verdroß ihn und er sah, daß sie die Erbschaft nicht erwarten könne, und komme, um sich mit eignen Augen zu versichern, daß er bald sterben werde. Er wollte dieß ihr verbittern und sich einen Spas machen. Er fieng also auf einmal an, ganz laut, als wenn er sich allein glaubte, ein Stoßgebet zu sprechen, Gott um Verzeihung wegen seines vergangenen Lebens zu bitten und ganz wie ein Mensch zu sprechen, der von seinem nahen Tode überzeugt ist. Er sagte, daß er in dem Schmerz über seine Ohnmacht, nicht Buße thun zu können, wenigstens die Güther, die ihm Gott gegeben, dazu benutzen wolle, um sich Vergebung der Sünden zu erkaufen und sie alle ohne Vorbehalt den Hospitälern vermachen, dieß sey der einzige Weg, den ihm Gott gelassen habe, um für sein Heil zu sorgen, nachdem er das ganze Leben durchlebt, ohne je daran, wie er gesollt, gedacht zu haben, und er dankte Gott für dieses Rettungsmittel, das er ihm gelassen, und das er mit ganzem Herzen ergreifen wolle. Er sprach dieses Gebet und diesen Entschluß mit so viel Rührung, Ueberzeugung und Entschlossenheit, daß Biron und seine Frau keinen Augenblick zweifelten, daß er diesen Vorsatz ausführen und sie der ganzen Erbschaft beraubt seyn würden. Sie hatten keine Lust mehr länger zu lauschen und kamen verwirrt, bestürzt zur Herzogin von Lausün, um ihr den grausamen Entschluß, den sie gehört, zu erzählen und beschworen sie, ihn zu einer Milderung desselben zu bewegen. Hierauf schickte der Kranke nach Notarien und Frau von Biron war in Verzweiflung. Das war eben die Absicht des Testators sie so weit zu bringen. Er ließ die Notarien warten, dann sie eintreten und dictirte sein Testament, das ein tödlicher Schlag für Frau von Biron war; demungeachtet verschob er noch die Unterzeichnung und da er sich immer wohler befand, so unterzeichnete er es nicht. Diese Comödie machte ihm vielen Spas und er konnte sich nicht enthalten, mit einigen darüber zu lachen, als er genesen war. Trotz seinem Alter und

einer

einer so schweren Krankheit erholte er sich schnell wieder und war gesund wie zuvor.

Er hatte eine eiserne Gesundheit mit dem trüglichen Ansehn der Härtlichkeit. Er aß Mittags und Abends sehr wacker und sehr delikat und immer in lustiger Gesellschaft, er aß von allem, fett und mager, ohne Auswahl, außer der des Geschmacks, und ohne alle Behutsamkeit.

Die Galanterie dauerte bey ihm lange; Mademoiselle war deswegen eifersüchtig und es gab mehrere Entzweyungen. Ich habe mir von Frau von Fontenelles, einer sehr liebenswürdigen, geistreichen, sehr wahrheitliebenden und seit vielen Jahren durch ihre Tugend ausgezeichneten Dame, erzählen lassen, daß, als sie einst mit Mademoiselle zu Eu war, Lauzün, der auf einige Zeit dahin gekommen war, sich nicht enthalten konnte, nach den Mädchen zu laufen. Mademoiselle erfuhr es, wurde aufgebracht, machte ihm Vorwürfe und verwies ihn aus ihren Augen. Die Gräfin von Fiesque brachte die Versöhnung zu Stande. Mademoiselle erschien an dem Ende einer Gallerie, er war an dem andern Ende und mußte die ganze lange Gallerie auf den Knieen bis zu Mademoiselle's Füßen kriechen. Dergleichen Scenen mehr oder weniger stark kehrten in der Folge wieder. Er war es müde der Geschlagne zu seyn und rächte sich an Mademoiselle wacker, und dieß kehrte öfters wieder, so daß endlich beyde, der Sache müde, sich auf ewig entzweyten und sich nachher nie wieder sahen. Er hatte gleichwohl mehrere Porträts von ihr bey sich und sprach von ihr oft mit Ehrerbietung: man zweifelte nicht, daß sie heimlich verheyrathet seyen. Bey ihrem Tode nahm er eine fast ganz schwarze Livree an, mit silbernen Tressen, die er in weiß mit ein wenig blau umänderte, als Gold und Silber für die Livreen verboten war.

Seine von Natur traurige und eigensinnige Gemüthsart, die die Gefangenschaft und die Gewohnheit des einsamen Lebens noch vermehrt hatte, hatte ihn zum Einsiedler und Träumer gemacht, so daß, wenn er die beste Gesellschaft bey sich hatte, er sie bey Frau von Lauzün ließ und sich ganze Nachmittage, wenigstens mehrere Stunden, in die Einsamkeit zurückzog und noch dazu ohne ein Buch; denn er las

nichts als Dinge der Phantasie und selten und wenig anhaltend, so daß er eigentlich nichts wußte als was er gesehn hatte und ganz mit dem Hof und den Neuigkeiten der Welt beschäftigt war.) Seine Conversation war immer aus Mißlaune oder Politik gezwungen und nur durch Sprünge oder boshafte Ausfälle, die oft vorkamen, unterhaltend. Wenig Monate vor seiner letzten Krankheit, das heißt in einem Alter von mehr als neunzig Jahren, richtete er noch Hunde ab, er paradirte beym Boulogner Walde vor dem Könige, der nach la Meute gieng, auf einem Füllen, das er erst zugeritten hatte und das es kaum noch war, und setzte die Zuschauer durch seine Geschicklichkeit, Festigkeit und Grazie in Erstaunen. Man würde kein Ende finden von ihm zu erzählen.

Seine letzte Krankheit zeigte sich ohne Vorspiel in dem schrecklichsten aller Uebel, dem Krebs am Munde. Er ertrug diese Krankheit mit unglaublicher Festigkeit und Geduld und blieb bis an sein Ende ohne Klage, ohne Unzufriedenheit, ohne Ungeduld, da er sich doch selbst unerträglich war. Als er sein Uebel überhand nehmen sah, zog er sich in ein kleines Appartement, im Innern des Klosters der Augustiner, zurück, das er sich zu dem Ende erst gemiethet hatte und in das man aus seinem Hause kommen konnte, um daselbst in Ruhe zu sterben, unzugänglich für Frau von Biron und jede andere Frau, ausgenommen die seinige, welche die Erlaubniß hatte, in Begleitung von einer ihrer Frauen, zu jeder Stunde zu ihm zu gehen. Auch gab er in dieser Zurückgezogenheit niemandem als seinen Neffen und Schwägern Zutritt, und noch dazu so kurz als möglich. Er dachte nur darauf seinen schrecklichen Zustand zu seinem Heil zu nutzen und widmete alle seine Zeit den gottseligen Unterhaltungen seines Beichtvaters und einiger Mönche des Klosters, der religiösen Lectüre und allem, was ihn zum Tode vorbereiten konnte. Als wir ihn besuchten, da sah man nichts von Unreinlichkeit, Elend, nichts von seinem Leiden, alles voll Anstand und Ruhe, seine Unterhaltung war wenig lebhaft, sehr gleichgültig gegen alles, was in der Welt vorgieng; er sprach wenig und schwer; gleichwohl wenn er sprach, wenig oder nichts von Moral, noch weniger von seinem Zustande; und diese so muthige peinliche Gleichförmigkeit

keit behauptete er vier Monate lang bis zu seinem Tode; aber die letzten zehn oder zwölf Tage wollte er weder Neffen noch Schwäger sehen, auch seine Frau schickte er schnell wieder fort. Er empfieng alle Sacramente mit sehr viel Erbauung und behauptete den vollen Gebrauch seines Kopfes bis zum letzten Augenblick. Am Morgen des Tages, wo er in der folgenden Nacht starb, ließ er Biron holen und sagte ihm, daß er für ihn alles gethan, was Frau von Lauzun gewollt habe; er gebe ihm in seinem Testamente sein ganzes Vermögen, ein sehr mittelmäßiges Legat für Caffelwyron, Sohn seiner andern Schwester, und die Belohnungen für seine Domestiken ausgenommen; alles was er für ihn seit seiner Heyrath gethan habe und was er noch auf dem Sterbebette thue, verdanke Biron allein der Frau von Lauzun; er solle nie die Erkenntlichkeit gegen sie vergessen; er verbiete ihm, kraft seiner Autorität als Oncle und Testator, ihr nie den geringsten Aerger, das geringste Hinderniß in Weg zu legen und nie einen Proceß mit ihr anzufangen, über was es auch seyn möchte. (Biron selbst hat mir dieß den andern Tag in denselben Ausdrücken, wie ich es niederschreibe, erzählt.) Hierauf sagte er ihm mit festem Tone Lebewohl und ließ ihn von sich. Er verbot mit Grund alle Ceremonien. Er wurde im Kloster der Augustiner beerdigt.

Er hatte nichts mehr vom Könige als jene alte Compagnie Bec de Corbin, welche zwey Tage darauf aufgehoben wurde. Einen Monat vorher hatte er Dillon, den hiesigen Geschäftsträger des Königs Jacob und Generalofficier von Auszeichnung, zu sich kommen lassen und ihm sein Ordensband des blauen Hosenbandes und einen Georg von Onyx mit den schönsten und größten Diamanten besetzt übergeben, um beydes diesem Fürsten zurückzuschicken.

Ludwig XIII.

Weniger bekannte Anecdoten von diesem Könige.

Ich kann nicht mit Stillschweigen übergehen, was mir mein Vater von der Bestürzung, in welche Paris und der

Hof gerieth, als die Spanier Corbey einnahmen, nachdem sie sich der ganzen Grenze bis dahin und des ganzen Landes bis nach Compiegne bemächtigt hatten, und von dem Conseil, das damals gehalten wurde, erzählt hat.

Der König ließ den Kardinal Richelieu zuerst sprechen. Er stimmte für feige Maaßregeln und besonders für den Rückzug des Königs jenseit der Seine und rechnete darauf, die Meynung des ganzen Conseils für sich zu gewinnen, wie es auch wirklich erfolgte. Der König ließ sie alle reden, ohne Ungeduld oder Widerwillen zu äußern, und fragte sie hierauf, ob sie noch etwas hinzuzufügen hätten. Als sie mit nein geantwortet hatten, sagte er, es sey denn nun auch die Reihe an ihm, seine Meynung zu sagen. Er sprach eine gute Viertelstunde, widerlegte ihre Meynung mit den stärksten Gründen, zeigte, daß sein Zurückzug nur die Verwirrung vollenden, die Flucht beschleunigen, alle Hoffnung rauben und seinen Truppen und Generalen den Muth nehmen würde; hierauf sprach er wieder eine Viertelstunde von dem Plan, den er befolgen zu müssen glaubte; und wandte sich, ohne weiter um jemandes Meynung zu fragen, sogleich zu meinem Vater, und befahl ihm, daß alle seine Leute, die bereit seyn könnten, sich bereit halten sollten, ihn den andern Morgen nach Corbey zu begleiten und daß die übrigen nachkommen sollten, sobald sie könnten. Dieß gesagt mit einem Ton, der keinen Einwurf zuließ, steht er auf, verläßt das Conseil und läßt den Kardinal und alle übrigen im äußersten Erstaunen.

Die Geschichte und die Memoires aus dieser Zeit zeigen, daß dieser kühne Entschluß das Heil des Staates war und den glücklichsten Erfolg hatte. Ein so großer Mann der Kardinal auch war, so zitterte er doch für den Ausgang, bis ihm der erste Anschein von Glück den Muth gab, sich zu ihm zu gesellen. Ein merkwürdiger Zug dieses schwachen von seinem ersten Minister beherrschten Königs. Dichter und Schriftsteller haben dem Minister oft zu viel Ruhm beygelegt, den sie seinem Herrn entzogen haben; so ist es unter andern mit der hartnäckigen Belagerung von la Rochelle und den Arbeiten dabey und der Erfindung und unerhört glücklichen Ausführung seines berühmten Dammes, was alles dem verstorbenen Könige beyzulegen ist.

Ludwig XIII war ganz ordentlich in Fräulein von Hautefort verliebt. Er gieng um ihretwillen öfterer zur Königin und sprach daselbst beständig mit ihr. Er unterhielt meinen Vater immer davon, der sehr deutlich sah, wie leidenschaftlich er liebte, und als ein galanter junger Mann nicht begriff, wie ein König so verliebt und so wenig über sich Herr seyn könne, es nicht zu verhehlen, und doch zugleich nicht weiter gieng. Er hielt es für Furchtsamkeit und in dieser Meynung bezeigte er ihm einst, als er mit Leidenschaft von dem Mädchen sprach, sein Erstaunen, erbot sich zum Unterhändler und versprach, den Handel bald zu schließen. Der König ließ ihn reden, gab ihm aber mit der ernstesten Miene folgende Antwort: „Es ist wahr, ich bin in sie verliebt, ich fühle es, ich suche sie, ich spreche gern von ihr, und ich denke noch mehr an sie, es ist wahr, alles dieses geht in mir wider meinen Willen vor, weil ich ein Mensch bin und diese Schwäche habe; aber je leichter es mir meine königliche Würde macht, meine Leidenschaft zu befriedigen, desto mehr muß ich gegen die Sünde und das Aergerniß auf meiner Hut seyn. Ich verzeihe für dießmal Ihrer Jugend; aber lassen Sie sichs nie wieder einfallen, in diesem Tone gegen mich zu sprechen, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen meine Liebe erhalten soll." Das war für meinen Vater ein Donnerschlag; es war ihm, als wenn ihm Schuppen vom Auge fielen; die Meynung von der Furchtsamkeit des Königs in der Liebe verschwand vor dem Glanz einer so reinen triumphirenden Tugend. Es war dasselbe Fräulein, welches Dame d'atours der Königin war, das er unter diesem Vorwand Frau von Hautefort nennen ließ, und das zuletzt die zweyte Frau des letzten Marschalls von Schomberg wurde.

Eine Menge schlauer Streiche neben den kriegerischen Schwierigkeiten, welche der berühmte Karl Emanuel für die Verzögerung eines Friedenstraktats und für die Einnahme seines Herzogthums Savoyen zu machen gewußt hatte, hatten ihn in Stand gesetzt, sich zu Susa wohl zu befestigen, durch jene ungeheuern wohl-besetzten Verschanzungen, so bekannt unter dem Namen der Barricaden von Susa, jede Annäherung zu verhindern und daselbst die Kaiserl. und Spanischen Truppen zu erwarten, welche ihm zu Hülfe kamen.

nien. Diese Anlagen begünstigt von den Präcipicen des Terrains, das zu forciren war, hielten den Kardinal Richelieu auf, der es nicht für rathsam hielt, seine Truppen daselbst aufs Spiel zu setzen, und die Stimmen aller Generale für den Rückzug gewann. Der König war damit unzufrieden. Er bestand darauf, Mittel zum Besiegen all der großen natürlichen und künstlichen Hindernisse zu suchen, mit denen der Herzog von Savoyen so verschwenderisch gewesen war. Der Kardinal aber, entschlossen die Armee nicht in Gefahr zu bringen, hinderte die Generale, dem Könige irgend eine Unterstützung dazu zu geben, der über die Schwierigkeiten entrüstet allein in sich selbst die Mittel zu seinem Vorhaben suchte. Um ihn zu ermüden, brauchte der General eine List. Er wußte es zu machen, daß unter verschiedenem Vorwande, der König alle Abende allein gelassen wurde, nachdem er sich den ganzen Tag über mit Durchstreichung des Landes, um eine Passage zu finden, ermüdet hatte. Dieß dauerte mehrere Tage, bis er endlich mit Hülfe eines Bauern, mehr aber von selbst, eine Passage gefunden hatte, worauf er ganz allein die ganze Anlage des Angriffs entwarf und ihn den 9. März 1629 ruhmvoll vollführte. Ich habe von meinem Vater gehört, der beständig um seine Person war, daß er selbst seine Truppen gegen die Verschanzungen führte, und daß er sie, den Degen in der Hand, auf den Schultern emporgehoben, über die Felsen und Brustwehre kletternd, erstieg. Sein Sieg war vollkommen, Susa selbst wurde nachher erobert, da es sich nicht gegen den Sieger halten konnte.

Sonderbar ist, daß ich in den Geschichtsbüchern der Zeit eine Begebenheit nicht finde, die mir mein Vater oft als Augenzeuge erzählt hat, nämlich, daß der Herzog von Savoyen ganz gedemüthigt dem Könige entgegen kam, vom Pferde stieg, sein Bein umfaßte und um Gnade und Verzeihung bat; und daß der König, ohne nur Miene zu machen, als wollte er absteigen, aus Rücksicht für seinen Sohn und noch mehr für seine Schwester, mit der er die Ehre gehabt, sich zu vermählen, ihm Verzeihung gewährt habe. Dieß waren die eignen Ausdrücke, welche der König gegen den Herzog von Savoyen brauchte. Man weiß, wie sehr dieser diese Verzeihung zu mißbrauchen suchte, sobald er sich von der Gegenwart eines Fürsten befreyt sah, der diesen großen Sieg

nur

nur seiner Entschlossenheit und der Anstrengung, mit der er ihn zu erkämpfen strebte, und seinem Degen verdankte, und den vollen Ruhm desselben erntete; und wie der Herzog durch die schnelle Rückkehr des Königs dafür gezüchtigt wurde. Nach dieser letzten Erniedrigung erschien dieser Prinz, der so lange und so gefährlich für uns in ganz Europa eine so große Rolle gespielt, der sich der Markgrafschaft Saluces während der letzten Unruhen der Ligue unter Heinrich III bemächtigt, der Heinrich IV, als er auf seinem Throne befestigt in Frieden herrschte, so viel Sorge gemacht und nicht hatte gezwungen werden können, diesen berühmten Raub einem so kriegerischen Könige zurückzugeben; nach dieser Demüthigung erschien Karl Emanuel vor Aerger und Schaam nicht mehr öffentlich; er schloß sich in seinen Palast ein, sah daselbst niemanden als seine Minister zu Ertheilung der nöthigen Befehle, und seinen Sohn in nothwendigen Augenblicken, und niemanden von seinen Bedienungen als die unmöglichsten und bloß für den persönlichen Dienst, und starb endlich vor Schaam und Schmerz den 16. Jul. 1630, das heißt dreyzehn Monate nachher. So wußte Ludwig XIII den neuen Herzog von Mantua, seinen sonstigen Unterthanen, zu beschützen und ihn, trotz dem Hause Oestreich, Savoyen und allen ihren Heeren, in den Staaten, die ihm Natur und Recht gaben, einzusetzen und zu behaupten.

Herzog von Luxemburg.

Bey meiner Rückkehr von la Trappe, wohin ich nur heimlich gieng, um diese Reisen in meinem Alter dem öffentlichen Gerede zu entziehen, wurde ich in einen Handel verwickelt, der großes Aufsehn erregte und für mich von vielen Folgen war. Der Herzog von Luxemburg, stolz auf sein Glück, hielt sich für stark genug, um sich vom achtzehnten Rang der Anciennetät, den er unter den Pärs einnahm, zum zweyten zu erheben, unmittelbar nach Herrn von Uzes. Diejenigen, die er überspringen wollte, waren:

Heinrich von Lorraine, Herzog von Elbeuf, Gouverneur von der Picardie und Artois.

Karl von Rohan, Herzog von Monbazon, Prinz von Guemenee.

Karl von Levi, Herzog von Ventadour und Vendome, Gouverneur von Provence und Ritter des Ordens.

Maximilian von Bethune, Herzog von Sülly, Ritter des Ordens.

Karl de la Tremoille, erster Kammerherr, Ritter des Ordens.

Karl von Albert, Herzog von Chevreuse, Ritter des Ordens, Kapitän der Chevaurlegers der Garde.

Der minderjährige Sohn der Herzogin von Lesdigni-eres-Gondi.

Heinrich von Cosse, Herzog von Brissac.

Karl von Albert genannt von Ailly, Ritter des Ordens, Gouverneur von Bretagne, so bekannt durch seine Gesandtschaften.

Armand, Franz von Vignerot, genannt Düplessis, Herzog von Richelieu und Fransac, Ritter des Ordens.

Ludwig Herzog von Saint-Simon.

Franz Herzog de la Rochefoucault, Ritter des Ordens, Groß Garderobemeister, der immer so gut mit dem Könige stand, und Oberjägermeister von Frankreich.

Jakob Nompar von Caumont, Herzog de la Force.

Heinrich Grimaldi, Herzog von Valentinois, Prinz von Monaco, Ritter des Ordens.

Karl Herzog von Rohan und la Tour de Bouillon, Großkammerer von Frankreich und Gouverneur von Auvergne.

Ein großer Name, der in seiner ersten Zeit noch von dem Andenken jenes berühmten Stammes der letzten Connetables und von der Liebe der verwittweten Prinzessin von Conde zu diesem Namen glänzte, viel Tapferkeit, ein unbezähm-

zähmbarer Ehrgeiz, viel Geist (wiewohl auf Intrigue, Ausschweifung und die große Welt gerichtet) ließ den jungen Boutteville das Unangenehme einer anfangs sehr zurückstoßenden Gestalt ertragen; wiewohl, was freylich niemand, wer es nicht gesehn, begreifen wird, man sich leicht an seine Gestalt gewöhnte, die bey einem etwas mäßigen Höcker vorne und einem großen spitzigen hinten nebst dem ganzen gewöhnlichen Zubehör eines Höckers, ein Feuer, einen Adel und eine natürliche Anmuth hatte, die in seinen geringsten Handlungen glänzte. Er schloß sich bey seinem Eintritt in die Welt an M. le Prince an, und bald nachher attachirte sich dieser an seine Schwester. Der Bruder, eben so wenig bedenklich als sie, benutzte dieß zu seinem und ihrem Glück. M. le Prince eilte ihre Vermählung mit dem Sohn des Marschalls von Chatillon zu stiften, einem jungen Manne von großen Hoffnungen, der, ehe etwas von dieser Liebe bekannt wurde, Neigung zu ihr hatte, und verschaffte ihm im J. 1646 ein Herzogs Brevet. Der Kardinal Mazarin hatte diese Art von Würde, die nur eine Ehre ohne Rang und Erblichkeit giebt, wieder eingeführt, so wie sie unter Franz I und seinen Nachfolgern üblich gewesen war; sie war außer Gewohnheit gekommen, aber sie schien dem ersten Minister sehr tauglich, um Leute von Bedeutung, oder solche, die er sich zuthätig machen wollte, dadurch zu verbinden und zu belohnen. Von dieser Art Herzöge, sagte er, wollte er so viele machen, daß man sich schämen sollte, es nicht zu seyn und sich schämen, es zu seyn, und zuletzt machte er sich selbst dazu, um desto mehr zu seinen Brevets zu locken. Hr von Chatillon genoß desselben nur drey Jahr, er war ein guter friedlicher Ehemann, wiewohl ein Mann nach der Mode. M. le Prince beherrschte den Hof und den Kardinal Mazarin, den er durch seinen Ruf und seine geleisteten Dienste gewonnen hatte, was aber nicht lange währte. Er belagerte im J. 1649 Paris im Dienste des Hofes, der aus dieser Stadt geflohen war, gegen das Parlament und die Mißvergnügten, als der Herzog von Chatillon bey dem Angriff der Brücke von Charenton getödtet und zu St Denis beerdigt wurde. Der Liebhaber und die Liebhaberin wußten sich darüber zu trösten. Die Größe des Verdienstes, das sich M. le Prince gegen den Kardinal erworben hatte, indem er ihn im Triumph in Paris wieder einführte, fiel diesem bald bey

dem Stolze und den Prätentionen des Prinzen zur Last; daher schrieb sich die Gefangensetzung der Prinzen, während welcher die verwittwete Prinzessin von Conde sich nach Chatillon an der Loire mit der treuen Geliebten ihres Gemahls zurückzog und daselbst starb. Von der erzwungenen Befreyung der Prinzen bis zu den Unruhen und dem Bürgerkrieg, den M. le Prince unternahm, war fast kein Zwischenraum. Das Treffen in der Vorstadt St Anton endigte diesen Krieg und machte, daß sich M. le Prince den Spaniern bis zum Pyrenäer Frieden in die Arme warf. Bouttéville folgte ihm überall hin. Seine Tapferkeit und Sitten, seine Thätigkeit, alles an ihm war dazu gemacht, dem Prinzen zu gefallen, und alle Arten von Banden schlossen sie fest aneinander. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich erhielt Frau von Chatillon ihre Herrschaft wieder; ihr Bruder war 33 Jahr alt; er hatte sich im Kriege ausgezeichnet; er war General geworden und hatte bey M. le Prince das Verdienst, das er mit sehr wenig Leuten seines Schlages theilte, seinem Glück bis zu Ende treu geblieben zu seyn. Sie dachten daher auf eine Belohnung, die dem Prinzen Ehre machte und Bouttéville's Glück gründete. Sie verfielen auf die Vermählung mit der Erbin von Piney, Wittwe des Hrn. von Clermont. Sie war entsetzlich häßlich, von Wuchs und Gesicht; sie glich einer dicken garstigen Heringshökin vor ihrem Faße, aber sie war, da die erste Ehe ohne Kinder gewesen war, sehr reich und ihr Reichthum sollte nach der Absicht des Prinzen für Bouttéville ein Hebel seyn, um zum Herzog und Pair empor zu steigen. Er glaubte sich zuerst der Nonne versichern zu müssen; sie hatte oft an Auflösung ihres Gelübdes gearbeitet. Er fürchtete, eine zweyte Heyrath ihrer Schwester möchte sie zu einem fatalen Ausbruch verleiten. Er sprach sie im Sprechzimmer und unter der Bedingung einer Dispensation vom Pabst, die er zu schaffen auf sich nahm, um sie zu locken, und eines tabouret de grace, willigte sie in alles, blieb bey ihrem Gelübde und unterschrieb alles, was man wollte. Nichts paßte besser in den Plan als sie von neuem an ihr Gelübd zu binden, und das Tabouret konnte man als eine Stufe mehr zu der dem Gemahl ihrer Schwester zu erlangenden Würde benutzen. Der Pabst ertheilte die Dispensation sehr bereitwillig und so auch der Hof das Tabouret, unter dem Vorwande, daß sie als Tochter erster Ehe ihrem un-

ver-

verschwägerten Bruder in dem Herzogthum Piney gefolgt seyn würde, wenn sie nicht Nonne gewesen wäre. Man machte sie zur Dame du palais der Königin, unter dem Namen der Prinzessin von Tingri. Nur mußte sie ein kleines Zeichen von dem Stifte Prülley an ihrem Kopfputze tragen, das sie bald ablegte. Was den Bruder betraf, so spielte man die Comödie, daß man seine Interdiction aufheben ließ, ihn aus St Lazarus holte und ihn sogleich im Heyrathscontract die Schenkung alles seines Vermögens nebst der Abtretung seiner Würde an Frau von Boutteville thun ließ, nämlich aus Rücksicht auf die großen Summen, die er deßwegen vom Herrn von Boutteville erhalten und die er ihm bezahlt hatte. Diese Clausel ist bey dem Proceß, von dem die Rede ist, wichtig. Er wohnte der Vermählung seiner Schwester bey; und als sie vollzogen war, ließ man seine Interdiction erneuern, und schickte ihn wieder nach St Lazarus, welches Kloster er seit der Heyrath, vollzogen den 17. März 1761, nie wieder verlassen hat. Hr von Boutteville legte nun in seinem Wappen das Luxemburgische Schild auf den Thurm des seinigen mit der Unterschrift: Montmorency Luxembourg; was alle seine Kinder und Nachkommen ebenfalls gethan haben. Er leitete sodann den Proceß der Ansprechung der Würde als Herzog und Pär von Piney ein und M. le Prince wußte ihn so zu benutzen, daß er wirklich ein neues Diplom der herzoglichen Würde von Piney erhielt, worin man geschickt die Clausel einfließen ließ: in der Maaße, als erforderlich, um ihm die Ansprüche auf die Ancienneität der ersten Errichtung der Würde von 1581 offen zu lassen. In Gemäsheit dieses Diploms wurde er den 22 May 1662 als Herzog und Pär vom Parlament angenommen und nahm daselbst den letzten Rang nach allen übrigen Pärs ein. Die übrigen Lebensumstände Luxemburgs sind bekannt genug. Er sah sich in die Affaire der Voisin, jener Wahrsagerin (um kein schlimmeres Wort zu brauchen) verwickelt, die der Giftmischerey angeklagt durch einen Schluß des Parlaments auf dem Greveplatz verbrannt wurde und Ursache war, daß die Gräfin von Soissons zum letzten mal nebst ihrer Schwester der Herzogin von Bouillon das Königreich verlassen mußte. Nach Vermählung des Herzogs von Luxemburg, die er als Hebel zur Erlangung der Erneuerung der Piney'schen Herzogswürde benutzte, hatte M. le Prince ein Patent erlangt, worin

worin die Sache an das Parlament gewiesen wurde; der Generaladvocat Hr Telon, der in großem Rufe stand, sprach daselbst mit viel Beredtsamkeit und Verstand; und nachdem er die Frage mit allen Gründen dafür und dawider gründlich abgehandelt hatte, hatte er völlig gegen den Herzog von Luxemburg erkannt. Dieß bewog ihn, daß er seinen Proceß ruhen ließ, er hatte seine erneuerte Herzogswürde von Piney und er erwartete gelegnere Zeit.

Er glaubte diese einige Jahre nachher gefunden zu haben. Der erste Präsident Morion war Potier, wie der Herzog von Gesvers; das Interesse seines Vetters, den wir in der obigen Genealogie aufgeführt haben, hatte ihn auch an das des Herzogs von Luxemburg gebunden. Sie glaubten den der Entscheidung nahen Stand des Processes benutzen zu können und beschlossen ihn unversehens abzuschlachten, und es wäre vielleicht gelungen, wenn es nicht ein bloßer Zufall verhindert hätte. Bey Eröffnung einer Audienz des Morgens um 7 Uhr, in welcher dem Volke und Handwerksleuten, in Rechtshändeln, die kurz abgethan werden konnten, summarischer Bescheid ertheilt werden sollte, hörte der Intendant meines Vaters und der des Herzogs von Rochefoucault, die an nichts weniger als an diesen Rangproceß dachten, denselben aufrufen, worauf sogleich ein Advocat für Hrn von Luxemburg sprach; die beyden Intendanten traten aber auf, setzten sich dagegen und zeigten ihr äußerstes Erstaunen über dieses Verfahren, so daß dieser Streich fehlschlug. Diese sonderbare Vereitelung seiner List brachte Herrn von Luxemburg außer Fassung und er ließ seinen Proceß von neuem bis auf die Zeit ruhen, von der wir jetzt sprechen. Dieser Herr von Morion war auf einer Menge schreyender Ungerechtigkeiten ertappt, indem er oft zum Erstaunen beyder Seiten eigenmächtig in der Audienz Bescheid gab. Ein jeder glaubte, der andere habe die Sentenz abgefaßt, und konnte es nicht begreifen, bis sie sich endlich beym Herausgehen aus der Audienz sprachen, und nun sahen, daß sie alle vom ersten Präsidenten betrogen seyen. Er trieb es so arg, daß der König sich endlich entschloß, ihn abzusetzen. Morion aber behauptete sich mit seiner Unverschämtheit und hielt sich an die Form, die seine Absetzung schwer machte; man drohte ihm aber endlich mit allem, was er verdiente, und für jetzt zeigte man ihm

noch

noch die Stelle eines Präsidenten à mortier für seinen Enkel, denn sein einziger Sohn war früh gestorben, und er fand es endlich für gut sich zurückzuziehen. Der Generalprocureur Harlay folgte ihm; und la Beiffe, der bloß Supplikenmeister war, aber in großem Rufe stand, rückte in die wichtige Stelle des Generalprocüreurs ein.

Harlay war der Sohn eines Generalprocüreurs und einer gebornen Bellievre, sein Großvater war der berühmte Achilles von Harlay, erster Präsident des Parlamentes nach jenem berühmten Christoph von Thou seinem Schwiegervater, dem Vater des berühmten Geschichtschreibers. Von diesen großen Magistratspersonen stammend, besaß Harlay die ganze Gravität derselben, die er aber bis zum Cynicismus übertrieb, er affectirte Uneigennützigkeit und Bescheidenheit, die er aber beyde verletzte, jene durch sein eigennütziges Betragen, diese durch einen versteckten Stolz, der entsetzlich war und trotz seinem Bemühen in die Augen sprang. Besonders affectirte er Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, deren Maske er aber bald fallen ließ. Gegen Hinz und Kunz übte er das strengste Recht, aber sobald irgend ein Interesse oder jemandes Gunst sich dazwischen stellte, war er sogleich bestochen. Dieser Proceß stellte ihn in seiner wahren Gestalt dar. Er war sehr gelehrt im Staatsrecht; er verstand die verschiedenen Rechte aus dem Grunde; er konnte sich in den schönen Wissenschaften den Unterrichtetsten an die Seite stellen; er war sehr bewandert in der Geschichte und verstand besonders die Kunst, seine Gesellschaft mit einer Autorität zu beherrschen, die keinen Widerspruch litt, und die kein erster Präsident vor ihm je hatte erreichen können. Eine Pharisäische Sittenstrenge machte ihn durch die Freymüthigkeit, mit der er öffentlich den Partheyen, den Advocaten und Magistratspersonen seinen Tadel sagte, fürchterlich, so daß niemand war, der nicht vor einem Geschäfte mit ihm zitterte. Uebrigens in allem vom Hofe unterstützt, dessen Sklav er war, und der unterthänige Diener aller, die in wahrer Gunst standen, ein feiner Höfling, besonders feiner Politiker, alle seine Talente einzig für seinen Ehrgeiz gebrauchend, um zu herrschen und zu steigen und um sich den Ruf eines großen Mannes zu verschaffen; übrigens ohne wahres Ehrgefühl, ohne Sittlichkeit im Verborgenen, ohne innere Rechtschaffenheit, sogar

gar ohne Humanität, mit einem Worte ein vollkommener Heuchler, ohne Glauben, ohne Gesetz ohne Gott und ohne Herz; ein grausamer Ehemann, ein barbarischer Vater, ein tyrannischer Bruder, einzig Freund von sich selbst, bös von Natur, ein Mann, der einen Gefallen daran fand, zu beleidigen, zu mißhandeln, zu unterdrücken und dazu nie eine Gelegenheit in seinem Leben versäumt hat. Man müßte ein Buch schreiben, wenn man alle Züge seines Charakters schildern wollte, die um so hervortretender waren, da er unendlich viel Geist hatte; und sein Geist war von Natur ganz darauf gerichtet und er so sehr Herr seiner selbst, daß er nichts verlangte, was ihn hätte gereuen können. Was sein Aeußeres betraf, so war er ein kleiner, kräftiger, magerer Mann, von länglicht vier eckigem Gesicht, mit einer großen Adlers Nase und schönen sprechenden durchdringenden Augen, die nur verstohlen blickten, die aber auf einen Clienten oder Magistratsperson geheftet sie in die Erde zu bohren vermochten; sein Kleid wenig geräumig, ein Ueberschlag fast wie der eines Geistlichen, und breite Manchetten ebenfalls wie ein Geistlicher; eine sehr braune, weißgepuderte, buschigte kurze Perücke mit einer großen Mütze oben drauf; Gang und Haltung ein wenig gekrümmt, eine heuchlerische Miene, mehr demüthig als bescheiden, und er drückte sich immer an der Wand weg, damit man ihm mit mehr Ceremonie ausweichen möchte und er unter lauter ehrerbietigen gleichsam beschämten Verbeugungen zur Rechten und zur Linken durchpassirte. Zu Versailles war ihm der König und Frau von Maintenon durch das zarteste Band verbunden: er war es, der über die unerhörte Legitimation der Bastarden ohne Nennung der Mutter consultirt, die Sache des Chevalier von Longueville vorgeschoben hatte, auf deren Gelingen gestützt der König zu seinem Zwecke gelangte. Er erhielt damals das Versprechen des Kanzleramtes von Frankreich und besaß das volle Vertrauen des Königs, seiner Kinder und ihrer allgewaltigen Gouvernante, das er sich trefflich zu erhalten und dabey beständigen vertrauten Umgang zu genießen verstand. — —

Ueber die Frage wegen Bestimmung der Rechte in dieser Sache wurde lebhaft im Conseil debattirt: ein jeder von uns, Hrn von Lesdignieres und mich als Minderjährige ausgenom-

genommen, legten daselbst eine Foderung besonders ein, um die Sache hinzuziehen, welche Absicht wir gar nicht mehr verhehlten; es liefen eine Menge faktische Darstellungen von beyden Seiten und eine Menge Sollicitationen ein, wie wir im Parlament gethan hatten. Hr von Vendome und ich wurden beauftragt, zusammen zum Kanzler Bouchener zu gehen und mit ihm zu sprechen, und wir giengen, nachdem wir uns bey Livry, wo Hr von Vendome den Ort unserer Zusammenkunft bestimmte, in Versailles getroffen hatten, zusammen in des Kanzlers Haus; Argouge, Bignon, Ribeyre und Harlay, Schwiegersohn des Kanzlers, alle vier Staatscommissärs, waren unsre Commissarien und der Supplikenmeister Creil von Crissy, Referent; mehrere Staatsräthe, auch Bignon, als Verwandter der Herzogin von Rohan, wollten mit der Sache nichts zu thun haben; wir vermißten seine Rechtschaffenheit und Einsicht und er blieb unersetzt: Argouge hatte sich dem Hrn de la Rochefoucault eröffnet und hielt uns sein Wort nicht, weswegen ihm der Herzog harte Vorwürfe machte. Ribeyre, Eidam des ersten Präsidenten von Norion, der ein großer Feind der Pärs war und bald sehr von ihnen gemißhandelt wurde, kam in Verdacht, als habe er den Haß seines Schwiegervaters geerbt, ob er gleich ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit war. Harlay ließ sich durch seine Familie und durch den schönen Schein, für den er nicht unempfindlich war, fortreißen. Dieselbe Ursache gewann auch den Hrn von Luxemburg den großen Haufen der Maitres des Requetes, welche juristische Petitsmaitres waren und sehr wenig von dem Staatsrecht und diesen großen Streitigkeiten verstanden, so daß wir an das Parlament zurückgewiesen wurden; aber unsere Absicht war dadurch nicht weniger erreicht. Wir wollten Zeit gewinnen und auf diese Art war es unmöglich gemacht, daß unser Proceß dieses Jahr entschieden werden konnte. Indessen waren die Präliminarien nach und nach zu rechtlichem Verfahren gediehen; es hatte immer zwischen einigen von uns und Hrn von Luxemburg beym Eintritt ins Conseil Wortwechsel mit verbissener Bitterkeit gegeben; und was eine fast unausbleibliche Folge bey solchen Rang-Processen ist, es hatte sich allerdings Groll und Bitterkeit eingefunden; ich war nicht der einzige, dem der Herzog von Luxemburg ganz besonders seinen Groll zu erkennen gab, der

im Vorbeygehn gesagt, die Hrn de la Tremouille und Richelieu fast gar nicht mehr grüßte. Ganz besonders persönlich war er auf den letztern aufgebracht, weil er durch die im Conseil unter dessen Namen unternommene Bestimmung der Gerichtsbarkeit alle seine Maaßregeln vereitelt gesehn hatte. Auch schonte er in einer seiner faktischen Darstellungen weder seine Person, noch sein Verhalten, noch das Ministerium des Kardinals Richelieu. Dieser äußerst beleidigt verfertigte auf der Stelle eine Antwort und ließ sie sogleich drucken und austheilen, in welcher er die Treue, welche Hr von Luxemburg von seinem Hause gerühmt hatte, angriff, indem er an die Complots des letzten Herzogs von Montmorency erinnerte, der in seinem Gouvernement Castelnaudari in einem Treffen gegen den verstorbenen König gefangen und deßwegen im J. 16 2 zu Toulouse hingerichtet wurde; gegen den Hrn von Luxemburg aber selbst führte er sein Betragen unter M. le Prince an, sein Gefängniß wegen der Giftmischerey und anderer böser Streiche, sein Verhör auf dem Missethäterstühlchen und die Nachlässigkeit, vermöge der er bey dieser Gelegenheit unterlassen habe, das Recht seiner Würde zu reclamiren, und zu fodern, daß er als Pär wäre gerichtet worden. Außer diesen auf das stärkste ausgesprochenen Fakten war die Piece mit dem schärfsten Salze gewürzt. Aber dabey blieb Hr von Richelieu nicht einmal stehen; er traf Hrn von Luxemburg in dem Saal der Garden zu Versailles, er gieng auf ihn zu und sagte ihm, er sey sehr erstaunt über sein Betragen in Rücksicht seiner, aber er finde an ihm keinen Klotz, er würde in kurzem eine Antwort erscheinen sehen so derb, als sie seine faktische Darstellung verdiente; übrigens sollte er nur wissen, daß er ihn nicht fürchte, weder zu Fuß noch zu Roß, weder ihn noch seinen Anhang, weder am Hofe noch in der Stadt, selbst nicht in der Armee, wenn er dahin gehen würde, noch an irgend einem Orte in der Welt. Alles dieß sagte er mit solcher Heftigkeit, worauf er ihm schnell den Rücken zukehrte, daß Hr von Luxemburg keinen Augenblick gewinnen konnte, ihm ein Wort zu antworten, und, wiewohl er in der gewöhnlichen Begleitung und mitten im Glanze seiner Größe war, verwirrt stehen blieb. Der Erfolg bewährte die Drohung; den andern Tag wurde das Faktum des Hrn von Richelieu angezeigt und überall ausgegeben. Schriften von solcher Stärke und diese Begegnung gegen einen Kapitän

der

der Leibgarde mitten im Saale machten viel Aufsehn, wie man sich vorstellen kann. Alle Herzoge stellten alle ihre Freunde zur Vertheidigung des Herzogs von Richelieu; und alles was Luxemburgs Charge und sein Kommando zu seinem Anhang rief, war in einer Bewegung, die große Folgen haben konnte. Hr von Luxemburg fühlte doch mitten in seinem Zorn, daß er sich diesen Lermen durch die Injurien seines Faktums zugezogen habe. Er sah ein, daß, wenn er für sich sollicitirte oder einen auffallenden Schritt gegen siebzehn Pärs von Frankreich thäte, es für die letztere Parthie, die schwer zu vereinigen sey, gar nicht gleichgültig seyn würde; daß die Prinzen von Geblüt, seine intimen Freunde, sich in Acht nehmen würden, gerade für ihn zu handeln; daß der König, der ihm im Grunde nicht geneigt war, überhaupt um seiner Gegner willen und besonders um des Herzogs de la Rochefoucault willen gegen ihn seyn würde; und daß Fr. von Maintenon, die von jeher Richelieu's vertraute Freundin und seitdem immer in der engsten Verbindung mit ihm gewesen war, der sie allein unter allen Hofleuten zu jeder Stunde sehen konnte, seine Sache zu der ihrigen machen würde. Der Held zitterte davor und nahm zu seinen Freunden Zuflucht, daß sie ihn aus diesem fatalen Handel ziehen sollten. Er wandte sich an M. le Prince und an den Herzog von Chevreuse und Beauvilliers und noch an einige andere von geringerem Gewicht, von denen er glaubte, daß sie ihm behülflich seyn könnten. Er ließ durch die drey erstern eine mündliche Entschuldigung nebst der gänzlichen Unterdrückung seines Faktums unter der Bedingung, daß dieß auch mit der Antwort geschehe, anbieten. Hr von Richelieu wurde gebeten, sich bey M. le Prince nebst dem Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers einzufinden; man drang zu wiederholten malen in ihn, ohne daß er nachgeben wollte, während seine Antwort immer mehr in Umlauf kam und er sie immer mit vollen Händen austheilen ließ; endlich aber gab er nach. Es wurde bestimmt, wie es mit der Sache werden sollte. Hr von Luxemburg traf zu bestimmtem Tag und Stunde den Herzog von Richelieu beym Könige, in der Zeit, wo die meiste Gesellschaft da war; er näherte sich ihm und sagte ihm in den Ausdrücken, wie folgen, es thue ihm sehr leid, daß sein Faktum so beleidigend für ihn sey, er bäte ihn deswegen um Verzeihung, und er

sollte überzeugt seyn, daß er ihn immer sehr geachtet und geehrt habe und es noch thue, so wie er auch das Andenken des Hrn Kardinals von Richelieu ehre; er habe diese Piece gar nicht zu Gesicht bekommen; er würde seine Leute dafür bestrafen, denen er beständig jede Art von Ausfällen angelegentlich verboten habe: und endlich habe er die bestimmtesten Befehle zur Unterdrückung der Piece gegeben. Hr von Richelieu, vor Unwillen kochend, ließ ihn reden und antwortete ihm mit einigen Artigkeiten, die er durch die Zähne brummte, und zuletzt gab er ihm die deutliche ausgesprochene Versicherung, seine Antwort ebenfalls unterdrücken zu lassen. In der That wurden beyde Piecen unterdrückt, aber erst nachdem Hr von Richelieu sie uns und unserer Gesellschaft und seinen Freunden mit vollen Händen ausgetheilt und besonders in alle Bibliotheken hatte geben lassen.

Der Marschall von Luxemburg.

Hr von Luxemburg überlebte nicht lange die schöne, von ihm gestiftete Vermählung seiner Tochter mit einem unberühmten Bastardsohn des letzten Grafen von Soissons, den Fr. von Nemours mit Reichthum überhäuft und der den Namen eines Prinzen von Neufchatel angenommen hatte. In seinem sieben und siebzigsten Jahre lebte er noch wie ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren und hielt sich in der That nicht für älter. Den Mangel eines glänzenden Glückes, wovon ihn sein Alter und seine Gestalt ausschlossen, ersetzte er durch Geld, und die Vertraulichkeit zwischen ihm, seinem Sohne, dem Prinzen von Conti und Albergotti beruhte fast ganz auf gemeinen Sitten und geheimen Parthieen, die sie zusammen mit Mädchen machten. Die ganze Besorgung der Märsche, der Befehle und der Subsistenz der Truppen lag, in allen Feldzügen, auf Puisegür, der sogar die Plane aus dem gröbsten herausarbeiten mußte. Nichts war treffender, als der Blick des Marschalls von Luxemburg; nichts glänzender, bedachtsamer, vorhersehender, als er im Angesicht des Feindes oder am Tage einer Schlacht, mit einer Kühnheit und zu gleicher Zeit mit einer Kaltblütigkeit, die ihm mitten im größten Feuer und in den drohendsten Gefahren alles sehen und vorhersehen

hersehen ließ. Dieß war der Moment, wo er groß war. Uebrigens die Faulheit selbst; er gieng wenig spazieren, und nicht ohne große Noth, er liebte das Spiel, die Unterhaltung mit seinen Vertrauten und alle Abende ein Souper in einer kleinen, fast immer der nämlichen, Gesellschaft; und war man in der Nähe einer Stadt, so trug man Sorge, daß eine bunte Reihe gemacht wurde; dann war er für alles unzugänglich, und wenn irgend etwas dringendes vorfiel, so mußte Puisegür dafür sorgen. Dieß war in der Armee das Leben dieses großen Feldherrn und auch zu Paris, wo ihn am Tage der Hof und die große Welt beschäftigte und Abends seine Vergnügungen. Zuletzt wurde ihm das Alter, das Temperament, die Gestalt untreu. Eine Lungenentzündung brachte ihm zu Versailles den 6. Januar 1695. nach fünf Tagen Krankheit, den Tod. Er wurde von vielen betrauert, wiewohl er als Privatmann von niemandem geachtet und von wenigen geliebt war.

Marschälle von Frankreich.

Promotion von zehn Marschällen von Frankreich im J. 1703, ihre Schicksale und ihr Charakter.

Sonntag den 14. Januar machte der König zehn Marschälle von Frankreich, deren mit den neun, die es schon waren, nunmehr neunzehn wurden, damit es ja nicht daran fehlen sollte.

Alte.		Neue.	
Duras . . .	1675	Chamilly Gen. Lieut.	1678
Estrees Vater	1681	Estrees Sohn *)	1684
Choiseul		Chateaurenaud Febr.	1688
Villeroi		Vauban, August	——
Joyeuse	1693	Rosen	——
Boufflers		Hüxelles	——
Noailles		Tesse	1692
Catinat		Montrevel . . .	1693
Villars	1602	Tallard	——
		Harcourt	——

*) Welcher den Namen Marschall von Coeuvres annahm, um sich von seinem Vater zu unterscheiden. Ein sonderbarer Fall, daß

Chamilly.

Chamilly nannte sich Bouton, war aus einem alten Geschlecht in Burgund, aus welchem man vor 1400 Kämmerer der Herzoge von Burgund findet. Der Vater und der älteste Bruder des Marschalls schlossen sich an Monsr. le Prince an und standen bey ihm in Achtung. Unter diesem Bruder fieng unser Chamilly, der sechs Jahre jünger war, sich auszuzeichnen an, er hatte mit Ruhm in Portugal und in Candia gedient. Wer ihn sah und hörte, hätte sich nie eingebildet, daß er eine solche excentrische Liebe hätte einflößen können, wie die bekannten Portugiesischen Briefe athmen, und daß er die Antworten an die Nonne geschrieben hätte, die man daselbst findet.

Unter mehreren Kommandos, die er während des Holländischen Krieges hatte, machte ihn das Kommando von Greve durch jene bewundernswürdige mehr als viermonatliche Vertheidigung besonders berühmt, welche dem Prinzen von Oranien 16,000 Mann kostete, dessen Lob er verdiente und dem er sich nur auf den wiederholten Befehl des Königs auf die ehrenvollste Capitulation ergab. Der Haß, den ihn Louvois nachtrug, konnte den Monarchen nicht hindern, ihm das Gouvernement von Strasburg zu geben, als er es im Herbst 1681 einnahm.

Barbesieux war ihm nicht viel günstiger als sein Vater. Die Frau seines Nachfolgers war eine Freundin von Chamilly's Frau, die eine Person von seltener Vollkommenheit war, der Louvois selbst mit Mühe widerstanden hatte und deren Conversation und Betragen ihre sonderbare Häßlichkeit vergessen machte. Die Freundschaft beyder Frauen, die immer sehr vertraut gewesen waren, und die besondere Achtung, welche Chamillart für Frau von Chamilly hatte, brachte dieser ihren Mann wieder aufs Fahrwasser.

Dieser Minister verschaffte ihm das Kommando von la Rochelle und der benachbarten Provinzen und beförderte ihn so

daß es beyde waren, und noch sonderbarer, daß es drey Marschälle von Estrees in drey Generationen gab, alle drey Krieger von Verdienst und alle drey Aelteste der Marschälle von Frankreich.

so zum Marschallsstab, um so leichter, da der König von jeher Achtung und Freundschaft für ihn gehabt hatte. Diese Promotion, die sich zu lange verzogen hatte, fand allgemeinen Beyfall. Er war ein großer starker Mann, der beste, der bravste, der ehrliebendste Mann, aber so dumm und schwerfällig von Ansehn, daß man nicht begreifen konnte, daß er einiges Talent zum Kriege habe.

Estrees.

Der Graf von Estrees war glücklich: sein Vater, der sich sehr hervorgethan hatte, wurde zum Seedienst auserseshen, als Colbert den König zur Herstellung der Marine im J. 1688 bewogen hatte. Er erwarb sich in diesem Dienst in der ersten Expedition nach Amerika Ruhm. Nach seiner Rückkehr wurde er Viceadmiral. Hr von Seigneley verschaffte im J. 1684 seinem Sohne im Alter von vier und zwanzig Jahren die Survivance dieser Stelle. Der Credit der beyden Pontchartrain Vater und Sohn, die für die Marine zwey Marschälle haben wollten, die Parthey der Noailles, deren Gunst im Schatten war, die Wichtigkeit des Marschalls und des Kardinals Estrees, die Gunst der Kinder der Gräfin Estrees, mit welchen sich der König viel abgab, die Verdienste des jungen Estrees, der nichts weiter gegen sich hatte, als ein viel jüngeres Alter als die übrigen Candidaten, die vielen Actionen, die er zu Wasser und zu Land mit angesehen, und in denen er größtentheils als Chef mit vielem Glück, Ruhm und Tapferkeit gedient hatte, seine Kenntniß der Marine, sein Fleiß, sein Kopf, seine Wissenschaft — alles dieß machte, daß er acht Jahre darauf Marschall von Frankreich wurde. Er war ein sehr ehrlicher Mann, war aber lange sehr arm gewesen und konnte sich daher nicht enthalten, sich in Laws Periode zu bereichern, es gelang ihm auch außerordentlich und er lebte dann in großer Pracht, die gänzlich regellos war. Es ist nicht zu zählen, was er an seltenen interessanten Büchern, an Stoffen, Porcellan, Diamanten, Bijoux und kostbaren Seltenheiten aller Arten zusammenhäufte, ohne je einen Gebrauch davon zu machen. Er besaß 52,000 Bände, die sein ganzes Leben fast alle als Ballen im Louvoisschen Hotel blieben, wo Frau von Cour-

tanvaux, seine Schwester, ihm einen Ort zur Aufbewahrung derselben geliehen hatte. So war es auch mit allem übrigen. Dabey war er ein sehr ehrlicher Mann, nachgiebig und fein im Umgange, ein guter Gesellschafter, aber sehr ruhmredig, und leicht abzubringen, ein großer Höfling, wiewohl unverdorben.

Chateaurenaud.

Chateaurenaud, aus dem Stamm Rousselet, der vor Vermählung seines Aeltervaters mit einer Schwester des Kardinals und des Marschalls Herzogs von Retz, bey der dunkeln Ankunft der Gondi in Frankreich gänzlich unbekannt war, war der glücklichste Seeofficier seiner Zeit, er gewann kleinere und größere Treffen und führte eine Menge der schwersten Unternehmungen aus. Er war ein kleiner, blonder Mann, vom Ansehn eines Dummkopfs, das nicht viel täuschte. Man begriff nicht, wenn man ihn sah, daß er je zu etwas getaugt habe. Es war unmöglich mit ihm zu sprechen oder ihn anzuhören, ausgenommen wenn er von einer Seeaction sprach; übrigens ein guter ehrlicher Mann. Er war aus Bretagne.

Vauban.

Vauban nannte sich le Pretre; er war höchstens ein gemeiner Edelmann aus Burgund, aber vielleicht der ehrlichste, tugendhafteste Mann seiner Zeit, im Rufe der größten Wissenschaft in der Belagerungs- und Befestigungskunst, sehr einfach, wahr und bescheiden. Ein Mann von mittler Statur, ziemlich untersetzt und von kriegerischem Ansehn, aber zu gleicher Zeit von bäurischem groben Aeußern, wo nicht wild und brutal. In der That war er nichts weniger als dieß; niemand war so sanft, so mitleidig, so verbindlich, aber auch ehrerbietig, ohne alle Höflichkeit, der geizigste Haushalter mit dem Leben der Menschen, nebst einer Tapferkeit, die alles auf sich nahm und andern alles erließ. Bey soviel Gradheit und Freymüthigkeit, unfähig sich auf etwas falsches oder schlechtes zu werfen, ist es begreiflich, wie er

in

in einem so hohen Grade die Freundschaft und das Vertrauen des Louvois und des Königs gewinnen konnte. Der König hatte ihm ein Jahr vorher sein Vorhaben, ihn zum Marschall zu machen, eröffnet. Vauban hatte ihn gebeten in Erwägung zu ziehn, daß diese Würde nicht für einen Menschen von seinem Stande gemacht sey, der nie seine Armeen commandiren könne, und der sie in Verlegenheit setzen würde, wenn bey einer Belagerung der General ein weniger alter Marschall als er wäre. Eine so großmüthige Weigerung aus Gründen, die allein die Tugend an die Hand gab, vermehrte noch den Wunsch des Königs, sie zu krönen. Vauban hatte drey und funfzig Belagerungen als Chef geführt und zwanzig davon in Gegenwart des Königs, der sich selbst zum Marschall von Frankreich zu machen glaubte und seine eigne Lorbeere ehrte, indem er Vauban den Marschallsstab gab; er empfieng ihn mit derselben Bescheidenheit, die er mit soviel Uneigennützigkeit gezeigt hatte. Alles gab dieser Promotion, zu der noch nie einer seines Standes vor ihm gelangt war und nachher auch nie gelangt ist, seinen Beyfall. Ich sage nichts mehr von diesem wahrhaft berühmten Manne; es wird sich anderswo Gelegenheit finden, von ihm zu sprechen.

Rosen.

Rosen war von sehr altem Adel aus Liefland. Er war ein großer Mann, trocken, von bäurischem Ansehn, einem Strauchdiebe nicht unähnlich, ein Bein von einer Kanonenkugel gelähmt oder vielmehr von dem dadurch verursachten Druck der Luft, der ihn ganz mit fortgerissen hatte. Ein vortrefflicher Officier der Cavallerie, sehr tauglich sogar zu Führung eines Flügels, dem aber als Chef der Kopf schwindeln würde, sehr brutal in der Armee und sonst überall außer bey Tafel, wo er ohne alle Völlerey sichs wohlschmecken ließ und seine Gesellschaft von Kriegsbegebenheiten unterhielt, die auf eine angenehme Weise belehrten. Er war ein Mann von grobem Aeußern, aber äußerst verschmitzt, der vortrefflich wußte, was er zu thun hatte, voll Verstand, Gewandtheit und Anmuth in allem, was er sagte, wiewohl im allerschlechtesten Französisch, das er affectirte. Er kannte

den König und seine Schwäche und das Vorurtheil der Nation für die Ausländer. Auch verwies er es seinem Sohne, daß er so gut Französisch spräche, weswegen er ewig ein Schuft bleiben würde. Er stand immer sehr gut beym Könige, der ihn mit Auszeichnung anstellte und oft für seinen Unterhalt sorgte.

Hûxelles.

Hûxelles's Name war de Laye; auch hieß er durch Adoption des Vaters des Urältervaters unseres Marschalls — dû Ble. Diese Adoption geschah erst gegen das Jahr 1500 durch den mütterlichen Großoncle jenes Aeltervaters, dessen Frau eben dadurch Erbin der Familie wurde, unter der Bedingung, welche auch erfüllt wurde, daß er den Namen und das Wappen von Laye ablegen und die der Familie dû Ble annehmen sollte. Vor dieser Epoche sind die Laye nicht sehr bekannt. Unser Marquis d'Hûxelles wurde der Mann des Marquis von Louvois, dem er sich zum Zuträger hergab, und der ihn schnell poussirte. Er verschaffte ihm, um ihn dem Könige näher zu bringen, das Kommando jenes unglücklichen Lagers von Maintenon, dessen unnütze Arbeiten die Infanterie zu Grunde richteten. In seinem 35. Jahr, wo er erst maréchal de camp war, verschaffte ihm Louvois das Kommando von Elsaß, unter Monclees Befehl und nach dessen Tode als Chef, zu Anfang des Jahres 1690. Vier Jahre darnach machte er ihn zum Generallieutenant und zum Ordensritter, zu Ende des J. 1698. Er residirte immer zu Strasburg bis 1710, mehr König als Kommandant vom Elsaß und diente in allen Feldzügen am Rhein als Generallieutenant; aber mit sehr viel Achtung und Auszeichnung.

Er war ein großer, ziemlich starker Mann, steif und ungelenk, von langsamem, gleichsam schleppendem, Gange, ein großes kupfrichtes Gesicht, das aber ziemlich angenehm war, wiewohl von großen Augenbraunen verfinstert, unter welchen ein paar kleine lebhafte Augen nichts ihrem Blick entgehen ließen. Er glich ganz einem großen derben Ochsenhändler. Träge, ausschweifend, wollüstig in jeder Art von

Bequem-

Bequemlichkeit, von ausgesuchten Leckereyen, womit seine Tafel täglich besetzt seyn mußte, in der Wahl der Gesellschaft, in griechischen Ausschweifungen, die er nicht zu verhehlen suchte; hochmüthig sogar gegen seine Generale und Kameraden und gegen alle von Auszeichnung, gegen die er, mit der Miene der Faulheit, nicht vom Stuhle aufstand; er gieng wenig zum General und war fast nie in den Campagnen zu Pferde. Demüthig, sich schmiegend, Schmeichler gegen die Minister und gegen Leute, von denen er hoffen oder fürchten zu können glaubte, gegen alle übrigen herrschsüchtig ohne Schonung; ein selten unterbrochenes Stillschweigen, immer kurzsylbig, ein Lächeln zur rechten Zeit, eine Miene von Ansehn und Gewicht, das ihm mehr seine Stelle und sein Körper, als er sich selbst, geben konnte, und ein breiter Kopf mit einer großen Perücke überhüllt, gaben ihm den Ruf eines guten Kopfs, der aber besser für Rembrand als ein kräftiger Kopf zu mahlen als um Rath zu fragen war. Furchtsam von Kopf und Herz, von verderbtem Herzen wie verderbten Sitten, eifersüchtig, neidisch, nichts als seine Absicht vor Augen habend und um keine Mittel verlegen, wenn er nur einen Schein von Rechtschaffenheit und Tugend behaupten konnte, der aber selbst nicht so blendend war und sogar wirklichen Bedürfnissen weichen mußte. Mit etwas Kopf und einiger Lectüre, ziemlich wenig unterrichtet und nichts weniger als ein Kriegsmann, außer bisweilen im Gespräch; in jeder Art Erzeuger von Schwierigkeiten, ohne je die Lösung für eine einzige zu finden; fein verschmitzt, tief versteckt, unfähig der Freundschaft, außer in Bezug auf sich, niemandem behülflich, immer mit Ränken und Höflingscabalen beschäftigt, mit der gehaltensten Simplicität von außen, die ich je gesehn habe; einen breiten Schlapphut in die Augen gedrückt, einen grauen Rock ohne alles Gold außer die Knöpfe, bis herunter zugeknöpft, ohne eine Spur von Ordenszeichen, und seinen heil. Geist wohl unter seiner Perücke versteckt. Immer Schleifwege, nie etwas offen und rein, sich überall Hinterthüren offenhaltend, Sklav des Publicums und nie einem Privatmanne Recht gebend. Bis 1710 kam er nur auf Augenblicke nach Paris und an Hof, um sich seine wichtigen Freunde zu erhalten, die er zu behandeln wußte. Endlich ennuyirte er sich in seinem Elsaß, und ohne das Kommando noch weniger aber die Besoldung aufzuge-

ben — denn bey großer Verschwendung, welche seine Eitelkeit und seine Sinnlichkeit von ihm foderten, war er geizig, — fand er Mittel, daß er nach Paris gehen und daselbst bleiben konnte um an seinem Glücke zu arbeiten. Unter der Maske der Gleichgültigkeit und Trägheit brannte er vor Begierde an etwas Theil zu nehmen. Er schloß sich vermittelst des ersten Präsidenten de Mesmes, Sklav des Herzogs und der Herzogin du Maine, der sich durch seine Fähigkeit und die Belohnung, die er von ihm erhalten konnte, betriegen ließ, eng an die Bastarde an. Durch ihn erhielt er einigen geheimen Zutritt zu Frau von Maintenon. Er vernachlässigte dabey Monseigneur nicht und Beringhem, sein und der Choin vertrauter Freund, war ihm dabey behülflich. Dieß sey für jetzt genug von einem Manne, den wir immer in derselben Gestalt mehrere Rollen spielen und sich endlich auf mehr als eine Seite entehren sehen werden.

Tesse.

Seine Mutter war Schwester des Vaters des Hrn von Laverdin, der Ambassadeur zu Rom war und wegen der Quartiersfreyheit von Innocenz XI excommunicirt wurde. Von diesem Verwandten erbte er mit der Zeit sehr viel. Der jüngere Bruder seines Vaters war der Graf von Froulay, Großquartiermeister des Königlichen Hauses, Ritter des heil. Geistes im J. 1661; gestorben im J. 1671, Großvater des Froulay, der Ambassadeur zu Venedig war, des Bischoffs von Mans und des Bailli von Froulay, des Ambassadeurs von seinem Orden in Frankreich. Eine andere Verbindung war Tesses Glücke sehr förderlich: die Mutter seines Vaters war eine Escoubleau, Schwester des P. von Sourdis, welcher intimer Freund von Saint Pouanges, dessen einzigem Sohne er endlich seine einzige Tochter gab, und Creatur von Louvois war, bey welchem er Tesse noch ganz jung producirte.

Er war ein großer wohlgewachsener Mann, von sehr edler und angenehmer Bildung, sanft, geschmeidig, geschliffen, schmeichlerisch, jedermann zu gefallen suchend. Er wurde bald wie Hüxelles, aber in ganz anderer Art, Louvois's Getreuer,

Getreuer, der sich zu allem gebrauchen ließ und ihn von allem, was überall vorgieng, unterrichtete. Auch wurde er von ihm bald und standhaft belohnt. Er kaufte umsonst die aufgehobene Stelle als Generalcolonel der Carabiniers, die, weil sie abgeschafft werden sollte, ihn zum mestre de camp général im J. 1644 beförderte. Er war im Jahr 1688 Feldmarschall geworden, als Louvois ihm den Orden des heil. Geistes verschaffte; drey Jahre drauf erhielt er das beste Gouvernement in Flandern, Ypern, und im J. 1692 wurde er auf einmal Generallieutenant und Generalcolonel der Dragoner. Er war würdiger Abkömmling seiner Provinz, fein, gewandt, äußerst undankbar, betrügerisch und dabey argwöhnisch. Er konnte die Sprache der Weiber und auch ziemlich gut die des Höflings führen und hatte ganz das Ansehn eines Seigneurs und den Ton der großen Welt, ohne doch verschwenderisch zu seyn; im Grunde war er unwissend im Kriegswesen, da er eigentlich nie Krieg geführt hatte, sondern nur durch Zufall überall zugegen gewesen war und immer den Actionen und fast allen Belagerungen beygewohnt hatte. Mit der Miene der Bescheidenheit war er kühn sich geltend zu machen und alles, was ihm nützlich seyn konnte, anzubringen. Immer im besten Vernehmen mit allen, die in Credit und im Ministerium waren, besonders mit der Dienerschaft von Ei fluß. Seine Sanftheit und Willfährigkeit machten ihn beliebt, seine Fadheit und Seichtheit, die sich bald fand, wenn man ihn nur ein wenig prüfte, machten ihn verächtlich. Bisweilen ein ziemlich angenehmer Erzähler, bald aber platt und langweilig und immer voll Absichten und Kunstgriffe. Er wußte alle seine Niederträchtigkeiten und zugleich die Freundschaft zu benutzen, welche die Herzogin von Burgund für ihn zu haben sich anstrengte, weil er das Werkzeug zu ihrem Glück gewesen war und sie fühlte, daß dieß dem Könige und der Frau von Maintenon und dem Herzog von Burgund gefalle.

Montrevel.

Montrevel war beyweitem in dieser Promotion der erste der Geburt nach. Man konnte auch sagen, daß sie, verbunden mit einer glänzenden Tapferkeit und mit einer Gestalt, welche

welche einst bezaubert hatte, aber nicht mehr dieselbe war, jede andere Eigenschaft in ihm ersetzen mußte. Nie waren zwey Menschen einander ähnlicher als er und der Marschall von Villeroi, (der immer sein Gönner war,) den Contrast ausgenommen zwischen der Uneigennützigkeit des Marschalls und der Plünderungssucht Montrevels, der sehr arm geboren und sehr verschwenderisch war und es von dem Altare weggenommen hätte. Seine Art von läppischem Wesen, das gleichwohl sehr weit gieng, war ganz für den König gemacht. Die Moden, die Damen, das Hazardspiel, seine Sprache, die wie eine Musik von Phrasen zusammengesetzt war, die gänzlich ohne Sinn und gewöhnlich ohne Verstand waren, die große Miene, alles dieß imponirte den Thoren und gefiel dem Könige außerordentlich, dem er sich noch durch einen sehr fleißigen Dienst empfahl, wiewohl alles nur in Tapferkeit und Ehrgeiz bestand und er nie rechts von links unterscheiden konnte; er verbarg aber seine gänzliche Unwissenheit durch eine Kühnheit, welche die Gunst, die Mode und die Geburt begünstigten.

Tallard.

Das war ein ganz anderer Mann. Harcourt und er konnten einander allein den Vorzug streitig machen und sich im Geist, Feinheit, Geschicklichkeit, Kunstgriffen und Intriguen, im Streben nach Größe und im Bemühen, sich im Leben und im Kommando beliebt zu machen, mit einander messen; Anhaltsamkeit, Consequenz und viele Talente hatten sie mit einander gemein; dieselbe Leichtigkeit in der Arbeit, keiner von beyden einen Schritt ohne Absicht, der noch so gleichgültig schien; gleichen Ehrgeiz, eben so wenig Rücksicht auf die Mittel; beyde sanft, geschliffen, leutselig, zugänglich zu jeder Zeit und zu helfen geneigt, wenn es nur auf ein wenig Aufwand von Credit ankam. Beyde die besten Inspectoren der Armen, und die besten Proviantmeister, beyde mit den Details spielend, beyde von ihren Generalen geliebt und als sie General waren, von den Ober- und andern Officieren und von den Truppen geliebt, ohne der Disciplin etwas zu vergeben. Beyde durch beständigen Dienst im Winter und Sommer gestiegen; beyde mit derselben Art von Ehrgeiz;

Ehrgeiz; Harcourt durch seine Ambassaden und Frau von Maintenon im Rücken: Tallard durch den Marschall Villeroi und zuletzt durch die Soubise's poussirt. Er war ein Mann von mittler Statur, mit etwas eifersüchtigen Augen, voll Feuer und Leben, die aber keinen Stich sahen; mager, verfallen, ein Bild des Ehrgeizes, des Neides und des Geizes, mit vielen und den anmuthigsten Talenten ausgestattet; ewig aber vom Teufel geplagt durch seinen Ehrgeiz, seine Plane, seine Anschläge und Schleifwege, auf nichts anderes denkend, nichts anderes suchend; ein Mensch endlich, in dessen Gesellschaft sich jedermann gefiel, dem aber niemand traute.

Harcourt.

Er war ein Mensch von herrlichen, vielumfassenden Anlagen, von angenehmen Geistesgaben, aber von grenzenlosem Ehrgeiz, von schmutzigem Geiz; und wenn er das Uebergewicht hatte, so zeigte er einen Hochmuth, eine Verachtung anderer, eine Herrschsucht, die unerträglich war; alles Aeußere der Tugend, alle Sprachen; aber im Grunde kostete es ihm nichts, um zu seinen Zwecken zu gelangen, wiewohl doch noch ehrlicher in seiner Verderbniß, als Hüxelles und selbst als Tallard und Tesse. Gewandt wie niemand in Behandlung der Menschen und Anlegung von Planen und geschickt sich die Achtung und die Liebe des Publikums zu erwerben, alles unter der Maske der Gleichgültigkeit, Einfachheit, der Liebe zu seinem Landgut und häuslichen Sorgen, als kümmere er sich wenig oder gar nicht um das übrige. Er übersah sich selbst genug, um zu fühlen, wie viel ihm als Krieger fehle, wiewohl er Talente dazu hatte; aber große Talente hatte er nicht. Kein Großer hatte das Volk und den Hof so allgemein für sich; keiner war so dazu geneigt die erste Rolle daselbst zu spielen, wiewohl wenig oder gar nicht fähig sie zu behaupten. Dabey viel Hochmuth und Geiz, der sogar so weit gieng, daß er seine Mittagsmahlzeit um 11 Uhr hielt, um desto besser alle Gesellschaft davon zu verbannen. Er wußte ein kriegerisches Ansehn mit der Miene des Höflings auf eine anmuthige, edle, natürliche Weise zu verbinden; er war stark, nicht groß, und von sonderbarer Häßlichkeit, die überraschend war, dabey aber so lebhafte Augen und ein so durch-

durchdringender stolzer und doch sanfter Blick und ein so geistvoller anmuthiger Ausdruck des Gesichts, daß man ihn kaum garstig finden konnte. Die eine Hüfte hatte er sich durch einen Fall verrenkt, den er vom Wall zu Luxemburg gethan hatte, wo er damals kommandirte, sie hatte nicht ordentlich kurirt werden können, und er mußte deswegen hinken und auf eine sehr häßliche Art, weil es von hinten war. Er war von Natur lustig und amüsirte sich gern. Er schnupfte eben so stark Tabak, als der Marschall Hüxelles, aber nicht so unreinlich wie dieser, dessen Kleid und Kragen beständig mit Tabak bedeckt war. Harcourt bemerkte, daß der König den Schnupftabak nicht leiden könne. Er gewöhnte ihn sich also auf einmal ab. Man fand hierin die Ursache der apoplectischen Zufälle, die er in der Folge hatte, und die ihm ein schreckliches Ende zuzogen.

Fortsetzung.

des XII. Buchs §. 17.

Der Charackter des Herzogs von Charost hatte zur Grundlage eine strenge Biederkeit und viele Ehrliebe, mit der Begierde, alles was er an die Ehre zu knüpfen vermochte, mit ihr zugleich zu besitzen. Ueber alles aber gieng sein Hingeben an den Herrn von Cambray (den Erzbischoff Fenelon), das sich nur von dem Sohn einer solchen Schülerin, wie seine Mutter gewesen war, hoffen ließ. Uebrigens machte der äusserste Stolz, ein verhältnißmässiger Grad von Eifersucht, eine große Liebe der Welt, in welcher er sich sehr ausdehnte, so wie er wirklich für sie gemacht war, gleichsam die Rinde seines Gemüths aus. Er hatte Sinn für die große Welt, keinen aber für Geschäfte. In jeder Art von Kenntnissen war er unwissend, selbst in religiösen Dingen, ausser der von jener kleinen Heerde angenommenen Religionslehre. Sein Körper hatte eine unglaubliche Beweglichkeit. Seinen Freunden war er treu, auch für Freundschaft sehr empfänglich, und, ungeachtet seiner unerträglichen Schwazhaftigkeit, die vom Vater auf den Sohn fortgeerbt war, zum Erstaunen verschwiegen. Er

war vielleicht der einzige, der sein ganzes Leben hindurch sich öffentlich der Andacht ergeben hatte, und dabey doch mit den ausschweifendsten Personen seiner Zeit in genauem Umgang stand. Die meisten von diesen waren seine Freunde; alle suchten ihn und zogen ihn soviel möglich zu ihren Parthien, wo keine Ausschweifungen vorgiengen, ohne je über seine, der ihrigen so entgegengesetzte Handlungsweise zu spotten. Diese Leute waren die vorzüglichsten und angesehensten Personen vom Hofe und Militär. Es herrschte Freiheit und Zutrauen zwischen ihm und ihnen. Sie wußten sich aus Achtung für ihn zurückzuhalten, ohne daß ihre Fröhlichkeit oder ihre Freiheit dadurch verändert wurde. So sehr war er ein froher Gast, ein angenehmer witziger und beliebter Gesellschafter. Die Lebhaftigkeit seines Temperaments erzeugte Leidenschaften in ihm, denen seine Frömmigkeit einen peinlichen Zaum anlegte, die ihn aber doch zuweilen überwältigten und zu manchem Scherz gegen ihn Stoff gaben.

Herr von Beauvilliers hatte oft gewünscht, daß Charost und ich Freunde werden möchten. Es geschah und wir haben von der Zeit an, bis jetzt im engsten Vertrauen mit einander gelebt. Den Herrn von Cambray habe ich nur dem Gesicht nach gekannt. Ich war kaum in die große Welt eingeführt, als er in Ungnade zu fallen anfieng. Nie bin ich bey den Mysterien dieser kleinen Heerde gegenwärtig gewesen. Ich mußte also bey dem Herzog von Charost weit unter den Herzogen von Chevreuse und Beauvilliers stehen, wovon man ihn bald die Früchte wird einärndten sehen. Dennoch blieb er mit ihnen vertraulich in Beziehung auf ihre Gnosis (geheime Weisheit), während ich über alles, was den Staat, den Hof und das Betragen des Dauphins betraf, sein völliges

Vertrauen besaß. Ueber ihre Gnosis sprachen sie nie mit mir; wohl aber, und sehr offenherzig, über ihre Anhänglichkeit und Verehrung für den Herrn von Cambray, über Absichten und Maasregeln zu seiner Zurückberufung. Dampierre und Vaucresson stunden mir zu jeder Zeit offen; die verborgenen Mitschüler erschienen nicht nur vor mir, sondern sprachen auch ohne Zurückhaltung miteinander; ich war der einzige uneingeweihte, der dennoch ihr Vertrauen besaß, ohne durch sie dabey eingeschränkt zu werden. Ich hatte schon seit mehrern Jahren bemerkt, daß sie in mancherley Dingen durchaus nicht so viel Zutrauen in Charost setzten, als in mich. Er beklagte sich bey mir über ihre Zurückhaltung; ich ließ es ihn aber nicht merken, daß sie mir mehr anvertraut hatten als ihm. Auch nachher bemerkte ich, daß er eben nicht weiter mit ihnen gekommen war, indeß sie mir alles mittheilten, und sich über alles mit mir berathschlagten. Ich besann mich oft, was wohl die Ursache davon seyn möchte, weil mir dieser Unterschied bey einem Manne, der um vieles älter war als ich und der in so enger Verbindung mit ihnen stand, sehr auffallend seyn mußte. Seine Thätigkeit war blos körperlich. Er kam viel mehr in Gesellschaften als ich; allein er bemerkte wenig, besonders was von wichtigen und geheimen Dingen dort vorgieng. Die Triebfedern des Hofs waren ihm daher unbekannt; was mein Fall nicht war, weil ich mit denen Personen beyderley Geschlechts, welche die Hauptrollen spielten, in genauer Bekanntschaft stund, und mir Mühe gab, alles auszuforschen, und Tag für Tag allen jenen Vorfällen nachzuspüren, welche zu wissen auf jeden Fall unterhaltend, gewöhnlich nützlich, oft aber sehr vortheilhaft ist.

Frau von Saint Simon besäß ebenfalls das Vertrauen der Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers, wie auch ihrer Gemahlinnen, die von ihrer Tugend, ihrer Lebensklugheit und ihrem Verstand eine große Meynung hatten. Mir war es erlaubt alles offenherzig zu sagen, was sich für den andächtigen Herzog von Charost nicht wohl geschickt hätte. Endlich hatte ich auch Gelegenheit bekommen, ihnen von äusserst wichtigen Dingen Nachricht zu geben, die aber noch sehr verborgen waren, und die sie sogar nicht glauben konnten, bis sie sich wirklich ereigneten. Hierauf wurden sie gegen mich, den sie nun als einen treuen unwandelbaren Freund erprobt hatten, vollends ganz offenherzig. Es war mir ein süßes Vergnügen, der einzige Mann am Hofe zu seyn, welcher die innigste Freundschaft und das volle Vertrauen der Personen besaß, die ausschließend vor andern und ohne einen Unbestand ihres Glücks befürchten zu dürfen, eine so bedeutende Rolle am Hofe spielen, und auf den Dauphin, der allen Dingen eine andere Gestalt geben konnte, so viel Einfluß haben würden. Je mehr meine Verbindung mit den beyden Herzogen bekannt wurde; desto mehr hütete ich mich, mir ein selbstzufriedenes oder gar anmaßlichers Ansehn zu geben, und bestrebte mich vielmehr, mir in meiner Lebensweise durchaus ganz gleich zu bleiben.

Bey jener großen Veränderung der Dinge (durch den Dauphin) schienen anfänglich nur zwey Personen am Platze, ihren Vortheil zu finden; der Herzog von Beauvilliers, durch ihn der Herzog von Chevreuse; ein dritter aber in der Entfernung, nämlich der Erzbischoff von Cambray.

Den beyden Ersteren lächelte nun auf einmal alles zu. Alles drängte sich an sie; ein jeder wollte zu jeder Zeit ihr Freund gewesen seyn. Allein die

Hof-

Hofleute hatten es bey ihnen nicht mit jenen schnell aufgeschossenen neuen Ministern zu thun, die in einem Augenblick aus dem Staub hervorgezogen und an das Ruder des Staats gestellt, in Hof-Angelegenheiten eben so unwissend, als auf ihr Glück stolz zu seyn pflegen, und daher unfähig sind, niedrigen Schmeicheleyen zu widerstehen, oder auch nur ihnen zu mißtrauen; da sie die Schwachheit haben, das ihrem Verdienst zuzuschreiben, was nur ihrer Günstlingschaft gilt.

Diese Männer dagegen, ohne ihre äussere Bescheidenheit und Lebensweise im geringsten zu ändern, suchten diesen elenden Schmeicheleyen, mit denen sie bestürmt wurden, so viel möglich auszuweichen, sich nur an ihre erprobte Freunde zu halten, beym König durch eine verdoppelte Aufmerksamkeit ein Gewicht, bey ihrem Dauphin aber immer festeren Fuß zu bekommen, und ihn dahin zu leiten, daß er das scheinen sollte, was er wirklich war. Sich selbst aber gaben sie nie das Ansehn, ihn leiten zu wollen, während sie ihn dahin zu bringen suchten, daß er sowohl an Achtung und herzlicher Anhänglichkeit als auch an äusserer Macht, sich gänzlich von seinem Vater unterscheiden möchte.

Sie vergaßen auch nicht sich der Dauphine zu nähern, um wenigstens sie nicht weiter von sich zu entfernen, da sie ohnehin wegen Verschiedenheit ihrer Neigungen und Handlungsweise, wie auch durch Frau von Maintenon, von ihnen entfremdet war. Die ihr zu streng scheinende Tugend dieser Männer, wovon sie nur das Aeussere kannte, machte sie wegen ihres Einflusses auf den Dauphin, besorgt. Unmittelbarer fürchtete sie sie noch in einem delicateren Punct vor ihnen, der aber von der Art war, daß sie gerade deswegen eine wahre Anhänglichkeit für sie hätte bekommen

men sollen, wenn sie nicht, bey all ihrem Verstand, die wahren Wirkungen der Frömmigkeit und wahren Weisheit zu unterscheiden verfehlt hätte, welche darin bestehen, alles mit der äussersten Sorgfalt und Vorsicht zu ersticken und zu verbergen, was die Ruhe und den Frieden einer Ehe stören kann. Tugenden, welche ich die beyden Herzoge auszuüben öfters sehr ernstlich bemüht sah. Sie fürchtete also auch sogar da, wo sie nicht im mindesten von widrigen Eingebungen etwas zu befürchten gehabt hätte.

Alle diese Ursachen bewirkten eine Kälte und Unbehaglichkeit zwischen ihnen, welche auch Frau von Levi, durch all ihren Verstand und Einfluß nicht zu verbannen im Stande war. Die beyden Herrn sammt ihren Gemahlinnen bemerkten bald genug diese Verhältnisse, ungeachtet sie von der Prinzessin mit aller Achtung und Behutsamkeit behandelt wurden, während sie durch den Herzog von Noailles und die Gräfin von Rouey, sorgfältig bey diesen Gesinnungen erhalten wurde.

Die letztere besonders that hierinn, was sie konnte, indem sie, die doch alle acht Tage communicirte, dem Herzog von Beauvilliers und seinen Anhängern nie verzeihen konnte, daß sie bey ihrem großen Prozeß, den sie vor dem König gegen Herrn von Cambray gewann, ihr entgegen gewesen waren, bey welcher Gelegenheit sich Frau von Maintenon wider ihre Gewohnheit, laut für sie und ihre Mutter, die Herzogin von Arpajon, erklärt hatte.

Im Frühjahr, als die Armeen sich versammelten, bemerkte man zu Cambray sehr deutlich, welche Veränderung am Hofe vorgegangen war. Cambray wurde die einzige Richtung, welche alle Parthien nach Flandern nahmen. Alle beym Kriegswesen angestellte Personen von Hof, alle Generale, selbst die weniger bekannten Offi-

Offiziere, reisten über Cambray, und hielten sich dort so lang als möglich auf. Der Erzbischoff hatte einen so eifrigen Hof, daß er, ungeachtet seiner Freude darüber, doch in Verlegenheit war, weil er den Tadel des Königs und hievon böse Folgen befürchtete.

Man kann leicht denken, mit welcher Leutseligkeit, Bescheidenheit und feiner Beurtheilung er so viele Huldigungen annahm, und wie froh diejenigen waren, welche, schlau genug, schon seit längerer Zeit bey ihren Reisen nach Flandern ihn besucht und sich um seine Gunst bemüht hatten. Die Sache machte wirklich viel Aufsehn; allein der Prälat wußte sich so richtig zu benehmen, daß weder der König, noch Frau von Maintenon etwas über diesen Zulauf zu ihm äusserten, und die Sache wahrscheinlich nicht wissen wollten.

Der König, welcher die Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers, schon längst liebte und achtete, und dessen großes Vertrauen zu ihnen selbst durch die harten Stöße, wo sie sich zuweilen durchkreuzt hatten, nicht vermindert wurde, war über ihr neuerlich erhaltenes Ansehn nicht ungehalten, entweder weil er nicht davon unterrichtet war (was aber doch nicht wohl zu glauben ist), oder vielmehr, weil seine gute Meinung von ihnen, ihm nicht benommen werden konnte. Auch Frau von Maintenon äusserte nichts hierüber.

Schon seit einigen Jahren hatte der Herzog von Beauvilliers, den Herzog von Chevreuse bey dem Dauphin eingeführt, und diesen gewöhnt, ihn als Eine Person mit ihm anzusehen. Die angeborne Geschmeidigkeit und der sanfte Geist des Herzogs von Chevreuse, seine Kenntnisse, die Art, wie er diese benutzte und äusserte, seine schwärmerischen Ansichten, wenn

sie ihn gleich manchmal zu weit verleiteten, waren ganz vorzüglich die Eigenschaften, durch welche man diesem jungen Prinzen gefallen konnte. Er unterhielt sich oft und lange mit ihm allein, und setzte endlich so viel Zutrauen in ihn, daß der Herzog von Beauvilliers manchmal für besser hielt, ihm gewisse Dinge durch seinen Schwager vortragen zu lassen, als es selbst zu thun. Da sie so ganz eine Seele waren, so gieng alles bey ihnen aus demselben Geist, nach denselben Grundsätzen, auf denselben Zweck, und in wechselseitiger Beziehung; so, daß der Prinz in zwei verschiedenen Personen doch nur einen Führer hatte. Nach seiner Neigung und seinem Zutrauen zu dem Herzog von Chevreuse durfte dieser schon seit langer Zeit ihm alles sagen, was er über ihn dachte, und was er in Rücksicht seines Betragens von ihm wünschte. Diese seine Bemerkungen begleitete er immer mit Anekdoten, mit wissenschaftlichen oder frommen Wendungen. Doch wurde das höchste Vertrauen, die höchste Freundschaft, und eine gänzliche Ergebung des Dauphins nur dem Herzog von Beauvilliers zu Theil.

Man kann sich leicht denken, daß diese beyden Männer die wohlwollenden Gesinnungen des Prinzen für den Erzbischoff von Cambray nicht erkalten ließen. Ueber diesen Artikel war der Beichtvater mit ihnen im Einverständniß, über alles übrige aber in völliger Unterordnung. Bis damals war kein vierter in dieses Heiligthum des Prinzen eingelassen.

Die erste Sorge der beyden Herzoge war, dem Prinzen den Sinn für noch größere Maasregeln einzuprägen, ihn zu einem vorzüglich ehrerbietigen und unterwürfigen Benehmen, und einer emsigen höfischen Aufmerksamkeit gegen den König zu bewegen; um so mehr, da dieser von Natur eifersüchtig war, und dies

schon

schon in verschiedenen Fällen gegen seinen Enkelsohn bewiesen hatte. Von seiner schlauen Gemahlin, welche in einem vertrauten Umgang mit dem König stund, und von Frau von Maintenon geliebt wurde, hierinn nach Wunsch unterstützt, verdoppelte er seine gefällige Aufmerksamkeiten für die letztere, und diese, in ihrem Entzücken einen Dauphin zu finden, auf den sie gewisser als auf einen andern, der sie nicht liebte, rechnen konnte, widmete sich ihm ganz und eben deswegen auch den König.

In den ersten 14 Tagen bemerkte jedermann zu Marly, eine so ausserordentliche Veränderung bey dem König, welcher sonst gegen seine rechtmässigen Kinder so zurückhaltend und so ganz nur König gegen sie zu seyn pflegte. Der Dauphin, durch diesen großen Schritt in eine bessere Lage gesetzt, nahm sich nun fester gegen die Menschen, die er zu Monseigneurs Leibzeiten gefürchtet hatte; weil er, so hoch er auch stund, dennoch ihre beißenden Scherze, beklatscht von Andern, hatte ertragen müssen. Dieß hatte ihn so schüchtern gemacht, daß er sich in sein Zimmer verschloß, weil er nur da sich wohlbefand und gesichert war. Deswegen hielt man ihn für ungesellig, und fürchtete für die Zukunft, während er von seinem Vater, vielleicht damals auch von dem König gehaßt, überdieß aber durch seine Tugend zurückgehalten und den Ränken einer kühnen Cabale ausgesetzt war, die ein Interesse hatte, ihn als ihren Feind anzusehen, und ihren Anhängern, welche den größten und mächtigsten Theil des Hofes ausmachten, mit denen er beständig umgehen mußte, als solchen darzustellen. So von allen seinen Umgebungen und endlich auch von der Welt im allgemeinen, als Welt, gehaßt, führte er ein um so mehr düsteres Leben, da er ohnehin noch nicht im Lichte

stehen konnte, und war dabey um so mehr beklagenswehrt, da er keine Aussicht zu einer Veränderung hatte.

18.

Jetzt hatte sich der König wieder ganz zu ihm gewandt. Durch den Tod eines beinah feindlich gesinnten Vaters, an dessen Platz er nun trat, war die unverschämte Cabale gänzlich zerstreut, die Welt bezeugte ihm wieder Achtung und Aufmerksamkeit; man drängte sich sogar an ihn; seine stärksten Gegner beugten sich; der größte und mächtigste Theil des Hofs fürchtete ihn und war ihm unterwürfig; die lustigere und leichtsinnigere, bey einem großen Hof auch nicht geringe Parthey, war ihm wegen seiner Gemahlin ergeben; überdieß war er bey allen seinen Schritten durch Frau von Maintenon gesichert; und nun sah man diesen schüchternen, scheuen, in sich verschlossenen Prinzen, mit seiner strengen Tugend, seinen „übel angebrachten" Kentnissen, seiner Unbehülflichkeit, diesen Prinzen, sage ich, der sonst in seinem eignen Hause fremd war, immer ein gezwungenes Wesen hatte, und über alles in Verlegenheit gerieth, ihn sah man nach und nach sich heben, entwickeln, und mit Klugheit in der großen Welt auftreten; wo er sich frey, mit hohem Anstand, heiter, gesprächig und angenehm betrug. Er gab nun die Gesellschaften im Sallon zu Marly, und präsidirte in dem um ihn versammelten Zirkel, wie die Gottheit des Tempels, welche die gewohnten Huldigungen der Sterblichen schätzt, gütig aufnimmt, und durch wohlthätige Einflüsse belohnt.

Von der Jagd wurde jetzt nur noch gesprochen, wenn man die Hetzhunde los ließ, oder davon zurückkam. Dagegen fand eine leichte, belehrende, mit

Aus-

Auswahl und Bestimmtheit herbeygeführte Unterhaltung statt, welche den Weiseren am Hofe Vergnügen gewährte und den übrigen Bewunderung ablockte. Man sprach über kunstlos herbeygeleitete, passende Fragmente aus der Geschichte, über natürliche Vorfälle, wünschenswerthe Anwendungen, immer aber auf eine bescheidene, einfache, ungesuchte Weise. Man ergötzte sich zuweilen an leichten lustigen, doch zweckmässigen Zwischenspielen, zuweilen, jedoch selten wurden auch wissenschaftliche Bemerkungen mit eingeflochten, die gleichsam nur willkührlich absichtlos, wie wenn man von etwas voll ist, hingeworfen schienen. So wurden mit einemmal aller Ohren, Augen und Herzen geöffnet.

Der Dauphin wurde ein zweyter Prinz Conti. Mehrere drängten sich an ihn, nicht sowohl um ihm den Hof zu machen, als vielmehr, um ihn zu hören, und seine angenehme, lehrreiche, durch Anmuth und natürliche Beredsamkeit gewürzte Unterhaltung, zu genüßen, und sich über seine richtige Beurtheilung in allem, und über den so nöthigen und gewünschten Trost zu erfreuen, daß man künftig einem Herrn dienen würde, der sich durch seine Eigenschaften so würdig zeigte, es zu seyn. Er war gegen jedermann herablassend, nahm alle möglichen Rücksichten auf Rang, Geburt, Alter, und auf die wohlerworbenen Ansprüche eines jeden; Dinge, die so lange schon verächtlich behandelt, und nicht mehr zur Unterscheidung von dem niedrigsten Pöbel des Hofs gedient hatten. Er bezeugte jedem dieser Verhältnisse die gebührende Höflichkeit, auch wohl mehr, wo es sich mit seiner Würde vertrug. Er war ernsthaft, ohne grämlich zu sein, heiter und behaglich. Es ist unglaublich, wie schnell er sich die Bewunderung seines Geistes, die Achtung seines Charakters, die Liebe aller

ler Gemüther erworben hatte, wie die allgemeinen Erwartungen auf einmal verschwunden waren, wie plötzlich alle falschen Vorstellungen, die man sich von ihm gemacht hatte, oder machen wollte, sich vernichteten, und wie sonderbar der ungestüme Wirbelwind der Veränderung, vorzüglich in Rücksicht seiner, wirkte.

Die allgemeine Freude machte, daß man nicht darüber schweigen konnte, und daß einer immer den andern frug: ob dieß wohl noch der nehmliche Mann? ob das, was man sehe, ein Traum, oder Wirklichkeit sey? Cheverny, welchem diese Frage auch einmal gemacht wurde, beantwortete sie befriedigend. Die Ursache dieses Erstaunens, sagte er, ist, daß man diesen Prinzen nicht gekannt hat, und ihn sogar nicht kennen wollte. Er für seinen Theil habe ihn immer eben so gefunden. Aber jetzt erst habe er Freyheit bekommen, sich in seinem ganzen Licht zu zeigen, so wie andere, ihn erkennen zu dürfen. Diese Gerechtigkeit, daß er auch vordem eben so gewesen sey, würde man ihm gewiß wiederfahren lassen, wenn man durch eine anhaltende Erfahrung seiner Ausdauer von dieser Wahrheit überzeugt seyn würde.

Von dem Pariser Hof, und der Stadt aus, verbreitete sich nach allen Provinzen dieser Ruhm mit solcher Schnelligkeit, daß die wenigen Personen, welche ehmals dem Dauphin anhingen, sich einander fragten, ob das, was man überall her höre, wohl wahr seyn könne? So gegründet auch ein so wunderbarer Erfolg war, so darf man doch nicht glauben, daß alles Verdienst davon dem jungen Prinzen zugerechnet werden konnte. Zwey Dinge trugen vorzüglich dazu bey: Fürs erste, das unglaubliche und so unerhört weit getriebene der Maaßregeln, welche die

Ca-

Cabale gebraucht hatte, um diesen Prinzen auf alle mögliche Art in Mißcredit zu bringen. So wurde die Geschichte von Lille immer geltend gemacht, um die allgemeine Stimme gegen ihn zu gewinnen, sich alsdann bey Monseigneur darauf zu berufen, und die davon gehofften Früchte, sogleich nach der Abreise in diesen Feldzug, wo der Prinz nach den Absichten des Complots gestürzt werden sollte, einzuärndten. Dagegen wirkte nun um so auffallender der Contrast jener Schnellkraft, durch welche man ihn sich wiederhergestellt sah, so bald nur das ihn niederdrückende Gewicht ihm von der Schulter gefallen war. Das Erstaunen, welches eben dieser Contrast zwischen der vorhergefaßten Meynung, und dem, was man nun sehen mußte, hervorbrachte, war ein ausserordentliches; so wie die innere Freude eines jeden, da man das lebhafteste Interesse daran nehmen mußte, die nahe Morgenröthe aufgehen zu sehen, die, nach so langer Verwirrung und Dunkelheit, so viel Ordnung und Glück versprach.

Frau von Maintenon, welche sich, dieses Beyfalls aus Freundschaft für die Dauphine, und aus eigenem Interesse, auf einen Dauphin rechnen zu können, welcher anfieng die allgemeine Hoffnung und Freude zu seyn, erfreute, bemühte sich beym König so viel Vortheil daraus zu ziehen, als sie konnte. So viel Bewunderung sie auch für den Willen und die Neigung des Königs zeigte, so vorsichtig sie sich auch gegen alle Minister betrug, so mißfiel ihr dennoch der Despotismus von diesen, und die Art, mit der sie ihn ausübten, sehr. Ihre vertrautesten Freunde hatten, bey seltenen Gelegenheiten, ihre verborgensten Gesinnungen hierüber entdeckt, und Harcourt hatte sie, bald durch gut angewendete lächerliche Anspielungen, (ein

Talent

Talent, das er in vorzüglichem Grade besaß, bald durch ernsthafte, obgleich auch nur flüchtig hingeworfene, Aeusserungen über das schlimme dieser Regierungsart, darin bestärkt. Sie glaubte daher, sich einen Vortheil, dem Staat einen Nutzen und dem König eine Erleichterung zu verschaffen, wenn sie es dahin einleite, daß der König sich daran gewöhne, die Geschäfte durch den Dauphin vorbereiten und ihn einige sogar selbst ausfertigen zu lassen, um nach und nach demselben die meisten und beschwerlichsten übertragen zu können; wozu er sich immer so fähig bewiesen hatte. Auch war Er mit denselben ganz bekannt, indem er in allen Conseils gewesen, und dort schon seit langer Zeit mit vieler Richtigkeit und Beurtheilung gesprochen hatte. Von dieser neuen Einführung erwartete sie, daß die Minister eifriger, arbeitsamer, besonders aber nachgebender und vorsichtiger werden würden.

Bey inneren Angelegenheiten, die ihrer Natur nach, nur von weitem, nach und nach und mit Gewandheit herbeygeleitet werden mußten, war Wollen und Thun, bey ihr, eine und eben dieselbe Sache.

Der König welcher seinem Enkelsohn schon mehr geneigt war, achtete auf die Beyfallsbezeugungen, die ihm unter seinen Augen gemacht wurden, weniger, als es zur Zeit seiner ersten Feldzüge der Fall gewesen zu seyn schien. Blois und die andern vertrautern Diener, welche dem Herrn von Vendome anhiengen, hatten dieß nicht mehr zum Gegenstand und Monseigneur nicht mehr zur Stütze. Sie waren in Furcht und Zittern, und Herr du Maine, der nun ihrer beraubt war, durfte den Mund nicht mehr öffnen, noch weniger aber es wagen, sich gegen Frau von Maintenon als Gegner zu zeigen.

Der

Der König war also in seinen geheimsten und freiesten Stunden nicht mehr von diesen Einwirkungen, die ein Gegengewicht ausmachten, und durch die vorher so vieles durchgesetzt worden war, umgeben. Das kluge und nachgebende Betragen dieses weisen und ihn verehrenden Enkelsohns, hatte den Einleitungen der Frau von Maintenon schon den Weg geöffnet, so sehr, daß der ganze Hof, obgleich er mit der Zuneigung des Königs gegen den Dauphin anfieng bekannt zu werden, doch unendlich darüber erstaunte, als der König, nachdem er ihn eines Morgens allein und lange in seinem Cabinet behalten hatte, am nämlichen Tag seinen Ministern befahl, sie sollten bey dem Dauphin arbeiten, so oft er sie berufen würde, und ihm, wenn sie auch nicht berufen würden, von allen Geschäften Rechenschaft ablegen; was er ihnen hiemit ein für allemal befehle.

Die erstaunliche Bewegung läßt sich kaum beschreiben, welche dieser dem Geschmack, dem Geist, den Grundsätzen und der bisher sich sogleich gebliebenen Gewohnheit des Königs, so ganz entgegen gesetzte Befehl, bey Hof hervorbrachte, durch welchen der König ein Zutrauen zu dem Dauphin bewies, das auf nichtsgeringeres hindeutete, als ihm stillschweigend einen großen Theil der Geschäftsführung zu übertragen. Dieß war ein Donnerschlag für die Minister, der sie so völlig betäubte, daß sie ihre Bestürzung nicht verbergen konnten. In der That war es ein sehr bitterer Befehl für Männer, die aus dem Staub plötzlich zur sichersten und höchsten Macht hervorgezogen, und daran gewöhnt waren, unter dem Namen des Königs zu arbeiten, dem sie zuweilen sogar ihren eigenen unterschieben durften. Sie waren es bisher gewesen, die in aller Ruhe und ohne Widerspruch, über das Glück

und

und Unglück anderer entschieden, auch die Höchsten mit Erfolg angreifen, über jedermann unumschränkt gebieten, über den inneren und auswärtigen Staat herrschen, Vortheile, Strafen und Belohnungen nach Gefallen austheilen, und alles dieß keck, durch ein: der König will es! mit völliger Sorglosigkeit in Rücksicht auf ihre Mitbrüder, bewirken konnten. Denn durchaus durfte es niemand wagen, irgend etwas, ihre Person, Familie oder Dienstverwaltung betreffend, dem König zu hinterbringen, bey Strafe, sogleich für alle andere, die so etwas hätten wagen können, ein exemplarisches Opfer zu werden. Folglich hatten sie die Freyheit, alles zu sagen oder zu verschweigen und die Sachen beym König so zu drehen, wie sie wollten; mit einem Wort, sie waren die wirklichen, beynahe auch die figurirenden Könige.

Welcher Umsturz für solche Menschen, daß sie es nun vorzüglich mit einem Prinzen zu thun hatten, der die Frau von Maintenon für sich hatte, und bey dem König mächtiger geworden war, als sie, da sie noch im Vortheil saßen, nie gewesen waren. Mit einem Prinzen, der allernächst am Throne stund, fähig, fleissig, aufgeklärt war, und dabey einen geraden Sinn und vorzüglichen Scharfsinn besaß, der sich, seit er im Conseil war, gründliche Kenntnisse gesammelt hatte, dem, mit Einem Wort, nichts fehlte, um sie bey weitem zu übersehen. Man erblickte in ihm einen Prinzen, welcher bey all diesen Eigenschaften ein gutes Herz hatte, Gerechtigkeit und Ordnung liebte, Beurtheilungskraft, Aufmerksamkeit und Fleiß genug besaß, alles zu verfolgen, zu entwirren, einzuleiten und zu ergründen; der nicht mit Worten, sondern nur mit Thaten befriedigt werden konnte; bestimmt das Gute um des Guten willen wollte und alles auf der Wage des Gewissens abwog.

Weil

Weil er jedem Zutritt erlaubte, und sich Mühe gab, Absichten und Grundsätze zu erforschen, konnte er sie auch gewiß durch mancherley Wege erfahren, da er alles zu schätzen und zu vergleichen wußte, und durch seine richtige Beurtheilungskraft und kluge Anwendung gegen alle Ueberraschung gesichert war. Weil er die Liebe des Königs besaß, war ihm auch zu jeder Stunde der Zutritt zu ihm erlaubt. Ausserdem daß er ihr künftiger Herr, folglich seine Meynung von ihnen von Folgen war, vermochte er auch jetzt schon, das falsche und zweideutige zu zernichten, und ein eben so durchdringendes, als unbekanntes Licht in die dicken Finsternisse zu bringen, welche sie mit eben so vieler Kunst verbreitet, als unterhalten hatten.

Die Erhöhung des Prinzen und der Zustand des Hofs vertrug sich nicht mehr mit dem Mittel, zu cabalieren; die Freude über eine Ordnung, durch welche diese MinisterKönige wieder in die Classe der Unterthanen gesetzt, und ihrer gemißbrauchten Macht Gränzen gesetzt wurden, war allgemein, und ihnen blieb daher auch kein Ausweg mehr übrig. Sie konnten keine andere Parthie ergreifen, als ihre wie Eisen verhärtete Schultern zu beugen. Alle begaben sich mit der Mine der Verdammten zum Dauphin, um ihm ihren erzwungenen Gehorsam, und ihre verstellte Freude über den erhaltenen Befehl zu bezeugen.

Der Prinz, welcher leicht bemerkte, was sie selbst zu verbergen hatten, empfieng sie mit einer Art von Güte und Achtung, besprach sich mit ihnen über die Eintheilung der Geschäftsstunden, um die weniger unbequemen Stunden zur nöthigsten Arbeit und Ausfertigung zu wählen. Bey diesem ersten Befehl ließ er es für diesen Tag bewenden, ohne ein Geschäft mit

ihnen vorzunehmen; machte aber nachher gleich den Anfang, in seinem Hause mit ihnen zu arbeiten.

Torcy, Voisin und Desmarets waren die, auf welche hievon, wegen der Wichtigkeit ihrer Departements, die größte Last fiel. Der Canzler, welcher keines hatte, hatte dort nichts zu thun. Sein Sohn, da er die andern dort so emsig arbeiten sah, hätte sehr gewünscht, auch dahin berufen zu werden, weil er dadurch Gelegenheit bekommen hätte, dem Prinzen näher zu kommen und sich ein wichtiges Ansehn zu geben; allein sein Seewesen war herunter gekommen, und die Pariser Stadtgeschichten, womit er, auf Kosten der ganzen Welt, den König alle Montag belustigt, und wovon er ihn alles Gehässige hatte benutzen lassen, waren nicht nach dem Geschmack des Dauphins. Dinge, mit denen er seine Zeit nicht verlieren wollte!

Ausserdem war ihm, wie man bald sehen wird, Pontchartrains Person zuwider; er konnte es nicht dahin bringen, berufen zu werden, noch ausserdem eine Gelegenheit bekommen, ihm irgend etwas vortragen zu dürfen; worüber er sich tödtlich grämte.

La Veilliere hatte nur die lauffenden besonderen Geschäfte seiner Provinzen, folglich auch keine Materie, die sich zu einer Arbeit für den Dauphin schickte. Sein Departement war die sogenannte reformirte Religion, und alles was die Hugenotten betraf. Alles dieses war durch die Folgen von der Widerrufung des Edikts von Nantes so herabgekommen, daß kein eigenes Departement mehr dafür existirte.

19.

Der Herzog von Noailles, der sich am spanischen Hofe befand, um ihn zu dirigen, versuchte, statt mit dem

dem so schmeichelhaften Glücke dessen er sicher genoß, sich ruhig zu begnügen, ein Wagstück, das ihn nothwendig zu Grunde richten mußte. Er fand zu Saragossa den Marquis von Aguilar, der die Stelle eines Colonels des Regiments der spanischen Garden gegen die erste Compagnie der Leibgarde verlassen hatte, wodurch er dem Könige näher kam. Beyde hatten sich auf den vorigen Reisen kennen gelernt welche der Herzog von Noailles mit dem Könige von Spanien gemacht hatte. Beyde hatten einander gefallen. Es hatte sich eine Freundschaft unter ihnen geknüpft, die ihrem Geist und Charakter, die vollkommen gleichgeartet waren, entsprach. Ich weiß nicht, welcher von den zweyen das Project entwarf; aber gewiß ist, daß beyde es gefaßt hatten; sie handelten in großem Einverständniß und vergaßen nichts für die glückliche Ausführung desselben, wodurch sie sich zu Herrn des Hofes und Staates in Spanien zu erheben hofften.

Die Königin hatte einen Anfall von Drüsengeschwulst, der sie auch zuletzt ins Grab brachte. Dieses Uebel hinderte sie, den König auf den beständigen Jagd- und Lustparthien zu begleiten, und hielt sie sogar in den Zeiten, wo sie sonst bey dem Könige gewesen war, in ihrem Appartement eingeschlossen. Sie lebte so ganz einsam und war noch viel weniger für das Publikum zugänglich. Das Uebel nöthigte sie einen nonnenartigen Kopfputz zu tragen, der den Hals und einen Theil des Gesichtes verhüllte.

Die beyden Freunde wußten sehr gut, daß der König nicht ohne eine Frau leben könne und gewohnt sey sich von ihr beherrschen zu lassen: sie waren überzeugt, daß die Herrschaft, deren die Prinzessin des Ursins genoß, sich nur auf die Gewalt gründe, welche die Königin über ihren Gemahl besitze, und daß wenn

diese ihre Gewalt verlöre, die Camereyra major zu gleich mit stürzen würde; und da sie den König nach sich selbst beurtheilten, so zweifelten sie nicht im geringsten, daß ihnen die Krankheit der Königin eine gute Gelegenheit gäbe, den König von ihr abzuziehen.

Wäre dieser große Schritt geschehn, so hatten sie beschlossen, ihm eine Mätresse zu geben, indem sie sich schmeichelten, daß seine Devotion seinen Bedürfnissen werde nachstehen müssen. Ihr Plan war, dem Könige eine Mätresse ihrer Schöpfung, die ihrer, sowohl um guten Rath als eine Stütze für ihre Erhaltung zu haben, beständig bedürfte, statt der Königin zu geben und sodann am Hofe und in der Monarchie das zu werden, was die Prinzessin des Ursins war.

Dieser Milchtopf der guten Frau in der Fabel, der auch das nämliche Schicksal hatte, macht den zwey Köpfen, die das Plänchen faßten, keine Ehre, am allerwenigsten aber einem Fremden, der so erwünscht und so frühzeitig seine Laufbahn angetreten hatte.

Sie fiengen also an, an ihrem Unternehmen zu arbeiten, sie benutzten jeden Moment, um sich in das Vertrauen des Königs einzuschleichen. Aguilar war Kriegsminister gewesen und hatte sich auch mit Finanzen befaßt; und der andre hatte, vermöge der Qualität, in der er für unsern Hof handelte, und vermöge seines Commandos, nicht weniger Veranlassungen und Ursachen, in wichtige und anhaltende Conversationen mit dem Könige einzuschleichen.

Sie sahen sich durch die Gunst der Königin und der Prinzessin des Ursins unterstützt, denen sie um so eifriger und ergebener den Hof machten, jemehr es ihr Interesse war, das, was sie gegen sie im Schilde führ-

führten, zu verbergen. Dieß dauerte so während der ganzen Saragosser Reise, wo ihr Hauptbestreben dahin gieng, sich in dem Vertrauen des Königs zu befestigen. Die Reise nach Corella, welche eine kleine Trennung zwischen dem Könige und der Königin veranlaßte, schien ihnen eine bequeme Gelegenheit ihren Plan einzuleiten; sie ergriffen den König bey seiner schwachen Seite, bey seiner Sorge für seine Gesundheit und machten ihm, unter der Maske des Wohlwollens und der Besorgniß für sein dem Staate so theures Leben, bange, er möchte von der Königin mit ihrem Uebel angesteckt werden, wenn er fortführe bey ihr zu schlafen, und giengen so weit, daß sie in ihn drangen, dieß nicht mehr zu thun.

Ihre Besorgniß für seine Gesundheit wurde so gut aufgenommen, daß sie Hoffnung faßten; sie fuhren fort, und die Hoffnung wuchs; sie verfolgten ihren Weg, sie beklagten den König wegen seiner Entbehrung, sie häuften Gemeinsprüche über die Gewalt der Nothwendigkeit und daß ihr nachzugeben sey: kurz sie trugen ihm eine Mätresse an.

Alles war bis dahin gut gegangen; aber das Wort Mätresse empörte die Frömmigkeit des Königs und war ihr Verderben. Er entfernte sie mit Milde, gab ihnen aber kein Gehör mehr, ausser in andern Dingen, und sprach nie mehr mit Offenheit mit ihnen.

Seine Zurückhaltung und gezwungenes Wesen gegen sie, war ihnen eine traurige Vorbedeutung, die nicht abzuwenden war: denn sobald der König sich wieder bey der Königin und der Prinzessin des Ursins befand, so erzählte er ihnen, welch ein schöner glänzender Antrag ihm geschehn sey und zwar von zwey

Menschen, die sie ihm ohne Unterlaß rühmten, und die sie für so treu ergeben hielten.

Man kann sich die Wirkung des Berichts leicht vorstellen. Demungeachtet sah man äusserlich davon kane Spur Sie wollten sich ihrer Rache recht versichern. Die Königin schrieb an die Dauphine mit äusserster Bitterkeit und die Prinzessin des Ursins an Fr. v. Maintenon mit aller der Kunst, in der sie Meisterin war. So sehr auch der König und Frau von Maintenon über die Souveränetät der Prinzessin des Ursins innerlich aufgebracht seyn mochten, so waren sie doch durch diese Sache tief beleidigt. Der König war von Seiten der Religion, des Ehrgeizes durch diese Verwegenheit beleidigt; und Fr. v. Maintenon in Rücksicht der Allgewalt, die sie mittelst der Prinzessin des Ursins in Spanien auszuüben glaubte, welches ihre empfindlichste Seite war. Beyde beleidigte die Undankbarkeit, oder wie sie es mit der Dauphine nannten, die Treulosigkeit eines Menschen, der in diesem Alter mit so viel Glücksgütern, Chargen, Würden, Aemtern, Auszeichnungen überhäuft und mit ihrem Zutrauen beglückt war, das sie so ganz sicher verschenkt zu haben glaubten und das er mit solcher Verwegenheit gemißbraucht hatte. Die Freundschaft, das Wohlbehagen das ungetheilte Zutrauen, das Frau v. Maintenon gegen ihren Neffen hatte, den sie wie ihren Sohn, wie ihren Freund ansah, von dem sie glaubte, daß er mit ihr ein Herz und eine Seele sey und kein anderes Interesse als das ihrige haben könne, schlug ihrem Herzen eine neue tiefere Wunde, die durch die Wirkung der Zeit und die Veränderung der Umstände äusserlich geheilt schien; aber sie war es nie von Grund aus, die Freundschaft, die Achtung, das Zutrauen war nicht herzustellen und es

blieb

blieb zwischen ihnen bis zu ihrem Ende ein fatales Mißverhältniß.

Die Dauphine, immer von den Noailles umgeben, die an dem mit Ernst abwechselnden Scherze des Herzogs von Noailles Geschmack gefunden, und der Frau von Maintenon zu gefallen, ihm eine Nähe und eine so öffentliche Vertraulichkeit gestattet hatte, die bisher keinem als ihm erlaubt worden war, und die ihn als Freund betrachtete, war um der Königin ihrer Schwester willen, die sie sehr liebte, und mit der sie in beständigem Briefwechsel stand, nur um so mehr gegen ihn aufgebracht. Sie wußte der Frau von Maintenon unendlich Dank, daß sie die Sache von einem Menschen, der ihr so nahe war und an den sie so gewöhnt war, so ernst aufnahm; und Frau von Maintenon ihr, daß sie sich der Sache ihrer Schwester mit so viel Lebhaftigkeit annahm. Dieses geheime, vertraute, höchste Drey reizte und feuerte sich also nur gegenseitig an, und als vierter trat der Dauphin hinzu, von gleichem Abscheu gegen eine Handlung erfüllt, die vor der Welt thöricht und vor der Religion so lasterhaft war. Es wurden bald Antworten nach Spanien abgefertigt, deren Stärke der Königin von Spanien und der Prinzessin des Ursins sehr zum Wohlgefallen gereichten. Der Herzog von Noailles erhielt auf demselben Wege eine geheime sehr präcise Ordre, daß er, sogleich nach Empfang des Briefes, auf der Stelle zurückkommen sollte. Das Aeussere, bis jetzt noch vollkommen erhalten, wurde nun auch nicht mehr geschont. Aguilar erhielt Befehl auf der Stelle seine Charge niederzulegen, welche dem Grafen von S. Esteven von Gormes, Granden von Spanien, um seiner Frau willen gegeben wurde, und zu gleicher Zeit und auf der Stelle nach seiner Komthurei abzureisen, wohin er auf einige Zeit relegirt wurde. In der kur-

zen Zeit, die er zu den Zurüstungen zu seiner Reise brauchte, fand der Herzog von Noailles nichts mehr als verschlossene Thüren und Gesichter, die es noch mehr waren. Er kam zu Versailles den zweyten Tag nach der Rückkehr von Fontainebleau an, und stellte sich dem König bey der Frau v. Maintenon vor; denn um des Publikums willen hatten sie ihn hier sprechen wollen, so wie sie es sonst, wenn er zurückgekehrt war, gethan hatten; aber die Aufnahme war auffallend kalt und verschieden. Bald konnte man aus der Kälte des Königs gegen ihn und aus seiner Zurückhaltung und Verlegenheit gegen den König, gegen den Dauphin und besonders gegen die Dauphine sehen, daß irgend etwas wichtiges und starkes in Rücksicht seiner vorgefallen seyn möchte; denn so weit hatte man noch nicht durchschauen können, daß ein Befehl zur Rückkehr gegeben worden sey, am allerwenigsten hatte man die Ursache entdecken können. Die vertrauten Damen bemerkten, daß sie ihn viel seltener bey Frau von Maintenon trafen, und daß in den Augenblicken, wo sie ihn sahen, die Verlegenheit und das gezwungene Wesen des Neffen, die Kälte und Trockenheit der Tante in die Augen sprang, und einen auffallenden Contrast mit der Art machten, in welcher sie sie bisher mit einander umgehen gesehn hatten. Daß alles dieß immer fortdauerte, trat endlich hervor; es reizte die Neugierde und nicht lange darauf wußte man, aber freilich nur die davon am besten unterrichtet waren, welches die Ursache der Ungnade war.

20.

Wir können den Hof von Spanien nicht verlassen, ohne von den ehrgeizigen Absichten der Prinzessin

zessin des Ursins zur Zeit der Friedensunterhandlungen mit England und Holland etwas zu sagen.

Nicht zufrieden in Spanien mit vollem Ansehn und Gewalt zu herrschen, dachte die Prinzessin darauf, wirklich eine Souveränin zu werden: sie ergriff die Gelegenheit, daß der König von Spanien dem Kurfürsten von Baiern die in den Niederlanden in seinem Gehorsam gebliebenen Lande zum Geschenk machte, um dabey zu stipuliren, daß der Kurfürst ihr daselbst einige Ländereien von ungefähr 100,000 Livers Einkünften zu lebenslangem Besitz mit vollkommner Souverainetät abtreten möchte.

Kurz darauf wurde mit dem Kurfürsten die Uebereinkunft getroffen, daß die Hauptstadt dieser Ländereien, die zusammenhängend seyn und nur ein Land ausmachen sollten, la Roch-en-Ardennes seyn, und daß die Herrschaft davon den Namen haben sollte. Man wird in der Folge diese Herrschaft verschiedene Formen annehmen, ihren Ort verändern und endlich in Dunst verschwinden sehn. Doch verzog sich dieß lange Zeit. Die Prinzessin war indessen ihrer Sache so gewiß, daß sie einen schönen Plan darauf baute; sie wollte nämlich die ihr auf seiner Grenze anzuweisende Herrschaft an den König vertauschen und dafür auf ihre Lebenszeit la Touraine und das Land Amboise, als souveraine Herrschaft haben, welche Länder nach ihrem Tode an die Krone zurückfallen sollten; sie wollte Spanien verlassen und hier in Ruhe den Rest ihrer Tage genießen.

Im Verfolg dieses Planes, den sie für unfehlbar hielt, schickte sie Aubigny, jenen Favorit Stallmeister, von dem die Rede gewesen ist, nach Frankreich, mit dem Befehl, ihr eine schöne Wohnung ein-

zurichten, die sie ganz zu ihrem Empfang fertig fände. Er kaufte bey Tours ein Stück Land, ohne Gut und Herrschaft, indem sie, als Souveraine der Provinz, dieß nicht nöthig hatte; er fieng an ein prächtiges großes Schloß aufzuführen, mit ungeheuren Höfen, mit ungeheuren Wirthschaftsgebäuden, nebst allem Zubehör, und mit den größten schönsten Gärten, deren Pracht die Möbeln aller Art entsprachen.

Die Provinzen, die anliegenden Länder, Paris, der Hof sogar waren erstaunt. Niemand konnte die Ursache eines so großen Unternehmens und eines so ungeheuren Aufwandes für ein bloßes Gartenhaus begreifen; denn ein Haus mitten im Felde, ohne Güter, ohne Einkünfte und Herrschaft kann man nicht anders nennen. Dieser Käfig, so prächtig, so groß für den kleinen Vogel, der ihn erbaute, war lange ein Räthsel, und diese Thorheit der Prinzessin des Ursins war die erste Ursache ihres Falls.

Diese Chimäre war wegen der Hartnäckigkeit des Königs von Spanien wirklich Ursache, daß der Friede verzögert wurde. Endlich mußte er aber dem Ansehn des Königs von Frankreich nachgeben, der ihn von diesem Artikel, über welchen die Alliirten mit Verachtung spotteten, so daß sie nie in der Form etwas davon hören wollten, abzustehen zwang.

Um nicht wieder darauf zurückkommen zu müssen, wollen wir das Schicksal dieses bewundernswürdigen Palastes, der ganz vollendet und vollkommen ausmöblirt war, ehe die Prinzessin die Hoffnung verlohr, daselbst die Souveräne zu spielen, sogleich verfolgen. Man konnte sich nicht vorstellen, daß ein so armer Gesell wie Aubigny, wie viel Schätze er auch gehäuft haben mochte, ein solches Gebäude für sich aufführen könne, oder es auch nur wage.

Nur

Nur nach und nach durchschaute man das räthselhafte Dunkel: man muthmaßte, daß die Prinzessin ihm Auftrag gegeben habe und sich mit seinem Namen decke: man glaubte, daß sie Spaniens überdrüssig werden könne und vielleicht in ihrem Vaterlande ihr Leben enden wolle, ohne doch daselbst am Hofe oder in Paris eine schlechte Rolle zu spielen, nachdem sie in Spanien wie eine Despotin geherrscht hätte. Aber der Palast, der im Grunde nichts als ein Gartenhaus war, gab noch keinen Grund, ihre Zurückziehung zu vermuthen; und erst als ihre Anmaßung, eine souveraine Herrschaft haben zu wollen, an Tag kam, war man über Chanteloup im klaren, welches der Name des Palastes war, dessen Bestimmung man nun endlich kannte. Der Fall des ehrgeizigen Weibes, den wir hier an seinem Orte sehen werden, gestattete ihr nicht, diese schöne Wohnung zu beziehen; sie blieb Aubigny, der daselbst seine Nachbarn, und die Neugierigen oder die Vorbeyreisenden von Bedeutung, denen er nicht mehr verhehlte, welche Bewandniß es damit habe und daß er den Palast weder für sich noch auf seine Kosten erbaut und ausmöblirt habe, sehr gut bewirthete. D'Aubigny etablirte sich daselbst, erwarb sich Liebe und Achtung und verlohr daselbst seine Frau, von der er nur eine Tochter hatte, die noch sehr jung war. Er hatte sich noch bey Lebzeiten der Prinzessin des Ursins oder sogleich nach ihrem Tode verheyrathet; und seine so reiche Tochter hat den Marquis von Armentieres geheyrathet, der gegenwärtig Generaloffizier ist und mehrere Kinder von ihr hat.

21.

Indessen hatte Ludwig XIV der Prinzessin des Ursins die Verwegenheit nicht verzeihen können, daß sie

sie sich eine Herrschaft in Flandern hatte anmaßen wollen. Ihre Hartnäckigkeit, die sie auch dem Könige von Spanien einzuflößen und dadurch zu verdecken gewußt, hatte den Frieden, trotz allen Gegenbemühungen des Königs, verzögert, dem es nicht eher gelang, den König von dieser Thorheit abzubringen, von welcher keiner der Alliirten ein Wort hören wollte, bis er ihm endlich erklärte, daß er ihn seinen eignen Kräften und seinem Schicksale überlassen würde.

Der König hatte lebhaft gefürchtet, daß der König von Spanien sich mit der Prinzessin vermählen möchte; er hatte ferner ganz die unverhohlne grenzenlose Gewalt gefühlt, die sie über den König von Spanien, in der einsiedlerischen Eingeschlossenheit, in welcher sie ihn im Palast Medinacöli hielt, erhalten hatte: endlich hatte sich der König durch die Vermählung mit der Prinzessin von Parma tief beleidigt gefunden, die negociirt und abgeschlossen war, ohne daß man ihn den geringsten Theil daran hatte nehmen lassen.

Ueberall König und in seiner Familie mehr als irgendwo anders, wenn es möglich war, war er nicht gewohnt, seine Kinder wie fremde vermählen zu sehen. Diese Wahl selbst konnte ihm nicht gefallen und die Art derselben vermehrte sein Mißfallen.

Frau von Maintenon hatte die Prinzessin des Ursins nur darum unterstützt und auf den Gipfel von Ansehn und Gewalt erhoben, auf den sie wirklich emporgestiegen war, um durch sie in Spanien zu herrschen, was sie nicht durch die Minister zu können hoffen konnte. Jetzt fühlte sie also lebhaft, daß ihr Joch abgeworfen sey; dieß zeigte ihr die gänzliche Unabhängigkeit, mit welcher sie seit dem Tode der Königin herrschte, und die Art, mit welcher sie ohne alle

Scho-

Schonung das Zutrauen des Königs von Spanien mißbrauchte. Noch mehr als den König beunruhigte sie die Furcht, sie als Königin von Spanien zu sehn, sie welcher zweymal ihre Declaration als Königin von Frankreich, so zuverlässig versprochen, vereitelt worden war. Der Plan auf die Souverainetät, die sie so weit hinter die Prinzessin zurückgestellt hatte, hatte sie vollends zu ihrer Feindin gemacht, und die Vermählung mit der Prinzessin von Parma, die gänzlich ohne ihr und des Königs Wissen gemacht war, ließ ihr nicht die geringste Hoffnung mehr, mittelst der Prinzessin des Ursins auf Spanien Einfluß zu haben. Der Untergang derselben wurde also zwischen dem König und Frau v. Maintenon beschlossen, aber auf eine Art, die vor und nach so geheim geblieben ist, daß ich niemanden gekannt habe, welcher hätte entdecken können, wessen sie sich dazu bedient, noch auch was sie überhapt zur Ausführung des Plans gethan haben. Wir wollen so aufrichtig seyn, dieses Dunkel zu gestehen, und wollen keine Fictionen an die Stelle des Unbekannten setzen. Wir wollen also die Begebenheit so genau als möglich erzählen und dann einige kurze Betrachtungen, aber nur für das, was sie gelten können, mittheilen.

22.

Die neue Königin von Spanien näherte sich Madrid mit der Begleitung, die ihr zu ihrem Empfang an die Grenze entgegengeschickt worden war, von Equipagen, Hofbedienten und Garden des Königs von Spanien. Alberoni war von Parma aus in ihrem Gefolge, und der Herzog von St Aignan von dem Ort an, wo er sie in Frankreich getroffen hatte. Die Prinzessin des Ursins hatte die Stelle der Camereyra major bey ihr angenommen, wie sie dieselbe bey der

ver

verstorbenen Königin gehabt hatte, und hatte ihren ganzen Hofetat ernannt und ihn mit lauter Creaturen von sich, Männern und Weibern, besetzt. Sie hatte sich gehütet, den König weit von sich zu lassen; sie folgte ihm also nach Guadalajare, einer kleinen Stadt dem Herzog von Infantedo gehörig, der daselbst ein Pantheon für die Cordeliers erbaut hat, das ungleich kleiner ist als das im Escurial, nach dessen Modell es gemacht ist, dem es aber an Reichthum, Kunst und Schönheit nichts nachgiebt.

23.

Guadalajare liegt auf dem Wege von Madrid nach Burgos, also auf dem Wege nach Frankreich, ohngefähr in gleicher Entfernung von Madrid, nur etwas weiter wie Fontainebleau von Paris. Der Palast, den die Herzöge von Infantedo daselbst besitzen, ist weitläuftig, schön, herrlich möblirt und wird bisweilen von ihnen bewohnt. So weit wollte der König von Spanien der Königin entgegengehen, und in der Capelle dieses Palastes hatte er die Vermählung zu feyern beschlossen, ob sie gleich schon durch den Gesandten in Parma vollzogen war.

Die Reise war von beyden Seiten verabredet, so daß der König nicht eher als zwey Tage vor der Königin in Guadalajare eintraf. Er machte diese kleine Reise in Begleitung der ihm von der Prinzessin des Ursins zugegebenen Personen, die es ihm nie an Gesellschaft fehlen und niemanden, wer es auch war, ihm nahe kommen zu lassen besorgt war. Sie selbst folgte in ihrem Wagen, um zu gleicher Zeit einzutreffen, und gleich nach ihrer Ankunft schloß sich der König mit ihr allein ein, und sah bis er zu Bett gieng niemanden. Die Hindernisse der Wege und der Jahreszeit hatten Weihnachten herbeygebracht und

es

es war am 22 December, als der König von Spanien in Guadalajara eintraf. Den Tag darauf, am 23. welches der vorletzte Tag vor Weihnachten war, reiste die Prinzessin des Ursins mit einer sehr leichten Suite ab, um der Königin sieben Lieues weiter bis zu einer kleinen Stadt mit Namen Quaderque, wo sie den nämlichen Tag übernachten sollte, entgegen zu gehen. Die Prinzessin hoffte bald des vollen Dankes der Königin für die ungehofte Größe, welche sie ihr verschaft, zu genießen, den Abend mit ihr zuzubringen und sie den andern Tag in ihrem Wagen nach Guadalajare zu begleiten. Sie fand die Königin zu Quaderque schon eingetroffen. Sie trat in einem Logis ab, das man ihr zubereitet hatte, ganz nahe bey dem der Königin. Sie war im vollen Putz und Galla gekommen; sie ließ sich nur ein wenig rajüstiren und gieng sogleich zur Königin.

Die Kälte und Trockenheit des Empfangs überraschte sie sogleich entsetzlich. Sie schrieb es der Verlegenheit der Königin zu und versuchte das Eis zu schmelzen.

Die Hofleute hatten sich unterdessen aus Respect, um sie allein zu lassen, zurückgezogen. Jetzt begann die Conversation; aber die Königin unterbrach sie bald und fieng sogleich an ihr Vorwürfe zu machen, daß sie durch den Anzug, in dem sie vor ihr erscheine, und durch ihr ganzes Betragen den Respect beleidige. Die Prinzessin, deren Anzug in der Regel war, und die ein ehrfurchtsvolles Betragen beobachtet, im Gespräch alles versucht hatte, was die Königin besänftigen konnte, und daher nichts weniger als solche Vorwürfe verdient zu haben glaubte, war darüber äusserst betroffen und versuchte sich zu entschuldigen; aber die Königin brach in die beleidigendsten Worte aus, rief,

schrie

schrie, rief nach Offiziers, Garden und befahl der Prinzessin auf das beleidigendste, ihr aus den Augen zu gehen. Sie wollte sprechen und sich wegen der erhaltenen Vorwürfe vertheidigen. Aber die Königin ihren Zorn und Drohungen verdoppelnd fieng an zu rufen, man sollte die Närrin aus ihren Augen und aus ihrem Zimmer schaffen und ließ sie wirklich mit Gewalt hinausbringen. Sogleich rief sie den Lieutenant der Leibwache Amenaga, welcher das sie begleitende Detaschement commandirte, und zu gleicher Zeit den Stallmeister, der über ihre Equipagen den Befehl hatte; dem erstern befahl sie die Prinzessin in Verhaft zu nehmen und sie nicht eher zu verlassen, bis er sie in einen Wagen gebracht, der von zuverlässigen Gardeoffizieren und fünf Mann Garde escortirt sey; dem andern, auf der Stelle einen Wagen mit sechs Pferden und zwey oder drey Valets zu Fuß kommen zu lassen, und die Prinzessin auf der Stelle ohne allen Aufschub nach Burgos und Bayonne abreisen zu lassen.

Amenaga wollte der Königin vorstellen, daß niemand als der König von Spanien die Gewalt habe, die sie ausüben wolle; sie fragte ihn aber stolz, ob er nicht Befehl vom Könige habe, ihr, ohne Einschränkung und ohne Vorstellungen zu machen, in allem zu gehorchen. Wirklich hatte er diesen Befehl, wiewohl niemand, wer es auch war, etwas davon wußte. Die Prinzessin des Ursins wurde also augenblicklich arretirt und mit einer ihrer Kammerfrauen in einen Wagen gebracht, ohne daß sie oder ihre Begleiterin die Zeit hatte, Kleider und Kopfputz zu wechseln, irgend eine Verwahrung gegen die Kälte, Geld oder sonst etwas mitzunehmen, ohne irgend eine Art von Nahrungsmitteln, ohne ein Hemde oder sonst etwas zum Umziehen oder von Nachtkleidern im Wagen zu ha-

haben. So wurde sie also mit den zwey Gardeoffizieren, die so wie der Wagen den Augenblick bereit waren, eingeschifft. Sie war noch im Staatsanzuge, wie sie bey der Königin gewesen war. In dieser tumultuarischen Kürze wollte sie nochmals an die Königin schicken; aber diese wurde von neuem aufgebracht, daß sie noch nicht gehorcht habe, und befahl augenblicklich abzufahren.

Es war ungefähr sieben Uhr des Abends, zwey Tage vor Weihnachten, das Land war mit Schnee und Eis bedeckt, die Kälte sehr heftig und sehr schneidend, wie sie immer in Spanien ist. Sobald die Königin die Prinzessin auffer Quadraque wußte, schrieb sie durch einen Offizier der Garde, welchen sie nach Guadalajara abschickte, an den König von Spanien. Die Nacht war so dunkel, daß man nur mit Hülfe des Schnees sehen konnte.

Es ist nicht leicht, sich den Zustand der Prinzessin des Ursins im Wagen zu denken. Anfangs war sie ganz voll Erstaunen und Betäubung und so konnte kein ander Gefühl aufkommen; aber bald machten sich Schmerz, Verdruß, Wuth und Verzweiflung einander Platz: bald folgten traurige tiefe Betrachtungen über einen so gewaltsamen Schritt, der so unerhört, so wenig auf Ursachen gegründet, so von allem, selbst dem leichtesten Vorwande entblößt, so ohne gehörige Autorität geschehn war, und über den Eindruck, den er zu Guadalajara machen würde; und nun stiegen Hoffnungen in ihr auf, die sich auf die Ueberraschung des Königs von Spanien, auf seinen Zorn, sein Ansehn und sein Vertrauen zu ihr, auf den Kreis von Dienern, die den König umgaben, die ihr ergeben waren und deren Interesse es seyn mußte, den König zu ihrem Besten aufzureizen, gründeten.

So vergieng die lange Winternacht unter einem entsetzlichen Froste; sie hatte nichts, sich dagegen zu schützen, und die Kälte war so groß, daß der Kutscher eine Hand erfror. Der Morgen kam und die Nothwendigkeit trat ein anzuhalten, um die Pferde abzufüttern. Aber für die Menschen ist nie irgend etwas in den spanischen Gasthöfen zu finden, man zeigt den Reisenden bloß, wo alles was man braucht zu verkaufen ist; das Fleisch ist gewöhnlich noch lebendig, der Wein dick, ohne Geist und stürmisch, das Brodt klebt an der Wand und oft taugt selbst das Wasser nichts; Betten giebt es nur für die Mauleseltreiber: so daß man alles mit sich führen muß; und die Prinzessin des Ursins so wie ihre Begleiter hatten durchaus nichts bey sich. Eyer, wo sie zu finden waren, noch dazu bloß weich gesotten, sie mochten frisch seyn oder nicht, waren ihre einzige Nahrung während der ganzen Reise.

Bis zum Augenblick des Haltmachens hatte ein tiefes ununterbrochenes Schweigen geherrscht. Jetzt erst löste es sich.

Während der ganzen langen Nacht hatte die Prinzessin des Ursins Muße gehabt, darauf zu denken, wie sie sprechen wollte, und ihr Gesicht in Mienen zu legen. Sie sprach von ihrer ausserordentlichen Ueberraschung und wie wenig zwischen ihr und der Königin vorgefallen sey. Die beyden Garde-Offiziers, die wie alle in Spanien sie mehr als ihren König zu fürchten und zu respectiren gewohnt waren, antworteten was ihnen ihr tiefes Erstaunen eingab, von dem sie noch nicht zurückgekommen waren. Es mußte bald wieder angespannt und aufgebrochen werden. Bald fand aber auch die Prinzessin, daß die Hülfe, die sie von dem Könige von Spanien hoffte, sehr lange zögere: denn sie hatten weder Ruhe, noch Lebens-

Lebensmittel, noch Umziehkleider bis nach Jean-de-Luz. So wie sie sich weiter entfernte, so wie ein Tag nach dem andern vergieng, ohne daß Nachricht und Hülfe kam, sah sie ein, daß keine Hoffnung mehr zu fassen sey; und man kann sich vorstellen, welche Wuth jetzt ein so ehrgeiziges Weib ergreifen mußte, das so ganz daran gewöhnt war, öffentlich zu herrschen und nun so plötzlich und schimpflich von dem Gipfel der Allmacht herabgestürzt war, und zwar von eben der Hand, die sie selbst gewählt hatte, um die sicherste Stütze der Fortdauer ihrer Größe zu seyn.

Die Königin hatte schon auf die zwey letzten Briefe, welche die Prinzessin des Ursins an sie geschrieben hatte, nicht geantwortet. Diese affectirte Nachlässigkeit hätte ihr von übler Vorbedeutung seyn sollen; aber wer hätte eine so sonderbare unerhörte Behandlung vermuthen sollen? Ihre Neffen Lanty und Chalais, welche Erlaubniß hatten ihr nachzureisen, vollendeten ihre Verzweiflung. Ganz ihre Fassung behauptend, entschlüpfte ihr keine Thräne, keine Klage, kein Vorwurf, nicht die geringste Schwachheit, keine Sylbe von einer Klage, auch nicht über die entsetzliche Kälte, über die gänzliche Entblößung von jeder Art von Bedürfnissen und über die Strapazen einer solchen Reise. Die Offiziers, die immer ihr Auge auf ihr hatten, konnten sich nicht genug verwundern. Endlich fand sie das Ende ihrer körperlichen Leiden und ihrer Bewachung zu S. Jean-de-Luz, wo sie am 14 Januar ankam und wo sie ein entlehntes Bett, Kleider zum Umziehen, Lebensmittel und Zeit zu schlafen fand.

Hier erhielt sie ihre Freyheit wieder. Die Garden, die Offiziers und der Wagen, die sie hieher gebracht hatten, kehrten zurück; sie blieb mit ihrer Kam-

merfrau und ihren Neffen allein. Sie hatte Muße an das zu denken, was sie von Versailles erwarten konnte.

Ungeachtet jenes thörichten Planes auf Souverainetät, den sie so lange gehegt hatte, und ungeachtet der Verwegenheit, mit welcher sie ohne Mitwissen des Königs die Vermählung des Königs von Spanien gestiftet hatte, schmeichelte sie sich noch immer, an einem Hofe Hülfe zu finden, den sie so lange despotisirt hatte. Sie schickte von S. Jean-de-Luz aus, einen Courier ab mit Briefen an den König, an Frau v. Maintenon, an ihre Freunde. Sie meldete ihnen, welcher harte Schlag sie getroffen, und bat um Erlaubniß an Hof kommen zu dürfen, um umständlichere Rechenschaft zu geben. Sie erwartete die Rückkehr ihres Couriers an diesem ersten Orte der Freyheit und Ruhe, der an sich schon sehr angenehm ist; da aber dieser erste Courier fort war, schickte sie ihm Lanty nach mit Briefen, die weniger in Eil geschrieben waren und mit Instructionen. Lanty sprach den König in seinem Cabinet zu Versailles am letzten Januar, er war aber nur einige Minuten bey ihm. Von ihm erfuhr man, daß sobald die Prinzessin des Ursins ihren ersten Courier abgeschickt gehabt, sie nach Bajonne geschickt habe, um der Verwittbeten Königin von Spanien ihr Compliment zu machen, die es aber nicht angenommen habe. Welche Kränkungen für eine vom Throne gestürzte! Doch wir kehren jetzt nach Guadalajara zurück.

Der Gardeoffizier, welchen die Königin mit einem Briefe an den König von Spanien dahin abgeschickt hatte, sobald die Prinzessin des Ursins von Quadraque fort war, fand den König, als er eben zu Bett gehen wollte. Er schien betroffen, schrieb eine kurze Antwort an die Königin, und gab weiter keinen Befehl.

fehl. Der Offizier reiste auf der Stelle zurück. Sonderbar war, daß die Sache so gut geheim gehalten wurde, daß nicht eher als den andern Morgen gegen 10 Uhr etwas davon bekannt wurde.

Man kann sich vorstellen, welches Erstaunen den ganzen Hof ergriff, und wie verschieden die Sensation war, die die Sache in Guadalajara machte. Indessen wagte niemand mit dem Könige zu sprechen, und man war in großer Spannung zu wissen, was seine Antwort an die Königin enthielt. Da der Morgen vergieng, ohne daß man von irgend etwas hörte, fieng man an zu sagen, daß es für Spanien um die Prinzessin des Ursins geschehn sey. Chalais und Lanty wagten den König um Erlaubniß zu bitten, ihr nachreisen und sie in ihrer Verlassenheit begleiten zu dürfen. Er erlaubte ihnen dieß nicht allein, sondern gab ihnen auch einen Brief mit, der aber ein bloßer Höflichkeitsbrief war, in welchem er ihr schrieb: daß ihm das Vorgefallne sehr leid thue, daß er dem Willen der Königin sein Ansehn nicht habe entgegen setzen können, daß er ihr ihre Pensionen lasse und für die Auszahlung derselben Sorge tragen werde. Er hielt Wort; sie hat dieselben die übrige Zeit ihres Lebens immer sehr richtig ausgezahlt bekommen.

Die Königin kam den Weihnachts-Heiligenabend Nachmittags um die bestimmte Stunde zu Guadalajara an, als wenn nichts vorgefallen wäre: so empfieng sie auch der König auf der Treppe, gab ihr die Hand, und führte sie sogleich in die Kapelle, wo die Vermählung nochmals vollzogen wurde; denn in Spanien ist es Sitte Nachmittags zu trauen. Von da führte er sie in sein Zimmer, wo sie sich sogleich noch vor 6 Uhr des Abends zu Bette legten, weil sie zur Mitternachtsmesse aufstehen wollten. Was zwischen ihnen in Bezug auf das Ereigniß des vorigen

Tags vorgegangen sey, ist gänzlich unbekannt. Sie hatten genug Zeit unter sich davon zu sprechen; denn ihr Beylager währte 18 Stunden.

Die Folge gab nicht mehr Aufklärung darüber. Den Tag darauf als den Weihnachtstag, erklärte der König, daß in dem von der Prinzessin des Ursins ernannten Hofetat der Königin keine Veränderung statt finden würde; dieß stellte wieder Ruhe in den Gemüthern her. Den Tag nach Weihnachten begaben sich der König und die Königin, welche allein zusammen in einem Wagen saßen, vom ganzen Hofe begleitet, auf den Weg nach Madrid, wo nun von der Prinzessin des Ursins nicht mehr die Rede war, als wenn sie der König von Spanien nie gekannt hätte. Der König sein Großvater zeigte nicht das geringste Erstaunen bey der Nachricht, welche ihm ein Courier davon überbrachte, den der Herzog von S. Aignan noch von Quadraque aus an ihn abgeschickt hatte. Der Hof, der sie ehmals so triumphirend gesehen hatte, war ganz von Erstaunen und Schrecken erfüllt.

24.

Versuchen wir jetzt einige Züge zu sammlen, welche einiges Licht auf dieses Dunkel werfen können. Jene dem Könige gegen Torcy entfallne Aeusserung, der sie nicht verstehn konnte, und sie seinem Freunde Castries, dem Chevalier d'honneur der Herzogin von Orleans wieder erzählte, durch den sie bekannt wurde, und die ich in ihrer Dunkelheit auf die Prinzessin des Ursins beziehn zu müssen glaubte; jener Ausbruch der Ungnade so ganz ohne Veranlassung, ohne Vorwand, ein Zank vom Zaun gebrochen, mit welchem die Königin im ersten Augenblick ihres Zusammenseyns die Prinzessin empfieng, gegen die sie

in

in die größte Heftigkeit ausbrach, alle diese Umstände gaben viel über die wahre Ursach der Begebenheit zu denken.

Kann man sich einbilden, daß eine Prinzessin von Parma, von einer tyrannischen Mutter in der Abgeschiedenheit erzogen, von sich selbst einen so kühnen auffallenden Schritt habe wagen können, gegen eine Person von solcher Wichtigkeit, die in jedem Betracht das ungetheilte Vertrauen des Königs von Spanien besaß, und sichtbar herrschte, und zwar 6 Meilen vom Könige von Spanien, den sie noch nie gesehn hatte? Die Sache bekömmt einiges Licht durch den so ungewöhnlichen und geheimen Befehl, welchen Amenapa vom Könige von Spanien hatte, durch den er gehalten war, der Königin in allem, ohne Einschränkung und Widerrede zu gehorchen, und von welchem man bis zum Augenblicke, wo sie ihm, die Prinzessin zu arretiren und fortzubringen befahl, nichts wußte; die Ruhe, mit welcher der König von Frankreich und der König von Spanien die erste Nachricht von diesem Ereigniß aufnahmen, und die gänzliche Unthätigkeit des Königs von Spanien, die Kälte seines Briefs an die Prinzessin und seine gänzliche Sorglosigkeit, wie es einer, noch den vorigen Tag so geliebten Person, auf der mit Schnee und Eis bedeckten Straße Tag und Nacht fortgegangen, in gänzlicher Entblößung von allen Bedürfnissen, ergehn möchte: alles das bestätigt die wahrscheinlichen Vermuthungen über die Ursache der Begebenheit.

Noch erinnre man sich daran, daß das vorige mal, als der König die Prinzessin des Ursins wegen Erbrechung des Briefs vom Abbe Estree an den König, und der beygefügten Note, vom Hofe entfernen ließ, man die Vollziehung in Gegenwart des Königs

von Spanien nicht zu unternehmen wagte. Der König wollte ausdrücklich, daß er nach der Grenze von Portugall reisen und von da den Befehl unterzeichnen möchte, welcher die Prinzessin nach Italien abzureisen nöthigte. Dieser zweyte Akt gleicht sehr dem erstern.

Hierzu kömmt etwas, was ich von dem Marschall von Brancas weiß, und was lange nach diesem Fall der Prinzessin, Alberoni, damals noch ein unbedeutender Mann, der die Königin von Parma nach Madrid begleitet hatte, erzählt hat. Nämlich eines Abends auf dieser Reise als er mit ihr allein war, schien sie ihm sonderbar bewegt; sie gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, ließ bisweilen einige abgebrochne Worte hören, und indem sie hitziger wurde, ließ sie den Namen der Prinzessin des Ursins fallen, und zugleich hörte er: sie soll fort. Alberoni fieng an der Königin Vorstellungen zu machen, wie gefährlich, verwegen und unnütz das Unternehmen sey, wovor er schaudre. „Schweigen Sie von allen diesen Dingen, und daß Sie von dem, was Sie gehört haben, kein Wort fallen lassen! Ich will ihre Vorstellungen nicht; ich weiß sehr gut, was ich thue."

Alles dieses wirft ein großes Licht auf eine Katastrophe, die an sich und durch ihre Art und Weise gleich Staunen erregend war, und läßt vermuthen, daß der König von Frankreich Anstifter gewesen, der König von Spanien eingewilligt, und durch jene dem Amenapa gegebne so ausserordentliche Ordre hülfreiche Hand geleistet habe, die Königin aber Vollzieherin gewesen sey: so daß also die Prinzessin durch beyde Könige aus Spanien vertrieben wurde.

Denk-

Denkwürdigkeiten

des Herzogs von Saint-Simon.

Dreizehntes Buch.

Fortgesetzte Schilderung des Hofes von Versailles.

Inhalt.

1. Tod und Charakter der Herzogin von Burgund, Dauphine, geborner Prinzessin von Savoyen; ihre Geschichte. 2. Tod des Dauphins im J. 1712; Schilderung desselben, seine Geschichte; Veränderung desselben in Sitten und Charakter. 3. Der Herzog von Burgund Freund dessen, was das Feudalsystem in der Verwaltung des Staates Gutes hatte. Betrachtungen des Herzogs von Saint Simon über die Regierung, Beurtheilung der willkührlichen Verwaltung, welche Ludwig XIV eingeführt. 4. Der Herzog von Burgund hatte einen Plan in Rücksicht der Landstände, für ihre Einführung in die übrigen Provinzen entworfen, wo er Provinzial-Administrationen errichten und aus diesen auch die Reichsstände (états généraux) bilden wollte. 5. Dieser Herzog hat den Grundsatz, daß die Könige für das Volk und nicht das Volk für die Könige daseyn. 6. Der Dauphin sieht sich ohne Rettung. Schilderung desselben. 7. Geschichte seiner Vergiftung. Episode von dem Marschall von Villeroy, der bey dem Könige wieder in Gnade kömmt. 8. Section der Leiche des Dauphins; Streit der Aerzte über die Art seines Todes. 9. Marechal, erster Chirurg, sieht vorher, daß der Herzog von Orleans der Vergiftung angeklagt werden werde und sucht diese Verläumdung zu zerstören. 10. Die falsche Nachricht davon läuft durch ganz Frankreich. 11. Der Herzog du Maine und

Frau

Frau von Maintenon gaben ihr Glauben. Verdacht des Königs. 12. Die Falschheit dieser Anklage wird dargethan. Abscheuliche Spottreden und Ausfälle des Volks auf den Herzog von Orleans. 13. Der Herzog erbietet sich und dringt in den König, daß er ihn zum Gefangenen in der Bastille machen solle. Antwort des Königs. Der Herzog von aller Welt verlassen. 14. Betrachtungen über das Testament Ludwigs des XIV. 15. Intriguen des Hofes, um es vom Könige zu erhalten. 16. Die Maintenon und der Herzog du Maine erzwingen es vom Könige durch Mißhandlungen. 17. Der König übergiebt es dem Parlament. 18. Der König gesteht, daß ihm das Testament abgezwungen worden, und sieht vorher, daß es werde cassirt werden.

Den

Den 5. Februar 1712 gab der Herzog von **** der Dauphine eine sehr schöne Dose voll des vortreflichsten Tabaks zum Geschenk. Sie versuchte ihn und fand ihn sehr gut. Es war gegen Mittag, als sie in ihr Cabinet gieng, wohin niemand kam. Sie legte die Dose auf ihren Tisch und ließ sie da stehen.

Gegen Abend überfiel sie ein Fieberschauer; sie legte sich zu Bett und konnte nicht wieder aufstehen, auch nicht um nach dem Souper ins Cabinet des Königs zu gehen. Den Sonnabend als den 6 stand sie dennoch, wiewohl sie die ganze Nacht das Fieber gehabt hatte, zur gewöhnlichen Stunde auf, und brachte den Tag sehr gut zu; am Abend überfiel sie das Fieber wieder. Es hielt die ganze Nacht mäßig an und den Sonntag den 7. nahm es noch mehr ab; aber gegen sechs Uhr des Abends bekam sie auf einmal einen Schmerz über dem Schlafe, der nicht einmal den Raum eines Sechssousstücks einnahm, der aber so heftig war, daß sie den König, der eben sie zu besuchen kam, nicht herein zu kommen, bitten ließ.

Dieser gewaltsame Schmerz dauerte ununterbrochen bis zum Montag als den 8. und die verordneten Mittel, Rauchtaback zu kauen, eine Menge Opium und zwey Aderlässe am Arme waren fruchtlos.

Das

Das Fieber trat nun mehr hervor. Als die Schmerzen sich ein wenig vermindert hatten, sagte sie, daß sie mehr als bey einer Niederkunft gelitten habe. Dieser so heftige Anfall veranlaßte, wegen der Dose, die ihr der Herzog v. **** gegeben hatte, den Tag wo sie dieselbe erhalten und wo sie das Fieber überfiel, als sie sich niederlegte, ein großes Aufsehen unter ihrer nächsten Dienerschaft. Sie sprach davon gegen ihre Damen und lobte Dose und Tabak; sodann bat sie Frau von Levi in ihr Cabinet zu gehen und sie zu holen, sie würde sie auf dem Tische finden. Frau von Levi gieng hin, fand sie aber nicht und um es kurz zu machen, es wurden alle mögliche Nachforschungen gethan und die Dose ist nie wieder zum Vorschein gekommen, seit sie die Dauphine auf dem Tische gelassen hatte. Das Verschwinden der Dose hatte sogleich Verwunderung erregt; die fortgesetzten unnützen Nachsuchungen aber, wozu jene auffallenden schleunigen Zufälle kamen, veranlaßte den traurigsten Verdacht: dieser Verdacht gieng aber nicht bis zu dem, von dem die Dose war, oder wurde in so strenger Allgemeinheit gehalten, daß er ihn nicht erreichte.

Der Lerm über die Dose schränkte sich sogar auf einen kleinen Cirkel ein. Man hoffte immer soviel von einer angebeteten Prinzessin, von deren Leben das Glück aller, die diesen Cirkel ausmachten, so verschieden es auch nach jedes Lage seyn mochte, abhieng. Sie schnupfte Tabak ohne Wissen des Königs, im Vertrauen auf Frau v. Maintenon, die es wußte; bey dem Monarchen aber, der alle mögliche starke Gerüche haßte, hätte es darum, wenn er es entdeckt hätte, viel Verdruß gegeben; und dieß war es, was man bey Ausbreitung der sonderbaren Verschwindung der Dose fürchtete.

Die

Die Nacht vom Montag zum Dienstag als den 9 Februar überfiel sie eine große Schlafsucht, die die ganze Nacht und den folgenden Tag dauerte, wo der König mehrmals ans Bette kam. Das Fieber war stark der Schlaf kurz, der Kopf eingenommen; es kamen einige Flecken auf der Haut zum Vorschein, welche Hoffnung machten, daß es die Masern wären, weil sie damals sehr herrschten und viele Personen, die man kannte, zu Paris und Versailles daran daniederlagen.

Die Nacht vom Dienstag zum Mittwoch den 10. vergieng um so schlechter, weil nunmehr die Hoffnung auf die Masern verschwand. Gleich des Morgens besuchte der König die Kranke, welcher ein Brechmittel eingegeben worden war. Die Wirkung war so gut man sie wünschen konnte, gab aber nicht die geringste Linderung.

Man zwang den Dauphin, der nicht vom Krankenbette weg kam, hinunter in die Gärten zu gehen, um frische Luft zu schöpfen, deren er so sehr bedurfte; aber seine Unruhe trieb ihn sogleich wieder ins Zimmer zurück. Die Krankheit nahm gegen Abend zu und gegen eilf Uhr hatte das Fieber eine beträchtliche Verdoppelung: die Nacht war sehr schlecht. Den Donnerstag den 11. besuchte der König die Dauphine um neun Uhr des Morgens. Frau v. Maintenon kam fast nicht von ihr weg, ausser in der Zeit, wo der König bey ihr war. Die Prinzessin befand sich so schlecht, daß man beschloß, sie an den Genuß der Sakramente zu erinnern. So sehr sie daniederlag, so war sie doch davon überrascht: sie erkundigte sich nach ihrem Zustande; man gab ihr Antworten, die so wenig als möglich beunruhigend waren, ohne doch von dem Vorschlag abzugehn, und nach und nach that man ihr Vorstellungen,

daß

daß sie nichts verschieben möchte. Sie dankte für die Aufrichtigkeit des Rathes und sagte, sie wollte sich vorbereiten. Nach einiger Zeit fürchtete man die Zufälle.

Der Jesuite, P. la Rûe, ihr Beichtvater, den sie immer geliebt zu haben schien, näherte sich ihr und ermahnte sie, die Beichte nicht aufzuschieben. Sie sah ihn an und antwortete, sie verstehe ihn wohl, und nichts weiter. Der P. la Rûe schlug ihr vor, die Handlung sogleich vorzunehmen und erhielt keine Antwort. Er war so klug zu merken, was sie wollte, und er war so brav, daß er sogleich zurücktrat und zu ihr sagte, sie hätte vielleicht einigen Widerwillen, bey ihm zu beichten; er beschwöre sie sich keinen Zwang anzuthun, besonders aber nichts, was es auch sey, deswegen zu besorgen; er verspreche ihr alles auf sich zu nehmen und er bitte sie nur zu sagen, bey wem sie beichten wollte und er würde sogleich gehen und ihn selbst zu ihr führen.

Hierauf gestand sie ihm, daß sie am liebsten bey dem Hrn Bailli, Priester von der Mission des Sprengels von Versailles, beichten würde. Dieß war ein Mann, der sehr in Achtung stand, und er war der Beichtvater von allen, welche am Hofe für die regelmäßigsten galten. Er blieb, nach Sitte der Zeit, nicht frey vom Verdacht des Jansenismus, welcher unter jenen Mönchen sonst sehr selten war. Er diente auch als Beichtvater der Frau du Chatelet und der Frau von Rogaret, welche Dames du palais waren; und diese hatte die Dauphine von Bailli einige mal sprechen hören.

Bailli war gerade nach Paris gereist. Die Prinzessin war deswegen beunruhigt und hatte Lust ihn zu erwarten.

ten. Aber als ihr der P. la Rûe vorstellte, daß es gut sey, eine so kostbare Zeit nicht zu verlieren, die nach Empfang der Sacramente von den Aerzten nützlich angewandt werden würde, verlangte sie einen Franziscaner, Namens P. Noel; der P. la Rûe gieng sogleich, um ihn aufzusuchen, und brachte ihn.

Man kann sich vorstellen, wie auffallend diese Veränderung des Beichtvaters in einem so kritischen und furchtbaren Augenblicke war, und was dieß zu denken veranlaßte. Ich werde nachher darauf zurückkommen.

Der Dauphin erlag endlich. Er hatte sein eigenes Krankseyn so lange als möglich verborgen, um das Kopfkissen der Dauphine nicht verlassen zu müssen. Aber ein Fieber, zu stark, um verhehlt werden zu können, warf ihn nieder. Die Aerzte, welche ihm das schreckliche Schauspiel, das ihn bey seiner Gemahlin, wie sie vorhersahen, erwartete, ersparen wollten, wandten mit Hülfe des Königs alles an, um ihn auf seinem Zimmer zurückzuhalten und ihn daselbst von Moment zu Moment mit erdichteten Nachrichten von seiner Gemahlin hinzuhalten.

Die Beichte dauerte lange. Die letzte Oelung wurde unmittelbar darauf verrichtet und sodann das heil. Abendmahl gereicht. Der König ließ das Sacrament unten an der großen Treppe im Ceremoniel empfangen. Eine Stunde darauf verlangte die Dauphine, man sollte die Sterbegebete sprechen. Man sagte ihr, daß sie sich nicht in diesem Zustande befände, man versuchte sie zu trösten, und ermahnte sie zu versuchen, ob sie schlafen könnte. Nachmittags zu guter Zeit kam die Königin von England: man führte sie durch die Gallerie in den Salon, der diese von dem Zimmer der Dauphine trennt.

In diesem Salon befanden sich der König und Frau von Maintenon und man ließ die Aerzte dahin kommen, um in ihrer Gegenwart Berathschlagung zu halten. Es waren ihrer sieben theils vom Hofe theils von Paris herbeygerufen. Alle stimmten einhellig für einen Aderlaß am Fuße vor der Verdoppelung des Fiebers, und im Fall dieß die gewünschte Wirkung nicht haben sollte, verordneten sie gegen das Ende der Nacht ein Brechmittel. Der Aderlaß am Fuße geschah um 7 Uhr Abends, die Verdoppelung kam; man fand sie weniger gewaltsam als die vorige; aber die Nacht war traurig.

Der König besuchte die Dauphine sehr bald. Das Brechmittel, das sie gegen 9 Uhr des Morgens nahm, hatte wenig Wirkung gethan.

Der Tag vergieng unter Symptomen, von denen eins trauriger als das andere war, mit etwas Bewußtseyn in seltnen Zwischenzeiten. Gegen Abend verlohr sich das Bewußtseyn gänzlich. Im Zimmer befanden sich viel Menschen, wiewohl auch der König da war. Kurz ehe sie verschied, gieng er hinweg, stieg am Fuß der großen Treppe mit Frau v. Maintenon und Hrn. v. Caylus in einen Wagen und fuhr nach Marly. Sie waren beyde im tiefsten Schmerz versunken und hatten nicht die Kraft, zum Dauphin zu gehen.

Nie war wohl eine Prinzessin von dieser Jugend so mit Klugheit ausgestattet und wußte den erhaltenen Unterricht so trefflich zu benutzen. Ihr kluger Vater, der unsern Hof von Grund aus kannte, hatte ihr ein treues Bild davon gegeben und ihr die einzig mögliche Art gelehrt, wie sie daselbst glücklich seyn konnte. Sie hatte viel natürliche Anlage und Leichtigkeit des Geistes, die sie darin unterstützte, und viel lie-

bens-

benswürdige Eigenschaften, wodurch sie die Herzen gewann, während ihre persönlichen Verhältnisse mit ihrem Gemahl, mit dem Könige und Frau von Maintenon ihr die Huldigung des Ehrgeizes verschaften. Sie hatte von den ersten Augenblicken ihrer Ankunft an ihr Vertrauen zu erwerben gewußt; und so lange sie lebte, fuhr sie in dieser nützlichen Bemühung fort, wovon sie immer die Früchte erndete; sanft, furchtsam aber gewandt, gutmüthig so daß sie jemandem das geringste zu Leide zu thun fürchtete, und wiewohl leicht und lebhaft, dennoch der überdachtesten, weit aussehendsten Plane fähig.

Der oft peinvolle Zwang, dessen ganze Last sie fühlte, schien ihr nichts zu kosten. Die Gefälligkeit war ihr angebohren, sie übte sie mit der größten Leichtigkeit und übte sie gegen den ganzen Hof. Eigentlich häßlich, die Wangen hängend, die Stirne zu weit hervorstehend, eine gemeine Nase, dicke hängende Lippen; Haar und Augenbraunen kastanienbraun, sehr ordentlich gewachsen; wenig Zähne und alle angegangen, von denen sie zuerst sprach und sich darüber aufhielt; den schönsten Teint, die feinste Haut; wenig Busen, aber herrlich gebildet; der Hals lang mit einem Ansatz von einem Kropf, der ihr aber nicht absolut schlecht ließ; die Haltung des Kopfs zierlich, gracieus, majestätisch, so auch der Blick; das ausdrucksvollste Lächeln; die Taille schlank, gerundet, schmächtig, leicht, regelmäßig; ihr Gang das Schweben einer Göttin: dieß war ihr Bild. Sie gefiel zum Bezaubern; es war Grazie in allen ihren Bewegungen, in allen Gebärden, in den gemeinsten ihrer Gespräche. Ihr Anstand einfach, natürlich, ohne Kunst, ihre Sprache von Geist belebt; ihre Leichtigkeit des Betragens, die sie sogar allen, die ihr nahten, mittheilte, bezauberte alles; und

sie suchte allen, selbst den unnützesten mittelmäßigsten Personen, zu gefallen, ohne jedoch dieses Bestreben sehen zu lassen. Ihre Fröhlichkeit jugendlich und stets lebendig seßelte sie an alles und ihre Nymphenleichtigkeit trug sie überall umher, wie der Wirbelwind, der mehrere Orte zugleich erfüllt und, wo er hinkömmt, Bewegung und Leben hinbringt. Sie zierte alle Schauspiele, war die Seele der Feste, der Vergnügungen, der Bälle und entzückte daselbst durch die Grazie, die Richtigkeit und Vollkommenheit ihres Tanzes. Sie liebte das Spiel, und amüsirte sich auch beym geringen Spiele, denn alles konnte sie amüsiren; doch zog sie hohes Spiel vor, und spielte fertig und fein, kurz sie war die beste Spielerin, die es geben kann. Sie konnte in einem Augenblicke das Spiel eines jeden übernehmen. Ihre Fröhlichkeit blieb immer dieselbe und sie unterhielt sich eben so gut, wenn Nachmittags ernsthafte Lektüre vorgenommen wurde, sie konnte sich darüber unterhalten und mit ihren ernsthaften Damen arbeiten: denn so nannte man die bejahrtesten Dames du palais.

Sie schonte nichts, selbst ihre Gesundheit nicht, sie vergaß nichts, auch nicht die geringsten Kleinigkeiten, um Fr. v. Maintenon und durch sie den König zu gewinnen. Die Klugheit ihres Betragens gegen diese beyden war ohne Gleichen und nie, auch nicht einen Augenblick, sich ungleich. Sie wußte mit aller der Discretion, welche ihr die Kenntniß beyder Charaktere, die sie sich durch Studium und Erfahrung erworben hatte, nöthig machte, die Grade ihrer Fröhlichkeit und ihr ganzes Betragen abzumessen. Ihr Vergnügen, ihre Annehmlichkeiten, ich wiederhole es, selbst ihre Gesundheit, alles wurde ihnen aufgeopfert. Durch diese Mittel erwarb sie sich ein Vertrauen bey ih-

ihnen, das keins der königlichen Kinder, nicht einmal seine geliebtesten unter den legitimirten, hatten erreichen können. Oeffentlich war sie ernsthaft, gemessen, ehrfurchtsvoll gegen den König, und besonders schüchtern, bescheiden gegen Fr. v. Maintenon, die sie nicht anders als Tante nannte, und so artig Rang und Freundschaft mit einander verschmelzte. Im vertrauten Zirkel war sie tändelnd, scherzend, spielend; bald setzte sie sich auf den Arm des Lehnstuhls des Königs oder der Frau von Maintenon, bald wiegte sie sich auf ihren Knieen, sprang ihnen an Hals, umarmte sie, küßte sie, liebkosete sie, zupfte sie und zog sie am Kinn und quälte sie auf allerley Art; sie störte in ihren Papieren und Briefen umher, brach die Briefe auf, las sie bisweilen wider ihren Willen, wenn sie sie in Laune sah darüber zu lachen, und sprach bisweilen mit ihnen über den Inhalt derselben. Sie wurde zu allem zugelassen, selbst zum Empfang der Couriers, welche die wichtigsten Nachrichten brachten. Sie konnte zu jeder Stunde zum Könige kommen, selbst während des Conseils, nützlich und schädlich denselben Ministern; aber immer bereit zu verbinden, zu helfen, zu entschuldigen, Gutes zu erzeigen, sobald sie nicht lebhaft gegen einen aufgereizt war, wie sie es gegen Pontchartrain war, dem sie ohne Ursach aufsäßig geworden war und den sie bisweilen gegen den König Ihren garstigen Einauge nannte, oder auf irgend eine wichtigere Veranlassung, wie gegen Chamillart.

Sie war so freymüthig, daß, als eines Abends der König und Frau v. Maintenon mit besonderm Lobe von dem Englischen Hofe sprachen — es war damals als man von der Königin Anna den Frieden hoffte — sie anfieng zu sagen: „Ja man muß wirklich gestehn, liebe Tante, daß in England die Königinnen besser

regieren als die Könige; und, fuhr sie scherzend und tändelnd fort, wissen Sie warum? Weil unter den Königen die Frauen es sind, die regieren, und unter den Königinnen die Männer."

Das sonderbarste war, daß beyde darüber lachten und fanden, daß sie Recht hätte; und ich würde nie in diese ernsthaften Denkwürdigkeiten den erwähnten Zug aufgenommen haben, wenn er nicht mehr als irgend etwas anders zeigte, wie weit sie es in der Freyheit ihres Betragens gegen sie gebracht hatte.

Eines Abends als Comödie zu Versailles war, nachdem die Prinzessin mancherley geplaudert hatte, kam die Nanon, jene alte Kammerfrau der Frau von Maintenon, der ich schon mehrmals in diesen Denkwürdigkeiten Erwähnung gethan habe, ins Zimmer. Sogleich stellte sich die Prinzessin, geputzt im Staatsanzuge wie sie war, zwischen die beyden Tische, den Rücken nach dem Kamin zu gekehrt und mit der Hand auf den kleinen Schirm gestützt. Nanon, welche die eine Hand in der Tasche zu haben schien, trat hinter sie und kniete nieder. Der König, der am nächsten dabey stand, fragte, was sie da machten? Die Prinzessin lachte und sagte, sie mache, was sie oft an den Comödientagen thun müsse. Der König drang in sie. Wollen Sie es wissen, da Sie es noch nicht bemerkt haben? Ich lasse mir ein Klystier geben. Wie, rief der König laut lachend, hier in dem Augenblicke lassen Sie sich ein Klystier geben? Nun ja wirklich, sagte sie. Und wie machen Sie denn das? Alle vier lachten aus Herzensgrunde. Nanon brachte die Klystierspritze unter ihrem Rocke hervor, hob das Kleid der Prinzessin auf, die es, als wenn sie sich wärmen wollte, in die Höhe hielt und Nanon brachte ihr das Klystier bey. Das Kleid fiel zurück und Nanon steckte die

Spritze

Spritze wieder unter ihren Rock: und man sah nichts. Man hatte sonst nicht drauf Acht gegeben oder hatte geglaubt, Nanon bringe etwas am Anzuge in Ordnung. Das Erstaunen der beyden war ausserordentlich und man fand die Sache sehr spashaft. Sonderbar ist, daß sie mit dem Klystier in die Comödie gieng, ohne genöthigt zu seyn, es wieder von sich zu geben; oft entledigte sie sich desselben erst nach dem Souper und nach dem Cabinet des Königs. Sie sagte, dieß Mittel erfrische sie und hindere, daß ihr die Hitze des Comödienhauses Kopfweh verursache. Nach dieser Entdeckung genirte sie sich nicht mehr, als vorher. Sie kannte den König und Frau von Maintenon vollkommen. Eines Abends als sie zu Bette gehen wollte, wo sie der Herzog von Burgund erwartete, und noch mit der Frau von Nogaret und Chatelet, die mirs den andern Tag wieder erzählten und gegen welche sie gern offen wurde, in ihrem Schlafstuhle sitzend koste, sprach sie mit Bewunderung von dem Glücke, das Frau von Maintenon und Mademoiselle Choin gemacht habe, und setzte mit Lachen hinzu: „Ich möchte wohl vor dem Herzog von Burgund sterben, aber doch noch sehen, was dann hier vorgienge; ich glaube ganz gewiß, daß er eine Klosterschwester oder eine Pförtnerin aus dem St Marienkloster heirathen würde.

Mit gleicher Aufmerksamkeit strebte sie dem Herzog von Burgund wie dem Könige zu gefallen, wiewohl sie zuweilen zu viel wagte, und sich zu sehr auf seine Leidenschaft für sie und auf das Stillschweigen aller derer, die ihm nahe kommen konnten, verließ, und sie nahm das lebhafteste Interesse an seiner persönlichen Größe und an seinem Ruhme.

Es ist nicht zu sagen, wie nahe ihr die Begebenheiten der Campagne von Lille und die Folgen derselben giengen, was sie alles that, um ihm empor zu helfen,

wie nützlich sie ihm in so viel wichtigen Dingen wurde, und wie viel er ihr allein zu danken hatte: denn der König konnte sie nicht mehr entbehren und es fehlte ihm alles in seinem innern Cirkel, wenn sie Lustparthien, welche ihr die Zärtlichkeit und Sorge des Königs oft zur Zerstreuung genießen hieß bey ihm zu seyn hinderten; und selbst bey seinem öffentlichen Souper, wenn sie, was selten war, fehlte, erschien er von der Wolke des Ernstes umgeben und Schweigen war um die Person des Königs. So viel Neigung sie also auch für diese Parthieen hatte, so war sie doch darin sehr mäßig und ließ sich immer erst dazu antreiben. Sie unterließ nie, ihn beym Gehen und Kommen zu sehen; und wenn sie auf einem Winterball oder bey einer Sommerparthie die Nacht durchschwärmt hatte, so wußte sie es doch so einzurichten, daß sie, sobald der König aufgestanden war, ihm den Morgenkuß gab und ihn mit Erzählung des Festes amüsirte.

Ich habe mich anderswo über das zwangvolle Leben, das sie von Seiten des Dauphins und seines ganzen Hofes hatte, so viel verbreitet, daß ich hier nichts davon wiederholen will, ausser, daß dem großen Haufen des Hofes nichts davon bemerklich wurde, so sorgfältig suchte sie es durch das leichteste Betragen gegen ihn, durch Vertraulichkeit gegen alle, die ihr an diesem Hofe am meisten entgegen waren, und durch freies Betragen zu Meudon unter ihnen, wiewohl sie dabey die gemessenste Klugheit und unendliche Gewandtheit brauchte, zu verbergen. Auch fühlte sie es sehr wohl und nach dem Tode des Dauphins erlaubte sie sich gegen sie das Recht der Wiedervergeltung.

Eines Abends zu Fontainebleau, nach dem Souper, wo alle Prinzessinnen mit ihr und dem Könige in einem Cabinete waren, hatte sie alle Arten von Sprachen

chen nachgeäffet und tausend Kindereyen vorgebracht, worüber der König seinen Spas hatte. Sie bemerkte, daß Madame la Dücheſſe und die Prinzeſſin von Conti einander anſahen, zuwinkten und mit Verachtung über ſie die Achſeln zuckten. Als der König wie gewöhnlich aufgeſtanden und in ein Hintercabinet gegangen war um ſeine Hunde zu füttern, worauf er denn gewöhnlich zurückkam und den Prinzeſſinnen gute Nacht wünſchte, nahm die Dauphine Frau von St Simon bey einer Hand und Frau von Levi bey der andern und indem ſie auf Madame la Dücheſſe und die Prinzeſſin von Conti zeigte, welche nur einige Schritte von ihnen waren, ſagte ſie: „Haben Sie geſehn, haben Sie geſehn? ich weiß ſo gut wie dieſe, daß alles, was ich geſagt und gethan habe, keinen Menſchenverſtand hat und daß es elendes Zeug iſt; aber es muß Lerm ſeyn und ſolche Dinge gehören zur Zerſtreuung." Hierauf fieng ſie an, auf die Arme ihrer Begleiterinnen geſtützt, zu tanzen und zu ſingen. „Und ich lache und ich ſpotte über ſie und ich werde ihre Königin, und ich brauche mich nicht um ſie zu kümmern, weder jetzt noch jemals, und ſie werdens mit mir zu thun haben und ich werde ihre Königin," indem ſie immer aus allen Leibeskräften ſang, tanzte und ſich königlich freute. Die genannten Damen riefen ihr ganz leiſe zu, daß ſie ſchweigen ſollte, daß die Prinzeſſinnen es hörten, daß alle Anweſenden ſie beobachten könnten, ja ſie ſagten ihr ſogar, ſie wäre toll; denn dieſen Damen nahm ſie nichts übel; aber ſie hörte nicht auf zu tanzen und noch lauter zu ſingen: „und ich lache über ſie, und ich habe mich um ſie nichts zu kümmern, und ich werde ihre Königin", und ſie hörte nicht eher auf, bis der König zurückkam.

Ach! ſie glaubte es, die liebenswürdige Prinzeſſin und ach! wer hätte es nicht mit ihr geglaubt?

Es gefiel Gott zu unserm Unglück, es bald anders zu fügen. Der entgegengesetzte Gedanke kam ihr nicht in Sinn. Einst am Lichtmeßtage, als sie mit der Herzogin von St Simon fast ganz allein auf ihrem Zimmer war, (alle übrigen Damen waren nämlich voraus in die Capelle gegangen, und Fr. von St Simon war zurückgeblieben, um sie dahin zu begleiten, weil die Herzogin du Lude das Podagra hatte, und die Gräfin von Mailly nicht da war, deren beyder Stelle sie immer ersetzte): fieng sie an von den vielen Personen zu sprechen, die sie am Hofe gekannt habe und die nun gestorben wären, hierauf sprach sie davon, wie sie es machen wollte, wenn sie alt wäre, was sie da für ein Leben führen wollte; daß Niemand als Frau von Saint Simon und Frau von Lauzun von ihren Jugendfreundinnen übrig bleiben würden, daß sie sich zusammen von den vergangenen Zeiten unterhalten wollten, und dieses Gespräch setzte sie fort, bis sie zur Capelle gieng.

Sie liebte den Herzog von Berry aufrichtig, sie hatte auch die Herzogin von Berry geliebt und sich vorgenommen, sie als Tochter zu behandeln. Für Madame hatte sie viel Rücksicht und Monsieur hatte sie zärtlich geliebt, der sie eben so wiederliebte und ihr ohne Unterlaß alle möglichen Vergnügungen und Amüsements verschafft hatte; und alles dieses gieng nun auf den Herzog von Orleans über, für den sie ein wahrhaftes Interesse faßte, unabhängig von der Verbindung, die sich nachher zwischen ihr und der Herzogin von Orleans bildete. Durch sie wußten sie vieles vom Könige und Frau von Maintenon und brauchte in tausend Dingen ihre Unterstützung. Es war ihr für den Herzog und die Herzogin von Savoyen und selbst für ihr Vaterland eine so große Anhänglichkeit geblieben, daß

sie

sie bisweilen ganz unwillkührlich hervorbrach. Ihre Stärke und Klugheit zeigten sich aber außerordentlich bey dem, was während und nach dem Bruche mit Savoyen vorgieng: auch hatte der König so viel Rücksicht für sie, daß er in ihrer Gegenwart jedes Gespräch, was auf Savoyen Bezug haben konnte, vermied; und sie hatte ganz die Kunst eines beredten Stillschweigens, das durch selten hervorbrechende Züge fühlen ließ, sie sey ganz Französin, zu gleicher Zeit aber auch, daß sie die Liebe zu ihrem Vater und Vaterlande nicht aus ihrem Herzen verdrängen konnte.

Da sie aller Welt zu gefallen strebte, so konnte sie nicht ganz verhüten, daß ihr nicht auch jemand gefiel. Ihr Tod ließ diese Art Mysterien ahnden und offenbarte die ganze Tyrannei, welche der König über die Gemüther, selbst in seiner Familie, auszuüben nicht unterließ.

Wie groß war sein Erstaunen, wie groß das Erstaunen des Hofes, als sie in jenen schrecklichen Augenblicken, wo man nur das Zukünftige noch fürchtet und wo die Gegenwart ganz verschwindet, um die letzten Sacramente zu genießen, ihren alten Beichtvater und selbst dessen Besuch und ganzen Orden von sich wies und nach einem andern verlangte.

Wir haben an einem andern Orte gesehen, daß ihr Gemahl und der König die einzigen waren, die darüber in Unwissenheit waren, daß Frau von Maintenon es nicht war und daß sie die größte Sorgfalt brauchte, um beide in dieser Unwissenheit zu lassen, indem sie gleichwohl jene vor ihnen in Furcht hielt; aber sie liebte oder betete vielmehr die Prinzessin an, deren reizendes Betragen ihr Herz gewonnen hatte. Sie amüsirte mit ihr sehr vortheilhaft den König, sie selbst

amü-

amüsirte sich mit ihr und was ganz gegründet ist, wiewohl es erstaunlich klingt, brauchte sie als Stütze und zuweilen als Rathgeberin.

Bey dieser Galanterie schien doch nie ein Weib weniger für ihre Schönheit bedacht zu seyn und weniger Sorge darauf zu wenden. Ihre Toilette war in einem Augenblicke gemacht; und das wenige, was sie dabey that, war doch nur für den Hof. Sie dachte nur bey Bällen und Festen auf Putz und was sie sonst dafür that, was immer so wenig als möglich war, geschah nur aus Gefälligkeit gegen den König. Mit ihr verschwanden Freude, Vergnügen, Zeitvertreib, jede Art von Anmuth. Todenstille herrschte am Hofe. Sie war die einzige, die ihn belebte, sie füllte alles zugleich aus, sie herrschte überall, sie wirkte bis in das Innerste desselben. Wenn der Hof nach ihr noch existirend heißen konnte, so war es die traurigste Existenz. Nie wurde eine Prinzessin so vermißt, nie verdiente es eine in diesem Grade. Auch wurde ihr Verlust so bald nicht verschmerzt, der unerkünstelte geheime Schmerz über sie hat lange gedauert, und die schreckliche Leere hat nicht erfüllt werden können.

Der König und Fr. v. Maintenon vom lebhaftesten Schmerze durchdrungen, der einzige wahre, den der König je in seinem Leben gefühlt hat, traten bey ihrer Ankunft in Marly erst bey Frau von Maintenon ab. Der König speiste zu Abend allein auf seinem Zimmer und war kurze Zeit mit dem Herzog von Berry in seinem Cabinete, der ganz in seinem Schmerz verloren, welcher aufrichtig und groß war, mehr noch den Schmerz seines Bruders fühlte, welcher übermäßig und grenzenlos war. Er war mit der Herzogin von Berry zu Versailles geblieben, die vor Freuden außer sich, von ihrer Nebenbuhlerin, die größer und geliebter als sie war,

der

der sie aber alles verdankte, sich befreyt zu sehn, so gut sie konnte mit dem Verstande den Mangel des Herzens ersetzte und ihre Rolle ziemlich gut spielte. Den andern Morgen giengen sie nach Marly, um sich zum Lever des Königs einzufinden.

2.

Der Dauphin, von dem tiefsten Schmerze zerrissen, verließ sein Zimmer nicht mehr, wo er niemanden als seinen Bruder, seinen Beichtvater und den Herzog von Beauvilliers zu sich ließ, welcher letztere seit sieben oder acht Tagen in seinem Hause in der Stadt krank gelegen, mit aller Anstrengung seiner Kräfte aber das Bett verlassen hatte, um seinen Mündel zu besuchen und alles, was Gott Großes in ihn gelegt, zu bewundern, was nie so als an jenem schrecklichen Tage und den auf ihn folgenden bis zu seinem Tode geglänzt hatte.

Es war, ohne daß man es ahndete, das letzte mal, daß sie sich auf dieser Welt sahen. Cheverny, d'O und Gamaches brachten die Nacht in seinem Appartement zu, ohne ihn aber, außer auf Augenblicke, zu sehen. Den Sonnabend Morgens, den 13. Februar, drangen sie in ihn, daß er nach Marly gehen sollte, um ihm das Schrecken der Nachricht von dem Tode der Dauphine, das ihn treffen konnte, zu ersparen. Um 7 Uhr des Morgens gieng er durch eine Hinterthüre seines Appartements herab, setzte sich auf einen Tragsessel und ließ sich zu seinem Wagen tragen. Beym Durchgehen der einen und andern Piece fand er Hofleute, welche sehr zur unrechten Zeit sich wach zeigten und ihm indiscret ihre Reverenz machten. Er nahm es mit Höflichkeit an. Seine drey Menins fuhren mit ihm in seinem Wagen, er stieg bey der Capelle ab, hörte

hörte die Messe und ließ sich von da in der Sänfte zu einer Fensteröffnung seines Appartements bringen, durch welche er hineingieng. Frau von Maintenon kam sogleich zu ihm. Man kann sich die Beängstigung, mit der sie sich sprachen, vorstellen. Sie konnte es nicht lange bey ihm aushalten und gieng wieder weg. Er mußte die Aufwartung von Prinzen und Prinzessinnen annehmen, die aus Schonung nur Augenblicke da blieben, was selbst die Herzogin von Berry und Frau von Saint Simon mit ihr thaten. Der Dauphin hatte ganz den Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Er blieb einige Zeit mit dem Herzog von Berry allein. Da das Lever des Königs nahe war, so giengen seine drey Gesellschafter hinein und ich wagte mit ihnen hinein zu gehen. Er zeigte mir seine Aufmerksamkeit, aber mit einem so rührenden schmerzhaften Ausdrucke, daß ich ganz bewegt wurde; aber eben so sehr erschrak ich über seinen kalten fixirten Blick, in dem etwas Verzweiflung lag, und über die Entstellung seines Gesichtes, das mit ziemlich großen, mehr blauen als rothen, Flecken bedeckt war, was die übrigen Anwesenden ebenfalls bemerkten. Er stand, und einige Augenblicke darnach kam man ihn zu benachrichtigen, daß der König erwacht sey. Jetzt flossen die Thränen, die er zurückgehalten hatte. Er trat bey dieser Nachricht, ohne etwas zu sagen, zurück. Es war niemand da als die drey Gesellschafter, Düchesne und ich. Die Gesellschafter ermunterten ihn zwey oder dreymal, zum Könige zu gehen; er stand unbeweglich und sagte kein Wort. Ich trat zu ihm und gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er gehen möchte; und zuletzt sagte ich es ihm mit leiser Stimme. Da ich ihn unbeweglich und stumm bleiben sahe, wagte ich es ihn beym Arm zu ergreifen und ihm vorzustellen, daß er doch früh oder spät zum Könige gehen müsse, der ihn erwarte und sicherlich

großes

großes Verlangen ihn zu sehn und zu umarmen habe, und daß es doch besser sey, es nicht aufzuschieben; und indem ich ihm so zusetzte, nahm ich mir die Freyheit, ihn sanft fortzuschieben. Er warf mir einen Blick zu, der mir in die Seele drang, und gieng. Ich folgte ihm einige Schritte und zog mich dann zurück, um Athem zu schöpfen. Ich habe ihn nie wieder gesehn. Möge es der Barmherzigkeit Gottes gefallen, daß ich ihn in der seeligen Ewigkeit sehe, wo ihn seine Güte ohne Zweifel aufgenommen hat.

Alle, die sich zu Marly befanden, damals eine geringe Anzahl, waren im großen Salon. Prinzen, Prinzessinnen und die zur großen Entree Berechtigten waren in dem kleinen, zwischen dem Appartement des Königs und dem der Frau von Maintenon. Diese war in ihrem Zimmer und nach erhaltener Nachricht von dem Erwachen des Königs kam sie über den kleinen Salon, wo sie durch die auf demselben stehenden Hofleute, welche kurz darauf auch hinein giengen, passirte und gieng allein zum Könige hinein. Der Dauphin fand, als er in die Cabinete trat, alle diese Hofleute im Zimmer des Königs; sobald ihn der König sah, rief er ihn zu sich und umarmte ihn wiederholt und lange auf das zärtlichste, es waren rührende Augenblicke, Thränen und Schluchzen erstickten die Worte. Jetzt sah der König dem Dauphin ins Gesicht und erschrack über das Aussehen desselben, was wir schon auf seinem Zimmer bemerkt hatten. Alle Anwesenden bemerkten es gleichfalls mit Schrecken, die Aerzte mehr als die andern. Der König befahl ihnen, den Puls zu untersuchen, sie fanden ihn, nach dem was sie nachher sagten, schlecht; damals begnügten sie sich zu sagen, er sey bedenklich; der Dauphin würde wohlthun, wenn er sich zu Bette legte. Der König umarmte

armte ihn wieder, befahl ihm auf das zärtlichste sich zu schonen und sich sogleich zu Bette zu legen.

Er gehorchte, um nie wieder aufzustehn.

Es war sehr spät am Morgen, der König hatte eine schreckliche Nacht gehabt und hatte sehr heftiges Kopfweh. Beym Diner sah er die wenigen Hofleute von Bedeutung, die sich daselbst darstellten. Nach dem Diner gieng er den Dauphin zu besuchen, dessen Fieber sich vermehrt hatte und dessen Puls schlimmer war, und gieng von da zur Frau von Maintenon, speiste zu Abend allein auf seinem Zimmer und war nachher einige Augenblicke mit denen, welche daselbst zu erscheinen pflegten, in seinem Cabinete. Der Dauphin sah niemanden mehr als seine Gesellschafter und die Aerzte auf Augenblicke; nachher seinen Bruder ziemlich lange und seinen Beichtvater kurze Zeit; auch sah er den Herzog von Chevreuse und brachte die Nacht mit Gebet und unter heiligen Vorlesungen zu.

Die Liste für Marly wurde gemacht und die Aufgeschriebenen, davon benachrichtiget, wie bey dem Tode von Monseigneur geschehn war, kamen nach und nach am andern Tag als den Sonntag an; der König empfieng sie, wie er den Tag vorher gethan hatte. Die Besorgniß für den Dauphin vermehrte sich bald; er selbst verhehlte es nicht gegen Boudin in Gegenwart von Dücheſne und des Herrn von Cheverny, indem er sagte, er glaube nicht, daß er wieder aufkommen werde und nach dem, was er fühle, zweifle er nicht, daß das, was Boudin gesagt habe, wahr werden würde. Er äußerte sich mehrmals auf die nämliche Art und immer mit einer Entsagung, Verachtung der Welt und alles dessen, was sie Großes hat, und mit einer Ergebung und Liebe gegen Gott die unbegreiflich waren. Es ist nicht zu sagen, wie allgemein die Bestürzung war.

Montag

Montag den 15. wurde dem Könige zur Ader gelassen und der Dauphin befand sich nicht besser, als den vorigen Tag. Der König und Frau von Maintenon sahen ihn abgesondert den Tag mehr als einmal und übrigens niemand, als sein Bruder auf Augenblicke, seine Gesellschafter fast gar nicht, Herr von Chevreuse auf kurze Zeit; er war immer mit Gebet und Lectüre beschäftigt.

Dienstag den 16. befand er sich schlimmer: er fühlte sich von einer heftigen Hitze verzehrt, welcher das Fieber von außen nicht entsprach; aber der zusammengezogene sehr außerordentliche Puls drohte viel. Der Dienstag war noch viel schlimmer, aber er täuschte. Die Flecken in seinem Gesichte verbreiteten sich über den ganzen Körper. Man nahm sie für Zeichen der Masern. Damit schmeichelte man sich: aber die am Hofe, welche besser unterrichtet waren, und die Aerzte hatten nicht sobald vergessen können, daß die nämlichen Flecken sich am Körper der Dauphine gezeigt hatten. Dieß wußte man aber außerhalb nicht eher, als nach seinem Tode.

Mittwoch den 17. vermehrte sich die Krankheit beträchtlich. Ich erhielt alle Augenblicke durch Cheverny davon Nachricht und wenn Bouldüc auf Augenblicke aus dem Zimmer gehen konnte, so kam er zu mir. Dieser Bouldüc war Apotheker des Königs, der seine Kunst vortrefflich verstand, er war nach seinem Vater immer auch der unsrige gewesen und hatte sehr viel Anhänglichkeit für uns. Er verstand wenigstens eben so viel als die besten Aerzte, wie wir durch Erfahrung wissen, und besaß viel Geist, Ehrgefühl, Bescheidenheit und Rechtschaffenheit. Er pflegte uns, Frau von Saint Simon und mir, nichts zu verhehlen, er hatte uns nur zu deutlich zu verstehn gegeben, was er von

der Dauphine hielt, und eben so bestimmt sprach er auch gleich den andern Tag von dem Dauphin. Ich hoffte also nichts mehr; aber es findet sich dennoch, daß man gegen alle Hoffnung noch bis zu Ende hofft.

Den Mittwoch vermehrten sich die Schmerzen wie von einem im Innern zehrenden Feuer, das noch heftiger war. Am Abend sehr spät schickte der Dauphin zum Könige und ließ um die Erlaubniß bitten, den andern Morgen ganz früh in der Messe, welche in seinem Zimmer gelesen werden sollte, zu communiciren, doch ohne Ceremonie und ohne Zeugen. Am Abend desselben Mittwochs gieng ich noch ziemlich spät zum Herzog und zur Herzogin von Chevreuse, welche im ersten Pavillon logirten; (wir logirten im zweyten, beyde nach dem Dorfe Marly zu). Ich war in der größten Trostlosigkeit. Kaum sah ich den König einmal des Tages, ich gieng des Tages mehrmals auf Nachrichten aus und einzig und allein zu Hrn und Fr. von Chevreuse; denn ich konnte niemanden sehn, der nicht eben so wie ich gerührt war und mit dem ich nicht ganz frey umgehen konnte. Frau von Chevreuse hatte eben so wenig als ich noch Hoffnung; Hr von Chevreuse aber immer voll Hoffnung und der besten Erwartung, suchte uns durch physicalisches und medicinisches Raisonnement zu beweisen, daß mehr zu hoffen als zu fürchten sey, und dieß mit einer Ruhe, die mich empörte und gegen den Anstand heftig gegen ihn werden ließ.

Nach Beruhigung der Frau von Chevreuse und der wenigen, die bey ihnen waren, gieng ich zu Hause, um eine schreckliche Nacht zu durchwachen.

Donnerstag den 18. Februar erfuhr ich morgens sehr früh, daß der Dauphin mit Ungeduld die Mitternacht

nacht erwartet und bald nachher mit großer Andacht und Gottergebenheit die Messe gehört habe; nachher sey ihm der Kopf eingenommen worden: und hierauf sagte mir Frau von Saint Simon, daß er die letzte Oelung erhalten habe, und endlich, daß er des Morgens halb 9 Uhr gestorben sey. Diese Denkwürdigkeiten haben nicht den Zweck, von meinen Empfindungen Rechenschaft zu geben. Wer sie liest, wird sie nur zu gut fühlen. Wenn sie je lange nach meinem Tode ans Licht treten, so wird man sehen, in welchem Zustande wir uns, ich und Frau von Saint Simon, befanden. In den ersten Tagen ließen wir uns kaum Augenblicke sehen; mein Schmerz war so groß, daß ich alles verlassen und mich vom Hofe und von der Welt zurückziehen wollte und es war nur das mühsame Werk der Klugheit und Ueberlegung meiner Frau und ihrer Gewalt über mich, daß ich es unterließ.

Dieser Prinz, nothwendiger und zuletzt nächster Erbe der Krone, war von Natur ein furchtbarer Mensch und seine erste Jugend machte uns zittern. Er war hart und colerisch bis zu der äußersten Heftigkeit selbst gegen leblose Dinge; seine Heftigkeit gränzte an Wuth; er war unfähig den geringsten Widerstand zu dulden, ohne in eine Wuth zu gerathen, welche seinen Körper zu zertrümmern schien, selbst wenn ihm die Glocke ungelegen schlug; er besaß den entsetzlichsten Eigensinn und war leidenschaftlich für jede Art sinnlichen Vergnügens und für die Weiber, und, was selten ist, konnte zu gleicher Zeit eine ganz andre gleich starke Neigung haben. Nicht weniger liebte er den Wein, die Tafel, die Jagd mit Wuth, die Musik mit einer Art von Entzücken und auch das Spiel, wo ers nicht ertragen konnte, wenn er verlor, und wo man in der größten Gefahr mit ihm war. Endlich allen Leidenschaften ergeben und von

allen Vergnügungen gefesselt, oft wild, von Natur zur Grausamkeit geneigt, barbarisch in seinem Scherz und Lächerlichkeiten mit erdrückender Richtigkeit auffassend, hatte er einen Stolz, der übermenschlich war; er betrachtete die Menschen wie Maschinen, mit denen er nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, und kaum erschienen ihm seine Brüder als Mittelwesen zwischen ihm und dem Menschengeschlecht, ob man gleich immer dahin gearbeitet hatte, alle drey in vollkommner Gleichheit zu erziehen. Geist und Scharfsinn glänzten überall, selbst in seinen tollen Augenblicken, in ihm; seine Antworten erregten Bewunderung und waren immer treffend und tief gegriffen, selbst wenn er in seiner Heftigkeit war. Die abstractesten Kenntnisse waren für ihn ein Spiel; die Ausdehnung und Lebhaftigkeit seines Geistes waren so groß, daß sie ihn hinderten, sich auf eine Sache ganz allein zu richten, und ihn dazu ganz unfähig machten. Die Nothwendigkeit ihn beym Zeichnen krumm sitzen zu lassen, wozu er viel Geschmack und Geschick hatte, hat vielleicht seinem Wuchse ein wenig Schaden gethan. Er war mehr klein als groß: sein Gesicht war lang und braun, das Obertheil vollkommen gebildet, die schönsten Augen, die man sich denken mag; sein Blick lebhaft, treffend, groß, gewöhnlich sanft, durchdringend, seine Physionomie angenehm, einnehmend, fein, geistvoll, selbst Geist einflößend; das Untertheil des Gesichts ziemlich spitzig, die Nase lang, erhaben, nicht schön, nicht gut zum Ganzen passend. Er hatte kastanienbraune Haare, die sehr lockig und dick waren, und sehr aufbrausten. Lippen und Mund sehr angenehm, so lange er nicht sprach; seine Zähne waren nicht häßlich, aber die obere Reihe trat zu weit hervor und überdeckte fast die untere, was beym Sprechen und Lachen einen unangenehmen Anblick machte. Er hatte die schönsten Schenkel und die

schön-

schönsten Füße, die ich nach dem Könige an irgend einem Manne gesehn habe; indessen waren seine Beine so wie seine Schenkel nach Verhältniß des Körpers zu lang. Man bemerkte sehr früh, daß er auswuchs. Man brauchte sogleich und lange Zeit den Kragen und das eiserne Kreuz, die er, so lange er in seinem Appartement war, selbst vor den Leuten tragen mußte, und vergaß keine der Uebungen und Spiele, welche dazu dienen konnten, das Auswachsen zu verhindern. Die Natur behielt aber die Oberhand: er wuchs aus, aber so ganz besonders auf der einen Schulter, daß er davon hinkend wurde; nicht als wenn seine Schenkel und Beine nicht vollkommen gleich gewesen wären, sondern weil in dem Maaße, wie seine Schulter auswuchs, von den Hüften bis zu den beyden Füßen nicht mehr die nämliche Distanz blieb und weil er daher, statt eine senkrechte Stellung zu haben, sich auf eine Seite neigte. Es schadete ihm aber gar nicht an der Leichtigkeit seines Ganges, er gieng darum nicht weniger lange, schnell und gern, er liebte die Promenade und ritt sehr gern, ob er gleich nicht gut ritt; was aber erstaunlich ist, ist, daß er mit seinem durchdringenden Blicke, mit so viel Geist, mit der angebildeten so außerordentlichen Tugend und mit seiner so gründlichen Frömmigkeit, sich nie in der Figur, die ihm sein Wuchs gab, erblickte und sich gar nicht daran gewöhnen konnte.

Dieß war eine Schwachheit, welche vor Unachtsamkeit und Indiscretion sehr auf seiner Hut zu seyn nöthig machte und denjenigen von seinen Leuten, welche diesen Fehler der Natur soviel als möglich durch Anzug und Frisur verstecken und sich hüten mußten ihm merken zu lassen, daß sie das, was doch in die Augen sprang, bemerkten, manche Noth machte. Es zeigt dieß, daß es keinem Menschen hienieden gegeben ist, ganz vollkommen

kommen zu seyn. So viel außerordentliche Talente, verbunden mit einer solchen Lebhaftigkeit und Empfindsamkeit, und mit soviel brennenden Leidenschaften, machten das Geschäft der Erziehung nicht leicht. Der Herzog von Beauvilliers, welcher ganz die Schwierigkeit und Wichtigkeit derselben fühlte, übertraf sich dabey selbst durch seine Aufmerksamkeit, seine Geduld und die Mannigfaltigkeit der Mittel. Wenig von den Untergouverneurs unterstützt, half er sich mit allem, was in seiner Macht stand. Fenelon, Fleury sein Lehrer, der eine so schöne Geschichte der Kirche geliefert hat; einige ihm zugegebene Edelleute, Moreau erster Kammerdiener, weit über seinen Stand erhaben, ohne sich dessen zu überheben, einige Bediente von seltener Art, von Nichtangestellten aber, der Herzog von Chevreuse — diese alle waren in Thätigkeit und arbeiteten in einem Geiste unter der Direction des Gouverneurs, dessen Erziehungskunst, historisch entwickelt, ein gleich interessantes und lehrreiches Werk seyn würde. Aber Gott, in dessen Hand das menschliche Herz steht und der seinen göttlichen Geist wohin er will ausgießt, machte aus diesem Prinzen ein Werk seiner Rechte. Zwischen dem achtzehnten und zwanzigsten Jahre war sein Werk vollendet; und so gieng aus einem Gewirre von Lastern ein Prinz hervor sanft, human, leutselig, mäßig, geduldig, bescheiden, bußfertig, oft mehr als sein Stand zulassen konnte; demüthig und streng gegen sich, ganz auf seine Pflichten gerichtet, deren Unendlichkeit er einsah, dachte er nur darauf die Pflichten des Sohnes und des Unterthanen mit denen, zu denen er sich bestimmt sah, zu vereinigen. Die Kürze der Tage war seine stete Klage. Er fand alle Stärkung und Trost im Gebet und suchte sich durch fromme Lectüre zu bewahren. Seine Neigung zu den abstracten Wissenschaften, die Leichtigkeit, mit der er sie faßte, raubte ihm anfangs

manche

manche Zeit, die er aber bald dem Unterricht in den Dingen seines Standes und dem Wohlstande seines Ranges schuldig zu seyn glaubte. Bestimmt zu herrschen und einstweilen einen Hof zu halten, machte ihn das erste Streben nach Frömmigkeit und das Gefühl seiner Schwäche für das Vergnügen, weltscheu. Die Wachsamkeit über sich selbst, in der er sich nichts hingehn ließ und sich nichts hingehen lassen zu dürfen glaubte, hielt ihn in seinem Cabinet eingeschlossen als in einem allen weltlichen Dingen unzugänglichen Heiligthume. Wie sonderbar ist die Welt! sie hätte ihn in seinem ersten Zustande verabscheut und jetzt gerieth sie in Versuchung ihn in dem zweyten zu verachten. Der Prinz fühlte es und ertrug es. Er heftete mit Freuden diese Art von Schimpf an das Kreuz seines Erlösers, um sich selbst in das bittre Andenken an seinen vergangenen Stolz zu versenken. Was ihm aber das peinlichste war, er fand dieß in den stärksten Zügen in seiner eignen innersten Familie. Der König mit seiner erheuchelten Devotion und Regelmäßigkeit sah bald mit geheimem Verdruß einen Prinzen von solchem Alter durch sein Leben, ohne es zu wollen, das seinige tadeln; er sah, wie er sich einst ein neues Schreibepult versagte, um die dazu bestimmte Summe den Armen zu geben, und bescheiden für die neue Vergoldung dankte, womit man sein kleines Appartement verjüngen wollte. Man sieht *), wie sehr den König seine zu hartnäckige Weigerung, sich zu einem Ball in Marly am heil. drey Königs Tage einzufinden, verdroß. In der That war dieß der Fehler eines Novizen; er war seinem Großvater dem Könige so viel Respect, oder wenn wir das Wort zergliedern wollen, so viel Nachsicht und Ergebung schuldig, daß er ihn nicht durch einen so auffallenden Contrast reizen durfte; im Grunde und an sich aber war

*) Man sehe das VI Capitel.

es eine große Handlung, die ihn allen Folgen des dem Könige gemachten Verdrusses und dem Gerede eines Hofes aussetzte, dessen Idol der König war, und der eine solche Sonderbarkeit lächerlich machte.

Monseigneur war ihm nicht weniger ein Stein des Anstoßes. Ganz in die Materie versunken und Sklav der Favoriten, die den jungen Prinzen schon fürchteten, bemerkte er an ihm nur die rauhe Schale und fand sich von seiner Sittenrichtermiene abgestoßen. Die Herzogin von Burgund, wegen des angenommenen strengen Ernstes ihres Gemahls besorgt, versuchte alles, um seine Sitten zu schmeidigen. Ihre Reize, welche sein Herz gefesselt hatten, die Coqueterie und Ausgelassenheit der jungen Damen ihrer Suite, unter hundert verschiedenen Formen verlarvt; der Reiz der Vergnügungen und Lustparthieen, für den er nichts weniger als unempfindlich war: alles wurde in Bewegung gesetzt. Jeden Tag erfolgten im Innern der Cabineter Vermahnungen von Seiten der Devoten her und harte Ausfälle von Seiten des Königs, die stärksten Aeusserungen der Abneigung Monseigneurs, die boshaften Auszeichnungen seines Hofes und seine zu unverstellte Vorliebe für den Herzog von Berry, den der Dauphin daselbst, als lustiger Fremder behandelt, mit lautem Beyfall geliebt und hervorgezogen sehen mußte: um solche Proben und zwar täglich zu bestehen, ohne zu wanken, muß man viel Stärke der Seele haben. Man muß von der unsichtbaren Hand unterstützt seyn, wenn jede Stütze von Aussen weicht, wenn ein Prinz von solchem Range, vor dem alles die Kniee beugt, sich dem Hasse der Seinigen, ja selbst der Verachtung eines Hofes ausgesetzt sieht, der keine Zurückhaltung mehr hatte und mit geheimem Schrecken daran dachte, einst unter seinem Scepter stehen zu müssen. Indessen brachte ihn die Furcht, dem

Könige

Könige zu mißfallen, Monseigneur sich verhaßt zu machen und andern eine Abneigung gegen die Tugend zu geben, wieder immer mehr zurück und die harte rauhe Schale sänftigte sich ein wenig. Er verstand endlich, was es sey, Gott um Gottes willen aufzugeben und daß die treue Ausübung der Pflichten, welche der von Gott gegebene Zustand mit sich bringt, die reellste und ihm angenehmste Frömmigkeit ist. Er fieng also an, sich fast ganz allein auf die Kenntniß der Dinge zu legen, welche zur Regierung vorbereiteten; er gab sich mehr der Welt, und er that es auf eine so willige, so natürliche Art, daß man bald den Grund fühlte, warum er vorher sich der Welt versagte und wie ungern er sich auch nur ihr lieh; und die Welt, die sich gern geliebt sieht, fieng an, vernünftig zu werden. Er hatte zum Beyfall der Truppen in seinem ersten Feldzuge in Flandern mit dem Marschall von Boufflers sehr viel Glück. Er gefiel nicht weniger in dem zweyten, wo er Breysach mit dem Marschall von Tallart einnahm; er zeigte überall ein sehr freyes Betragen, weit über das erhaben, was Marsin wollte, der ihm zum Mentor mitgegeben worden war. Um ihn an Hof zurück zu bekommen, mußte man den Plan von Landoin vor ihm verhehlen, das erst nachher an Tag kam. Die traurigen Constellationen der folgenden Jahre erlaubten nicht ihn wieder an die Spitze der Armee zu stellen. Endlich hielt man doch seine Gegenwart daselbst für nothwendig, um die Armee wieder zu beleben und die verlorne Disciplin wieder herzustellen. Dieß war im J. 1708: das Horoscop, das mich meine Kenntniß von den herrschenden Eigennützigkeiten und Intriguen damals gegen den Herzog von Beauvilliers in den Gärten von Marly stellen ließ, noch ehe die Declaration öffentlich wurde, traf auf eine unglaubliche Weise ein.

Wir haben gesehen, mit welcher raschen Stufenfolge von Lügen, Hinterlist, unmäßiger Frechheit, und mit welcher unerhörten Unverschämtheit den König, den Staat und die Wahrheit zu verrathen, eine höllische Cabale, auf das beste organisirt, diesen Prinzen in dem Reiche, dessen Krone er einst tragen sollte, und in seinem väterlichen Hause vernichtete, so daß es gefährlich und verhaßt war, nur ein Wort zu Gunsten desselben zu sagen. Jene abscheuliche Geschichte ist zu seiner Zeit so gut entwickelt worden, daß ich hier nur daran erinnern will. Eine so unerwartete grausame Probe war sehr hart für einen Prinzen zu bestehen, der alles gegen sich vereinigt sah und der nichts für sich hatte als die Wahrheit, die durch alle Zauberkünste der Magier des Pharao erstickt war. Er fühlte sie in ihrer ganzen Last und Ausdehnung und in jedem ihrer Puncte: aber er bestand auch sie mit Geduld, Festigkeit und besonders mit aller Gottseligkeit eines Auserwählten, der in allem nur Gott sieht, der sich unter seine Hand demüthigt, der das von der göttlichen Hand ihm zugeschickte Ungemach als Uebung im Guten betrachtet, und ihm für alles dankt; der die Großmuth so weit treibt, nichts thun und sagen zu wollen, als was er sich und was er dem Staate und der Wahrheit schuldig ist, und der so sehr gegen die Menschlichkeit auf seiner Hut ist, daß er weit disseits der gerechtesten heiligsten Schranken stehen bleibt. Soviel Tugenden fanden doch endlich ihren Lohn in dieser Welt und einen um so reinern, da sich der Prinz, weit entfernt etwas dafür zu thun, sich noch immer sehr zurückhielt. Ich habe alles diese herrliche Revolution betreffende genugsam entwickelt, und ich begnüge mich auf sie bloß hinzuweisen, wie Minister und Hof zu den Füßen dieses Prinzen lag, der im Besitz des Herzens des Königs, der Inhaber seiner Autorität in den Geschäften und Gnadenertheilungen und sein Stellvertreter

verkreter in der Sorge für das Detail des Gouvernements war.

Damals legte er sich mit verdoppeltem Eifer auf das Studium des Regierungsgeschäftes und alles dessen, was ihm die Führung desselben erleichtern konnte. Er verbannte alle Lieblingsstudien und theilte die Einsamkeit seines Cabinets zwischen das Beten, das er verkürzte, und in das Studieren, das er vervielfältigte, und seine äussere Existenz in die sorgfältige Cultivirung des Königs und der Frau von Maintenon, in die Achtsamkeit und Liebe für seine Gemahlin und in die Aufmerksamkeit auf seine Hofhaltung und das Bestreben, durch Herablassung sich Liebe zu erwerben. Jemehr ihn der König erhob, desto mehr legte ers darauf an, sich demüthig zu erhalten: jemehr ihm der König Achtung und Zutrauen bezeigte, desto mehr wußte er ihm mit Klugheit, Verstand, Kenntniß, besonders aber mit einer Mäßigung, die von jedem Wunsch und jeder Selbstgefälligkeit, und von der geringsten Anmaßung entfernt war, entgegenzukommen. Seine und anderer Geheimnisse, waren bey ihm immer undurchdringlich. Sein Vertrauen gegen seinen Beichtvater erstreckte sich nicht bis auf die Geschäfte; man weiß nicht, ob das, welches er zu dem Bischof von Cambrai gefaßt hatte, sich weiter erstreckt habe; man kann es nur nach dem beurtheilen, das er zum Hrn v. Chevreuse hatte und noch mehr zum Hrn von Beauvilliers als zu irgend jemand anderm: man kann sagen, diese beyden Schwäger waren ein Herz und eine Seele und Fenelon war das Leben und bewegende Prinzip derselben. Ihre Ergebung gegen ihn war ohne Grenzen, ihr geheimer Zusammenhang ununterbrochen. Er wurde ohne Unterlaß über Großes und Geringes um Rath gefragt, es mochten öffentliche, politische oder häusliche Angelegenheiten seyn; ihr Vertrau-

trauen war ganz in seiner Hand. Der Prinz wußte dieß sehr gut und ich bin immer der Ueberzeugung gewesen, wie wohl ich gar keinen Grund als meine Vermuthung gehabt habe, daß er sich sogar durch sie Raths erhohlte und daß sie es waren, durch die jene bekannte so hohe Freundschaft, Achtung und Zutrauen gegen sie erhalten wurde. Er konnte darauf rechnen und sicherlich wußte er es auch selbst, daß wenn er einen von ihnen sprach und hörte, er alle drey sprach und hörte. Sein Vertrauen zu den beyden Schwägern hatte demungeachtet seine verschiedenen Grade; hatte er zu einem gänzliche Ergebenheit, so war es für den Herzog von Beauvilliers. Demungeachtet gab es Dinge, wo dieser ihm seine Meynung nicht entlockte; zum Beyspiel in vielen Angelegenheiten mit dem römischen Hofe, in den Händeln des Kardinals von Noailles und in manchen Angelegenheiten des Geschmacks und der Neigung. Dieß habe ich mit meinen eignen Augen gesehn und mit meinen Ohren gehört. Ich stand mit ihm nur durch Beauvilliers in Verhältniß und ich glaube mich nicht zu erniedrigen, wenn ich sage, daß ich mit diesem in jedem Sinne und in jeder Rücksicht in keinem Vergleiche stand. Demungeachtet hat er mit mir oft Verabredungen getroffen, um durch mich bey dem Prinzen etwas zu machen, zu ergründen, ihm etwas beyzubringen, ihm etwas zu nähern, oder etwas von ihm zu entfernen und hat nach meiner Meynung seine Maaßregeln genommen; und mehr als einmal, wenn ich ihm mein Gespräch mit dem Prinzen referirte, hat er mir mit Erstaunen Dinge wiederhohlen lassen, über die sich der Prinz, wie er gestand, nie so weit gegen ihn herausgelassen, und andre, von denen er ihm nie etwas gesagt hatte. Es ist wahr, dieser Fall war selten, aber er ist doch vorgekommen und mehr als einmal. Ich will damit gerade

rade nicht sagen, daß der Prinz zu mir mehr Zutrauen gehabt habe: ich würde mich deswegen um seinet und meinetwillen schämen und wenn er dieses Fehlers fähig gewesen wäre, mich in Acht nehmen ihn zu bemerken; ich verbreite mich nur über diese besondern Umstände, welche niemand als ich hat bemerken können, um zu beweisen, daß das ungetheilte Zutrauen dieses Prinzen, das auf alles gegründet war, was nur Zutrauen geben und erhalten kann, nie bis zur gänzlichen Ergebung und Aufopferung gieng, woraus nur zu oft für Könige, Königinnen, Völker und Staaten das größte Unheil entstanden ist. Das Urtheil dieses Prinzen war also keineswegs gefesselt, sondern gleich der Biene wählte er aus den schönsten besten Blumen das beste Honig. Er befleissigte sich die Menschen kennen zu lernen, und von ihnen den Unterricht und die Einsicht zu erhalten, die er von ihnen hoffen konnte. Er besprach sich bisweilen mit einigen über besondere Angelegenheiten, aber selten und nur im Vorbeygehn; noch seltner im geheim, um nöthige Aufklärungen über manche Dinge zu erhalten, was aber nicht wiederholt, noch weniger zur Gewohnheit wurde. Ich weiß nicht, und das wäre mir doch nicht entgangen, daß er gewöhnlich mit irgend jemand, ausser mit den Ministern (und der Herzog von Chevreuse war einer) und mit einigen Prälaten, gearbeitet hätte. Ausser diesen war ich der einzige, der geheime, freye und häufige Audienzen bey ihm genoß. Da eröffnete er sein Herz über Zukunft und Gegenwart mit Vertraulichkeit und dabey mit Verstand, Zurückhaltung und Discretion; er sprach frey über Plane, die er für nöthig hielt, und ließ sich in allgemeinen Dingen ganz gehen; aber zurückhaltend war in Privatsachen und noch mehr über Privatleute; wenn er mir aber, selbst über so etwas, Notizen, die ihm nützlich seyn konnten, entlocken wollte, so suchte ich geschickt

schickt zu entschlüpfen, was mir auch bey dem Zutrauen gelang, das er immer mehr zu mir gefaßt hatte und das ich ganz dem Herzog von Beauvilliers, und in zweyter Ordnung dem Herzog von Chevreuse zu danken hatte, dem ich nicht wie seinem Schwager, Rechenschaft zu geben pflegte, dem ich mich aber doch sehr oft zu eröffnen nicht unterließ. Ein Buch würde nicht die Beschreibung aller der verschiedenen Tete a tetes zwischen diesem Prinzen und mir fassen können. Welch eine Liebe des Guten! welche Entsagung seiner selbst! welche Untersuchung, wie reich, wie bestimmt! und, darf ich es sagen, welch ein Abglanz der Gottheit in dieser reinen einfachen starken Seele, die soweit es dem Irdischen verstattet ist, das Bild derselben darstellte! Wie glänzten die Eindrücke einer gleich fleißigen und sorgfältigen, gelehrten, weisen und christlichen Erziehung und die Betrachtungen eines erleuchteten Lehrlings, der zur Herrschaft geboren war! Da verschwanden die Zweifel, die ihn im öffentlichen Leben beherrschten; er suchte zu wissen, mit wem er zu thun haben würde; er that den ersten Schrit, um ein Tete a tete mit Offenheit und Freyheit zu genießen. Aber welche List besaß er, und wie groß war seine Neugierde und sein Durst nach Wissen! Von einem zum andern brachte er seine Leute auf so viel Dinge, Menschen und Begebenheiten betreffend, daß, wer nichts ihn zu befriedigen bey der Hand hatte, sehr unzufrieden mit sich selbst weggehn und ihn sehr unbefriedigt lassen mußte. Vorbereitung war eben so unmöglich. In diesen Impromtüs suchte der Prinz eben Wahrheiten zu erfahren, die so nirgends her, mit etwas Fremdem vermischt werden konnten, und suchte durch solche mannigfaltige Ausforschungen seine getroffene Wahl, wieviel er sich in irgend etwas darauf verlassen könnte, zu prüfen. Auf diese Art wurden seine Leute, die gewöhn-

wöhnlich auf eine halbe oder Viertelstunde, mit ihm über eine gewisse Sache zu sprechen gerechnet hatten, zwey Stunden und sehr oft noch länger bey ihm aufgehalten; und der Prinz brachte sie immer auf die Sache, von der er eigentlich sprechen wollte, zurück, aber durch eine Menge von Zwischensätzen, die er geschickt einzuleiten und zu wenden wußte und von denen oft manche sein Hauptaugenmerk waren. Da konnten ihn keine Wortmacherey, kein Kompliment, keine Lobsprüche, kein Flickwort, keine Vorrede, keine Erzählung von dem Gange des Gespräches abbringen: alles gieng auf die Absicht, den Zweck los. Nichts war ohne Grund, ohne Ursache und nichts sagte er um des bloßen Scherzes oder der Unterhaltung willen. Da mußte oft der allgemeinen Menschenliebe die besondre nachstehen; da wurde, was auf eines jeden Rechnung stand, genau untersucht; da wurden Plane, Einrichtungen, Veränderungen und Wahlen gefaßt, zur Reife gebracht und oft ganz ohne es zu wissen entdeckt. Dieß geschah gegen den Herzog von Beauvilliers; bisweilen gegen ihn und den Herzog von Chevreuse zugleich, welche gleichwohl sehr selten beyde zusammen bey ihm waren. Oft gab es aber Dinge für beyde zugleich, oder für einen oder den andern, wiewohl selten für den Herzog von Beauvilliers; durchaus und in allem aber wurde ein unverletzliches Stillschweigen beobachtet.

Mitten unter diesen vielen und großen Gaben, ließ dieser furchtbare Prinz doch einige Schwächen blicken, und oft sogar Mangel an Verstand, was man bey soviel Großem und Reellem kaum verstehen konnte; indem man sich nicht erinnern mochte, daß er einst voll Fehler und Laster gewesen sey, und nicht über die ungeheure Umänderung und über die gehabte Mühe de-

rer

rer reflectiren mochte, die aus ihm einen Prinzen gebildet hatten, der der Vollkommenheit so nahe war, daß man erstaunte, daß er nicht den Gipfel derselben erreicht habe. Ich habe übrigens schon einige seiner leichten Fehler berührt, die, ungeachtet seines Alters, noch Ueberbleibsel seiner Kindheit waren und sich Tag für Tag immer mehr verlohren, so daß man mit Grund ihr gänzliches Verschwinden prophezeyhen konnte. Ein wichtigerer Fehler, den aber Reflexion und Erfahrung sicher geheilt haben würde, war, daß er gegen manche wiewohl wenige Personen eine Freundschaft, ja sogar enge Vertraulichkeit hatte, mit welcher keine Achtung in dem Grade gepaart war. Seine Gewissenszweifel, der Zwang, die Manieren seiner Devotion, verloren sich mit jedem Tage mehr, und jeden Tag gelang ihm ein neuer Schritt; besonders war er von dem Fehler geheilt, in der Wahl der Leute mehr auf Frömmigkeit, als jedes andere Talent zu sehn; das heißt einen Minister, Ambassadeur, General mehr um seiner Frömmigkeit als um irgend eines Talentes willen zu wählen. Er hatte in Hinsicht seiner so großen Schätzung der Frömmigkeit die Ueberzeugung gewonnen, daß es viele brave Leute gebe, die ohne Frömmigkeit zu vielen Dingen brauchbar wären und die man einstweilen brauchen müsse; denn er kannte die Gefahr, Heuchler zu machen. Da er ein sehr lebhaftes Gefühl hatte, so ließ er andern diesen Charakter hingehen und liebte und schätzte sie darum nicht minder. Nie war ein Mensch so Ordnung liebend, keiner, der sie so gut kannte, so voll des Wunsches, sie überall herzustellen, Verwirrung zu vermeiden und jeden Menschen und jede Sache an ihre Stelle zu setzen; keiner, der so gut wußte, wie diese Ordnung, durch Maximen, Gerechtigkeit und Vernunft zu reguliren sey, aufmerksam, noch ehe er Herr war, dem Alter,

dem

dem Verdienste, der Geburt und dem Range, die zu diesem Zwecke dienliche Auszeichnung zu geben und bey jeder Gelegenheit zu erweisen. Seine Projekte übrigens, würden diese Denkwürdigkeiten zu sehr ausdehnen; die Entwickelung derselben würde ein besonderes Werk ausfüllen, das aber seinen Verlust erst recht fühlbar machen würde. Indeß will ich doch, ohne mich auf tausend Details über das Wie, über die Personen einzulassen, einiges davon im Groben anführen.

3.

Die Vernichtung des Adels war ihm verhaßt und die Gleichstellung aller Adelchen unter einander unerträglich. Diese gänzliche Neuerung, die nur den Unterschied der Würden ließ und die den Noble mit den Gentilshommes und diese mit den Seigneurs in eine Klasse setzte, schien ihm äusserst ungerecht zu seyn. Diesen Mangel einer Gradation hielt er für die nächste Ursache zu dem Untergange eines ganz militärischen Staates. Er erinnerte sich, daß dieser Staat in den größten Gefahren unter Philipp von Valois, unter Karl V, unter Karl VII, unter Ludwig XII, unter Franz I, unter seinen Enkeln, unter Heinrich IV niemandem als eben dem Adel seine Rettung verdankt habe, der sich in den Grenzen dieses gegenseitigen Unterschieds gehalten und die Bereitwilligkeit und die Mittel gehabt habe, dem Staate zu Hülfe die Waffen zu tragen und zwar Schaaren- und Provinzenweise, ohne Verwirrung und Unordnung, weil keiner aus seinem Platze herausgetreten und dem über ihm stehenden zu gehorchen sich geweigert habe. Diesen Beystand sahe er durch die entgegengesetzten Einrichtungen vernichtet, vermöge welcher jeder Noble mit jedem andern gleichen Rang behaupten kann, und wodurch alle Organisation in der Nation aufgehoben ist, und

kein Commando und keine Subordination mehr statt hat.

Was die Mittel dieser Neuerung betrifft, so schmerzte ihn der Ruin des Adels im Innersten seiner Seele, wie fortgesetzt alles angewandt wurde, um ihn herabzubringen, und wie das Elend und die häufigen durch den Mangel nöthig gemachten Mißheirathen den Adel des Geschlechts verfälschten. Er sah mit Unwillen, wie der französische so berühmte glänzende Adel fast in eine Klasse mit dem Volke herabsank, von dem er sich nur dadurch unterschied, daß das Volk zu jeder Arbeit, jedem Geschäft, selbst zu den Waffen freye Wahl hat; da hingegen der Adel, zu einer besondern Art von Volk herabgesunken, keine Wahl hat, als einen tödtenden verderblichen Müssiggang, der ihn zu allem unnütz und lästig und verächtlich macht, oder genöthig ist, das Kriegshandwerk zu ergreifen und unter schimpflichen Behandlungen von Commis, Staatssecretärs und den Secretärs der Intendanten sich todtschlagen zu lassen Der größte Theil dieses Adels vermag dennoch durch seine Geburt und durch die Würden, welche ihn, ohne aus seinem Stande herauszutreten, über seine Geburt erheben, nicht so viel, daß er entweder jenem traurigen Loose, unnütz zu seyn, entgehe, oder den Verdruß, von den Herrn von der Feder auch im Kriege abzuhangen, vermeide. Besonders reizte seinen Unwillen der Schimpf, der den Waffen, durch welche doch diese Monarchie allein gegründet und erhalten worden, dadurch angethan werde, daß ein alter gedienter Offizier, der vielleicht mit Narben bedeckt, vielleicht sogar mit dem Range eines Generallieutenants, und mit erhaltener Pension, voll Achtung und Ruhms nach Hause kehrt, daselbst mit jedem Bauer seines Kirchsprengels in der That in eine Klasse gesetzt seyn solle, wenn er nicht von Adel ist; wie sich dieß bey mehrern alten Offizieren, die

Ludwigs Ritter und pensionnirt waren, gesehn habe, ohne daß ein Mittel, es zu ändern, vorhanden war; da hingegen die geringsten juristischen und cameralistischen Aemter, selbst wenn sie gekauft sind, ganz andre Auszeichnungen gewähren.

Der Prinz konnte sich nicht daran gewöhnen, daß man nicht sollte zur Verwaltung des Staates theilweise oder im Ganzen gelangen können, ohne maitre des requêtes gewesen zu seyn, und daß den jugendlichen Händen jener Magistratur durch die Gouverneurs die Provinzen in jeder Rücksicht und mit unendlich größerer Gewalt und viel unumschränkterer Autorität übergeben seyen, als die Gouverneurs der Provinzen je gehabt hatten, deren Macht man so sehr eingeschränkt hatte, daß ihnen nichts als der Name und die bloße Besoldung geblieben war. Nicht weniger fand er es anstößig, daß das Gouvernement mancher Provinz, in Abwesenheit des Titular-Gouverneurs und Generallieutenants, welche nothwendig immer statt hatte, mit gleicher Gewalt über die Truppen, mit der Stelle des Chefs des Parlamentes derselben Provinz, bisweilen bleibend, vereinigt war.

Ich will nicht wiederholen, wie er über die Macht und Erhebung der Staatssecretärs, der andern Minister und über die Form ihrer Regierung dachte. Es ist vor nicht gar langer Zeit da gewesen, so wie auch, was er von dem Zehnten und von den Finanzen und Finanziers dachte. Die ungeheure Zahl der zur Erhebung und Empfang der ordentlichen und ausserordentlichen Auflagen Angestellten, und die Art der Erhebung; die enorme Menge von Justizbeamten und Aemtern aller Art, für den Proceß, die Chicanen, die Proceßkosten u. s. w.; die Ungerechtigkeit des Hinziehens der Rechtshändel, die Grausamkeiten, die dabey verübt, die Ruine, die dadurch veranlaßt werden, reiz-

ten so sehr seinen Unwillen, daß er fast ungeduldig war, daß er noch nicht im Stande war, diese Mißbräuche abzuändern.

4.

Die Vergleichung, die er zwischen den Provinzen, mit Landständen und den andern angestellt hatte, hatte ihn auf den Gedanken gebracht, das Königreich in Theile zu theilen, die so weit es möglich wäre in Rücksicht des Reichthums vollkommen gleich wären; jede solche Abtheilung von Landständen administriren zu lassen, ihnen eine einfache Einrichtung zu geben, um alles Geschwätz und Unordnungen zu verbannen, und aus einem eben so einfach zusammengesetzten Ausschusse von allen Landständen der Provinzen bisweilen eine Reichsstandsversammlung zu bilden.

Ich erinnere hier an jenen erhabenen Grundsatz dieses Prinzen, nämlich daß ein König um seiner Unterthanen willen da sey, und nicht die Unterthanen um seinetwillen, welchen Satz er öffentlich, selbst im Salon zu Marly, zu äussern sich nicht scheute. Es war der Grundsatz eines Vaters des Vaterlandes, aber ein Satz, der unter einer andern Regierung als der seinigen, die Gott nicht zugelassen hat, die größte Blasphemie seyn mußte.

Mit Wohlgefallen sah sich dieser Prinz als König im Schooße der in den Reichsständen versammelten Nation; er sah die unendlichen Vortheile, die daraus entstanden, wenn er von Gebrechen des Staates und den Heilmitteln derselben durch Deputirte unterrichtet wurde, die die erstern aus Erfahrung kannten, und wenn er über die letztern mit denen sich berathen konnte, welche dabey zunächst betroffen waren. Aber in diesen Landständen wollte er nur drey Stände anerkennen

kennen und demjenigen Stande ausdrücklich den dritten Platz lassen, der ihn in neuerer Zeit selbst verlassen zu wollen geschienen hat.

Was den Rang, die Würden und Chargen betrifft, so waren die fremden Ranggebenden Verhältnisse oder die angeblich solchen, seinem Geschmack und Maximen nicht entsprechend und den fremden Würden war er nicht günstiger. Sein Plan war auch nicht, die ersten Würden des Königreichs zu vervielfältigen; demungeachtet wollte er den hohen Adel mit Auszeichnungen begünstigen. Er fühlte, daß sie bey den wahren Seigneurs nicht ohne Zwietracht von der Geburt abhängig zu machen seyen; und doch war es ihm unangenehm, daß es außer den ersten und höchsten keine Auszeichnungen und Belohnungen für diese Personen geben sollte. Er dachte daher darauf, nach dem Beyspiel, wiewohl nicht nach dem Vorbilde von England, Würden zu schaffen, die durchaus geringer als die des Herzogs und Pärs waren; die einen erblich und von verschiedenen Stufen mit eigenem Rang und Auszeichnung; die andern lebenslänglich, in ihrer Art der Würde eines duc non verifié oder à brevet gleich. Das Militär hätte nach demselben Plan und aus demselben Grunde ebenfalls dergleichen Würden unter dem Range der Marschälle von Frankreich erhalten; der St Ludwigsorden wäre weniger gemein gewesen und der St Michaelsorden wäre aus der Verachtung, in die er versunken ist, hervorgezogen und wieder zu Ehren gebracht worden, um den h. Geistesorden mehr einzuschränken.

Was die Chargen betrifft, so begriff er nicht, wie der König für seine Minister soviel Gefälligkeit hatte haben können, die ersten, nach den Großen seines Hofes, in die Verachtung sinken zu lassen, die nach und

nach das Loos aller geworden ist. Der Dauphin hätte ein Vergnügen darin gefunden, sich in diesen Chargen von wahren Seigneurs bedient und umgeben zu sehn; er hätte andre geringere Chargen hervorgezogen und einige neue für Personen von weniger Auszeichnung hinzugefügt. Alles dieses zusammen hätte seinen Hof und seinen Staat glänzend gemacht und ihm viel mehr Belohnungen an die Hand gegeben; aber er war kein Freund der forterbenden Chargen und sah mit Mißvergnügen, daß dieselbe Charge, dasselbe Gouvernement, durch Gewohnheit gleichsam erblich geworden, vom Vater zum Sohne übergieng. Sein Plan, nach und nach alle Chargen des Hofes und Militärs frey zu machen und die Verkäuflichkeit auf immer aufzuheben, war den brevets de retenue und den Survivances (Diplomen für Beybehaltung gewisser Aemter oder für Anwartschaften auf den Fall des Todes), welche den jungen Leuten keine Ansprüche, keine Wünsche, kein Streben zuließen, nicht günstig. Was das Militär betrifft, so war er kein Freund jener Ordnung nach der Liste, welche Louvois durch seine besondere Autorität eingeführt hat, um Stand, Verdienst und Nichts gleich zu setzen und alles, was im Dienste steht, zu einer Klasse zu erniedrigen. Er betrachtete diese Erfindung als die Aufhebung jedes Wetteifers, jedes Strebens zu lernen, sich zu bilden und zu handeln, als die Ursache jener unendlichen Promotionen, wodurch eine zahllose Menge Generalofficiere entstehen, wovon man den größten Theil weder anstellen noch belohnen kann, und unter welchen man so wenig Männer von Fähigkeit und Talent findet: was leider auch bey solchen, die man endlich zu Marschällen machen muß, und unter diesen bey commandirenden Generalen der Fall ist; ein Mißbrauch, wovon der Staat, besonders seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, wo diejenigen, welche vor dieser Einrichtung

da

da waren, nicht mehr lebten oder außer Stand waren zu dienen, die verderblichsten Folgen verspürt hat.

5.

Jener erhabene, heilige Grundsatz, daß die Könige um ihres Volkes willen da sind und nicht das Volk wegen seines Königs, hatte sich so tief in seine Seele geprägt, daß ihm dadurch aller Luxus und der Krieg verhaßt geworden war. Dieß machte, daß er sich oft zu frey über die letzt genannte Geissel der Staaten äusserte; Aeusserungen, die in ihrer Wahrheit dem Ohre der Welt zu hart klangen und zu dem ganz ungegründeten Gerede Anlaß gaben, daß er kein Freund des Kriegswesens sey. Seine Gerechtigkeit war mit dem Attribut jener undurchdringlichen Binde geziert, welche allein das Recht sichert: er gab sich die Mühe, die im Conseil der Finanzen oder Depeschen zur Entscheidung dem Könige vorgelegten Rechtshändel zu studieren; und wenn sie wichtig waren, so durcharbeitete er sie mit Sachverständigen, von denen er sich die nöthigen Kenntnisse ertheilen ließ, ohne deswegen ihren Meinungen blind zu gehorchen. Er communizirte wenigstens alle vierzehn Tage mit einer Sammlung und Demuth, welche erstaunend war; und zwar immer im Ordensband, mit dem Kragen und kurzen Mantel. Er sprach seinen Beichtvater, einen Jesuiten, die Woche ein oder zweymal und oft sehr lange. Hierin schränkte er sich in der Folge mehr ein, gieng aber dafür öfter zum h. Abendmahl. Seine Conversation war angenehm, so viel als möglich reell und, aus einer natürlichen Neigung, immer nach denen, mit welchen er sprach, modificirt. Er liebte sehr die Erholung der Promenade; fand er daselbst einen, mit dem er über wissenschaftliche Gegenstände sprechen konnte, so war

es ihm ein Vergnügen, doch mit Mäßigung, indem er sich bloß zu unterhalten und durch ein leichtes Gespräch, wobey er mehr zuhörte, zu unterrichten suchte. Worauf er am liebsten das Gespräch lenkte, war das Kriegswesen, die Festungen, die Marine, der Commerz, fremde Länder und Höfe; bisweilen Privatbegebenheiten, die ins Publikum gekommen waren, Punkte aus der Geschichte und Begebenheiten lange vergangener Kriege. Dergleichen Spaziergänge gaben ihm Gelegenheit, sich in vielem zu unterrichten, gewannen ihm die Herzen und die Bewunderung aller und gaben allen die schönsten Hoffnungen. Er hatte an die Stelle des Schauspiels, das er seit sehr langer Zeit sparsamer besuchte, ein niedriges Spiel, wozu auch die mittelmäßigsten Kassen hinreichten, arrangirt, wodurch er mannigfältigere Gelegenheit erhielt, die Ehre seines Spiels mehrern zu gönnen, und gleichwohl für jedermann zu sehn und zu sprechen war. Er war von jeher ein Freund von dem Vergnügen der Tafel und der Jagd. Dem letztern überließ er sich mit weniger Bedenken, fürchtete sich aber dafür, dem andern zu viel nachzugeben. Wenn er sich bey Tafel sich selbst überließ, so war er ein herrlicher Gesellschafter. Er kannte den König vollkommen; er respectirte ihn, zuletzt liebte er ihn als Sohn und machte ihm voll Aufmerksamkeit und Unterthänigkeit den Hof, wobey er doch fühlen ließ, wer er sey. Auch die Gunst der Frau v. Maintenon suchte er so zu erhalten, wie es ihre Lage verlangte. So lange Monseigneur lebte, erfüllte er gegen ihn auf das gewissenhafteste die schuldige Pflicht. In seinem Betragen gegen Mademoiselle war aber mehr Zwang sichtbar, und eben so sichtbar sein Mißverhältniß mit dem ganzen Innern des Hofes von Meudre. Der Prinz bewunderte es zum wenigsten nicht minder als das ganze Publikum, daß Monseigneur, so materiell er auch war, auf eine so

rühm-

rühmliche Weise sich nie an Fr. v. Maintenon hatte gewöhnen können und sie nur des Wohlstandes halber und so wenig als möglich sah; wiewohl er eben so gut wie der König seine Maintenon hatte, nämlich Mademoiselle la Choin, und ihr eben so gut, wie jener der Frau von Maintenon seine Kinder in die Gewalt gab. Die Prinzen, seine Brüder, liebte er zärtlich und seine Gemahlin mit der größten Leidenschaft. Der Schmerz über den Verlust derselben zerriß sein innerstes Herz. Die Frömmigkeit triumphirte über ihn nach dem gewaltsamsten Kampfe das Opfer wurde gebracht, aber es war blutig; und in dieser schrecklichen Lage des Gemüths doch nichts von Niedrigkeit, Kleinheit, Unwürdigkeit.

6.

Seine Tage wurden schnell verkürzt; aber auch in seiner Krankheit war er noch derselbe. Er glaubte nicht, daß er aufkommen werde, sprach darüber mit den Aerzten und verhehlte nicht, worauf sich seine Furcht gründe; die täglichen Fortschritte seiner Krankheit, die er wohl fühlte, bestätigten ihn immer mehr in dieser Meinung. Welche schreckliche Ueberzeugung von dem Tode seiner Gemahlin und dem seinigen! Aber, großer Gott, welch ein Schauspiel stelltest du in ihm dar! und warum ist es uns nicht verstattet, die geheimen so erhabenen Züge desselben zu entschleyern, die nur du allein verleihen und würdigen magst! Welche Nachahmung Jesu Christi am Kreuze! und nicht allein in Rücksicht des Todes und Leidens, sie erhob sich noch weit höher! Welche Rührung und Ruhe! Welch ein Uebermaaß von Resignation! Welche lebhafte Danksagung für die Befreyung vom Scepter und der von demselben abzulegenden Rechenschaft! Welche Unterwerfung und wie vollkommen! Welche warme Liebe

Gottes! Welch eine klare Einsicht seiner Nichtigkeit und Sündhaftigkeit! Welche herrliche Ueberzeugung von der unendlichen Barmherzigkeit! Welche tiefe fromme Furcht! Welches gemäßigte Vertrauen! Welch ein Seelenfrieden! Welche Andacht der Lectüre und Anhaltsamkeit des Gebets! Welch ein heißes Verlangen nach den letzten Sacramenten! Welche unüberwindliche Duldung! Welche Sanftmuth! Welche bleibende Güte gegen alle, die ihm nahten! Welche reine Frömmigkeit, die ihn zu Gott trieb! — Frankreich sank unter diesem letzten Schlage. Gott zeigte ihm einen Prinzen, den es nicht verdiente. Die Erde war seiner nicht werth, Gott nahm ihn auf in die ewige Seligkeit.

Was seinen persönlichen Character betrifft, so war er, wie man schon weiß, von Geburt ein Mensch, vor dem man zittern mußte. Er war von so heftigem Temperament, daß er aufgebracht genug werden konnte, seine Wanduhren zertrümmern zu wollen, wenn sie die Stunde schlugen, welche ihn wohin rief, wohin er nicht wollte, und daß er sich auf die sonderbarste Art über den Regen entrüsten konnte, der ihn in der Ausführung irgend eines Vorhabens hinderte. Widerstand setzte ihn in Wuth; davon bin ich mehrmals in seiner ersten Jugend Zeuge gewesen. Außerdem trieb ihn eine lebhafte Neigung zu allem, was für Leib und Geist verboten ist. Sein Scherz war um so grausamer, je witziger und beissender er war und weil er das lächerliche sehr treffend auffaßte. Alles dieses wurde durch eine Lebhaftigkeit des Körpers und Geistes erhöht, die an Ungestüm grenzte und die ihm in seiner ersten Zeit nichts zu lernen erlaubte, wenn er nicht zwey Dinge auf einmal that. Alles, was Vergnügen heißt, liebte er mit der heftigsten Leidenschaft und bey

alle

alle dem ein Stolz und ein Hochmuth, der nicht zu beschreiben ist. Uebrigens hatte er ein gefährliches Talent, Menschen und Sachen klar zu würdigen, die Schwäche eines Räsonnements zu entdecken und tüchtiger und mit mehr Tiefe als seine Lehrer zu räsonniren; aber sobald auch die Heftigkeit der Leidenschaft vorüber war, bemächtigte sich seiner wieder die Vernunft und gewann über alles die Herrschaft; er fühlte seine Fehler, gestand sie und oft mit solcher Reue, daß er von neuem in Heftigkeit verfiel. Er hatte einen lebhaften, thätigen, durchdringenden Geist, gegen alle Hindernisse kämpfend, im buchstäblichen Sinne und in jeder Hinsicht erhaben. Wunderbar ist, daß in sehr kurzer Zeit die Frömmigkeit und göttliche Gnade aus ihm einen ganz andern Menschen gebildet und so viel und so entsetzliche Fehler in die ganz entgegengesetzten Tugenden verwandelt hatte. Man nehme daher alle Lobsprüche meiner Rede ganz wörtlich. Da er immer viel Geschmack und Talent für die abstracten Wissenschaften gehabt hatte, so vertraten sie ihm die Stelle der Vergnügungen, die er, wenn sie auch noch so unschuldig waren, wegen der in ihm wohnenden Neigung für dieselben mit Schaudern floh. Dieß verbunden mit der strengen Nächstenliebe in einem Novizen, der anfangs in allem nach Vollkommenheit strebt und keine Grenzen der Dinge kennt, und mit einer Schüchternheit, die ihn überall in Verlegenheit setzte, indem er jeden Augenblick zwischen Gott, den er in allem zu beleidigen glaubte, und der Welt, die ihn mit ewigem Zwang einengte, hin und her schwankend nicht wußte, was er sagen und thun sollte — dieß alles trieb ihn in die tiefste Einsamkeit des Lebens, indem er sich nirgends als in der Einsamkeit frey fühlte und ihm sein Geist und die Wissenschaften, so wie das Gebet, das einen großen Theil seiner Zeit füllte, genug Stoff zur Beschäftigung

tigung gab. Die Gewalt, mit der er so viel und so starke Fehler bekämpft hatte, das Streben nach Vollkommenheit, die Unwissenheit, die Furcht, die wenige Beurtheilung, die eine aufkeimende Frömmigkeit fast immer begleitet, ließen ihn im Ablegen seiner Fehler ins entgegengesetzte Extrem, in eine finstre Strenge fallen, die er in allem übertrieb, die bey ihm zur Unnatur wurde und ihm oft, ohne daß er es bemerkte, die Miene eines Sittenrichters gab, die Monseigneur immer mehr von ihm entfernte, und selbst den König verdrießlich machte.

Aus tausend dergleichen Zügen will ich einen ausheben, der die Frucht eines vortrefflichen Grundsatzes war, der aber den König ganz außer Fassung brachte und den Hof empörte. Die Anekdote trug sich zwey oder drey Jahre vorher zu. Wir waren am heil. drey Königs Tage zu Marly, wo ein Ball war. Der Herzog von Burgund wollte allein nicht erscheinen und ließ so lange auf sich warten, daß der König, der es übel aufnahm, Zeit hatte, mit ihm deswegen zu sprechen, erst im Scherz, dann etwas bitterer, endlich ganz ernsthaft und voll Unwillen, sich von seinem Enkel, von der Herzogin von Burgund, ihren Damen und sogar vom Herzog von Beauvilliers verdammen zu sehn. Man konnte ihn nicht bewegen; er widerstand mit Hartnäckigkeit und sagte, der König habe zu befehlen und er nehme sich nicht die Freyheit, irgend etwas, was er thue, zu tadeln; aber Epiphanias sey ein dreyfaches Fest, und besonders ein Fest der Christen wegen der Berufung der Heiden und der Taufe Jesu Christi; er glaube diesen so heiligen Tag nicht so entheiligen zu dürfen, daß er die ihm schuldige Andacht um eines Festes willen vernachlässige, das höchstens an einem gemeinen Tage erträglich wäre. Man stellte ihm vor, daß er,

nach-

nachdem er den Morgen und Nachmittag den Pflichten der Kirche gewidmet und sich noch überdieß in seinem Cabinet mit dem Gebet beschäftigt habe, den Abend dem Respect und der Gefälligkeit gegen den Vater und König aufopfern könne und müsse: aber alles war vergeblich, und außer der Zeit, wo er mit dem Könige soupirte, hielt er sich den ganzen Abend in seinem Cabinet eingeschlossen. Neben dieser Strenge war ihm von seiner Erziehung eine Präcision und Buchstäblichkeit geblieben, die ihm selbst und allen, die mit ihm zu thun hatten, Zwang anlegte. In der Welt war er immer wie in Verlegenheit, gleichsam als triebe ihn immer etwas hinweg, als wenn er ganz andere Dinge zu thun hätte und als wenn er fühlte, daß er seine Zeit verliere und sie besser benutzen könne. Auf einer andern Seite glich er sehr jungen Zöglingen, die den ganzen Tag vom Zwange ihrer Uebungen gepreßt sich dafür in ihren Erholungsstunden durch allen möglichen Lerm und Kindereyen entschädigen, weil jedes andre Vergnügen in ihrer Schule untersagt ist.

Der junge Prinz war leidenschaftlich in die Herzogin von Burgund verliebt; er überließ sich aber dieser Leidenschaft nur mit strenger Zurückhaltung. Mit den jungen Damen bey den Spielparthien im Privatzirkel belustigte er sich immer mit Mäßigung von seiner Seite, auch wenn sie mit jugendlicher Unbesonnenheit kühner waren.

7.

Meine Hand erstarrt, da ich an die Erzählung der abscheulichen Dinge gehe, die doch nun einmal erzählt werden müssen. Ich würde sie unterdrücken, wenn mich nicht die Wahrheit, welcher der Historiker stets gehorchen muß; wenn mich nicht andere Greuel, welche,

wenn

wenn anders möglich, den Abscheu der erstern erhöht haben; wenn mich nicht das öffentliche Gerücht, das davon in ganz Europa erschollen ist, und wenn mich nicht die wichtigen Folgen, zu welchen sie Anlaß gegeben haben, nöthigten, denselben als einem integrirenden Theile der unter meinen Augen vorgegangenen wichtigern Dinge eine Stelle hier anzuweisen.

Die so schnelle, sonderbare, den Aerzten unbekannte schleunige Krankheit der Dauphine hatte in ihrer kurzen Dauer die Einbildungskraft der Menschen, die durch die kurz vorher an Boudin gelangte und durch die vom Könige von Spanien zugeschickte Nachricht bestätigte Anzeige schon gereizt war, mit dem schwärzesten Verdacht erfüllt. Der Unwille des Königs über die Aenderung ihres Beichtvaters, welchen die Prinzessin, wenn sie lebend geblieben wäre, hart gefühlt haben würde, wich dem Schmerze über ihren Verlust und vielleicht über den Verlust aller seiner Unterhaltungen und Vergnügungen. Sein Schmerz verlangte Aufklärung über die Ursache eines so traurigen Falls, um ihn in Stand zu setzen, andere dergleichen zu verhüten oder von der Unruhe, die ihn ängstigte, befreyt zu werden. Die medicinische Facultät erhielt deswegen aus seinem Munde die präcisesten Befehle. Die Oeffnung der Leiche gewährte keinen Trost: keine natürliche Ursache des Todes; aber wohl zeigte sie andre Ursachen gegen die innern Theile des Kopfes zu, in der Nähe des Ortes, wo sie so viel gelitten hatte. Fagon und Boudin zweifelten nicht an einer geschehenen Vergiftung und sagten es dem Könige, im Beyseyn der Frau von Maintenon, frey heraus.

Bouldüc und die wenigen andern, mit welchen der König sprechen wollte, und welche bey der Section zugegen gewesen waren, bestätigten es durch ihr finste-

res

res Stillschweigen. Mareschall war der einzige, welcher behauptete, daß keine Spuren von Gift da wären, außer so zweydeutige, daß er dergleichen in mehrern Leichen gefunden habe, bey deren Tod man nie den geringsten Verdacht gehabt habe. Dasselbe sagte er zu mir, dem er sonst nichts verhehlte; aber er setzte hinzu, daß er gleichwohl nach dem, was er gesehn habe, weder für Ja noch für Nein schwören möchte; aber es hieße den König ermorden und ihn mit langsamem Gifte dahinopfern, wenn man eine so unglückliche Meinung in ihm nährte, die ihm durch ihre Folgen und durch die Furcht für sein eignes Leben keine Ruhe mehr lassen würde. In der That war dieß die Wirkung von diesem Leichenöffnungsberichte auf lange Zeit. Der König voll Verzweiflung wollte wissen, wo der teuflische Schlag hergekommen seyn könnte, und ließ sich durch das, was ihm Mareschall sagen konnte, nicht beruhigen, wiewohl er heftig mit Fagon und Boudin disputirte, welche aber eben so heftig ihre erste Meinung vertheidigten und auch in der Folge nicht davon abgiengen.

Boudin, voll Schmerz seine Charge und eine Prinzessin voll Güte gegen ihn und mit ihr seine Hoffnungen verloren zu haben, sprengte überall wie ein Rasender aus, daß sie ohne allen Zweifel vergiftet sey; einige andere, welche bey der Section gewesen waren, sagten es ihren Freunden und in weniger als vier und zwanzig Stunden war der Hof und Paris davon voll. Der größte Unwille trat nun zu dem Schmerz über den Verlust einer angebeteten Prinzessin, verbunden mit Schrecken und Neugierde, welche durch die sogleich darauf folgende Krankheit des Dauphins noch vermehrt wurden.

Wir müssen auf einen Augenblick den Verfolg dieser schrecklichen Begebenheiten unterbrechen, um eine Begebenheit einzuschalten, die nachher wichtig wurde. Der Marschall von Villeroy schmachtete zu Paris und oft zu Villeroy in der tiefsten Ungnade, seit seiner letzten Rückkehr aus Flandern. Er erschien nur hin und wieder zu Versailles, wo er nie übernachtete, zu Fontainebleau ein oder höchstens zweymal, wo er auch selten eine Nacht blieb; und für die Reisen nach Marly wurde seiner gar nicht mehr gedacht. Die Kälte, das Stillschweigen des Königs und sein Mißbehagen das er in seiner Nähe blicken ließ, war immer dasselbe, aber an Frau von Maintenon hatte er noch immer eine Freundin.

Ihr Haß gegen Chamillart, der ihnen beyden gemein war, hatte zwischen ihnen die alte Vertraulichkeit wieder angefacht. Das Mitleiden bewog sie, ihn jedesmal in seinem Hause in der Stadt zu besuchen, so oft er nach Versailles oder nach Fontainebleau kam. Sie schreiben sich öfters und die Neigung, der in ihr alles nachstehen mußte, wozu der äußerst mißliche Zustand der Geschäfte kam, bewog sie, ihn sogar um Rath zu fragen und sich Aufsätze von ihm schicken zu lassen. Dieß waren für den großen Haufen Geheimnisse, die aber den Aufmerksamern am Hofe nicht entgiengen. Ich wußte seit langer Zeit darum, und auch dem Könige war es nicht verborgen, indem Fr. v. Maintenon nicht gewagt hatte, ihm eine alte Gewohnheit zu verhehlen, die er sogleich hätte entdecken können. Sie hoffte dadurch Gelegenheit zu erhalten, den Marschall wieder emporzubringen, und in der That zeigte sie dem Könige bisweilen Aufsätze von ihm, die sie von Voisin unterstützen ließ: gleichwohl hatte bis dahin noch nichts verfangen wollen. Die traurige Catastrophe drängte

Frau

Frau v. Maintenon: die ersten Augenblicke der durch den Tod der Dauphine verursachten entsetzlichen Leere, der Schmerz, die Geschäfte machten den König traurig und in sich gekehrt. Er war schwer zu unterhalten, und sie war selbst so afficirt, so niedergeschlagen, daß sie sich durchaus dazu unfähig fühlte. Die Arbeit mit den Ministern auf ihrem Zimmer ließ dennoch genug leere Zwischenzeiten bey den langen Abenden in dieser Jahreszeit und ganze Tage, wenn das Wetter zu schlecht war. Damals gieng der König immer vor drey Uhr zu ihr und gieng erst um zehn Uhr weg zum Souper.

Jemanden in ihren Privatzirkel einzuführen, hätte seine Schwierigkeiten bey dem Könige gehabt und die Wahl wäre nicht leicht gewesen. Auf welchem Punkte sie sich auch mit ihm sehen mochte, alles schien gefährlich. Sie dachte sehr darauf, die Mahlzeiten eines kleinen Zirkels zu Marly und zu Trianne mehr noch als die auf ihrem Zimmer, wegen der Bequemlichkeit der Promenade, zu vermehren; sie nahm sich auch vor, öfters Musik zu haben: aber in diesem ihrem unerläßlichen Dienste, den König zu unterhalten, fand sie sich weder von den ersten Kammerherrn, noch von den übrigen Officieren, welche im Gefolge seyn konnten, aber selten da waren, im geringsten unterstützt.

Der Herzog von Noailles, der als Gardecapitän das Vierteljahr hatte und nicht zu dispensiren war, stand seit seiner Zurückberufung aus Spanien weder mit ihr noch mit dem Könige mehr in diesem Verhältnisse. Der Marschall von Villeroy schien ihr daher der einzige zu seyn, auf den sie ihr Augenmerk richten könnte. Er war mit dem Könige erzogen worden, er war nie vom Hofe weggekommen, als um zur Armee zu gehen; er war ein Gesellschafter von Profession gewesen und wollte es noch seyn; niemand war so ein

Mann der großen Welt, sein ganzes Leben hatte er in der größten Vertraulichkeit mit dem Könige gelebt. Es gab hundert Anecdoten aus ihrer Jugend und übrigem Leben, woran sich der König sehr belustigen konnte; übrigens war der Marschall an lustigen Geschichten reich, er wußte die Stadtanecdoten von allen Zeiten; er wußte welche von den Weibern, von den Grenzen; er war leidenschaftlicher Liebhaber von Musik, er sprach von der Jagd; alle alten Intriguen des Hofes und des Publikums waren ihm gegenwärtig, er war ein wahres Anecdotenmagazin. Fr. v. Maintenon hatte nichts von ihm zu fürchten; und wenn er Credit gewann, so war er ihr immer sicher und sie konnte aus ihm machen, was sie wollte.

Diese Betrachtungen bewogen sie, ihr möglichstes zu thun, um den König wieder mit ihm auszusöhnen. Der König war gegen Harcourt, seit seines Versuches, ins Conseil zu kommen, sehr auf seiner Hut gewesen; er war übrigens ohne Vertraulichkeit, und nicht im Besitz der scherzhaften Plattheit und der alten Geschichten, welche dem Könige gefallen konnten; übrigens war keiner der Officiere zu dem Zwecke zu gebrauchen, den sie wollte. Sie arbeitete daher auf der Stelle an seiner Wiederaufnahme, rühmte die Dienste seiner Jugend und seines ganzen Lebens, die gänzliche Ergebenheit desselben für ihn, seinen Schmerz, ihm mißfallen zu haben, seine anhaltende Reue, seinen Schmerz, in diesen traurigen Augenblicken nicht bey dem Könige seyn zu können, sie stellte ihm das Angenehme vor, mit denen wieder zusammen zu leben, mit denen man immer zusammengelebt habe und auf die man bauen könne, und sie wußte so gut zu sprechen und in ihn zu dringen, daß zum größten Erstaunen aller zu Marly Anwesenden der Marschall von Villeroy auf einmal am

Mor-

Morgen, wo der Dauphin starb, daselbst erschien. Er wurde vom Könige mit aller der Freundschaft und Vertraulichkeit empfangen, welche die Lage seines Gemüths zuließ. Von diesem Augenblick an verließ er den Hof nicht mehr; er wurde vom Könige besser als je behandelt und sogleich darauf zu den Concerten bey Fr. von Maintenon, welche wieder ihren Anfang nahmen, eingeführt, und zwar er allein, kurz als Favorit des Königs und der Frau von Maintenon angesehn. Wir werden von dieser Veränderung die großen wichtigen Folgen sehen.

8.

Die Art der Krankheit des Dauphins, die Meynung, die er selbst davon gehabt hatte, die dem Könige so angelegentlich gegebene Warnung, für seine Gesundheit zu wachen, die Schleunigkeit und Art seines Todes, vollendeten die Betrübniß und die Sorgen und verdoppelten die Befehle des Königs zu Eröffnung der Leiche.

Sie geschah bemerktermaßen im Appartement des Dauphins und erregte Staunen. Seine edlen Theile waren wie ein Brei; sein Herz, das dem Herzog von Aumont übergeben wurde, um es in der Vase aufzubewahren, hatte keine Consistenz mehr; die ganze Masse zerfloß ihnen unter den Händen; das Blut schien aufgelöst und in dem ganzen weiten Appartement verbreitete sich ein unausstehlicher Gestank. Der König und Frau v. Maintenon erwarteten den Bericht von der Section mit Ungeduld, und er wurde ihnen noch denselben Abend, auf den Zimmern der Frau von Maintenon, ohne alle Bemäntelung, gegeben. Fagon, Boudin und einige andere erkannten auf die gewaltsamste Wirkung eines feinen, aber heftigen Giftes, der, wie ein brennendes Feuer, das Innere des Kör-

pers verzehrt habe, den Kopf ausgenommen, der nicht gerade zu angegriffen worden sey, wie es bloß auf eine so sichtbare Weise bey der Dauphine der Fall gewesen sey. Marechal, der die Section gemacht hatte, behauptete hartnäckig gegen Fagon und die andern das Gegentheil; er versicherte, daß keine einzige bestimmte Spur von Gift da sey, er habe Leichen geöffnet gesehn, die fast in dem nämlichen Zustande gewesen seyen, wo man nicht den geringsten Verdacht gehabt habe; das Gift, das jene so wie den Dauphin dahin gerafft habe, sey ein natürliches Gift, die Verdorbenheit der Blutmasse, die durch ein hitziges Fieber entzündet worden, das nur darum so wenig bemerkt worden sey, weil es ganz innerlich gewesen sey; daher sey die in alle Theile übergegangene Verdorbenheit entstanden, die man in keiner andern Ursache als in dieser suchen müsse, welche die Ursache des ganz natürlichen Todes sey, an dem er mehrere Personen habe sterben gesehn, wiewohl nicht in einem solchen Grade, der freylich mehr oder minder groß seyn könne. Fagon und so auch Boudin vertheidigten ihre Meynung mit Heftigkeit und beriefen sich auf die Aehnlichkeit der Todesart der Dauphine und des Dauphins.

9.

Marechal wurde seinerseits auch heftig und behauptete standhaft seine Meynung. Er schloß mit der Betheuerung, die er dem Könige und der Frau von Maintenon in Gegenwart der Aerzte gab, daß er nichts als die Wahrheit rede, wie er sie gesehn habe und davon überzeugt sey; anders sprechen hieße nichts als Muthmaßungen geben, die nur dazu führen könnten, dem Könige ein Leben voll Schmerz, Mißtrauen und des traurigsten, schwärzesten und zugleich unnützesten Verdachtes zuzubereiten, und das wäre soviel, als ihn

in

in der That vergiften. Hierauf hub er an, den König zu ermahnen, daß er um seiner Ruhe und seines Lebens willen diese Vorstellungen, die an sich so schrecklich und nach aller seiner Einsicht und Erfahrung ungegründet wären, und die nur den leereſten, aber verzehrendſten und unheilbarſten Argwohn erzeugen könnten, fahren lassen möchte, und tadelte diejenigen heftig, welche ihn in diesem Verdachte zu bestärken suchten. Er erzählte mir nachher diesen ganzen Hergang und setzte hinzu, ausser daß er glaubte, daß es eine natürliche Todesart seyn könne, (wiewohl er nach dem ausserordentlichen, was er dabey bemerkt habe, daran zweifle), habe er besonders aus Mitleid für den König, der durch die Meynung von der Vergiftung in die traurigſte Gemüthslage versetzt werde, und aus Unwillen über eine Cabale, die er im Innern des Hofes seit der Krankheit und besonders seit dem Tode der Dauphine entstehen sehe, welche den Verdacht auf den Herzog von Orleans zu wälzen suche, — auf dieser Meynung bestanden: wovon er mich als seinen und des Herzogs Freund habe benachrichtigen wollen. Marechall war die Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe und die Tugend selbst, war aber derb und kannte weder die Stärke noch das Maaß des Ausdrucks, wobey er übrigens durchaus ehrerbietig und weit entfernt war, sich zu verkennen. Es währte ungeachtet meiner Zurückhaltung nicht lange, so hörte man andersher den gegen den Herzog von Orleans laut werdenden Verdacht; und das anfangs dunkle Gerücht, das man sich nur ins Ohr sagte, blieb nicht lange in dieser Dunkelheit.

10.

Die Schnelligkeit, mit der es sich am Hofe, zu Paris, in den Provinzen, in den entfernteſten, ein-

samsten, von der Welt abgeschnittensten Winkeln, in der Einsamkeit der abgesondertsten Klöster, endlich im ganzen Auslande und unter allen Völkern von Europa verbreitete, war unglaublich, und ich dachte dabey an jene in Flandern geschehenen schwarzen Angriffe, auf die Ehre desjenigen, den jetzt die ganze Welt beweinte.

II.

Die einst so gut organisirte Cabale, durch welche alles, was ihr vortheilhaft war, überall in einem Augenblicke mit unbegreiflicher Kunst ausgebreitet werden konnte, — hatte einen erschütternden Schlag erhalten, und ihr verruchter Held war genöthigt worden, nach Spanien zu gehen und da seine Rolle zu spielen; aber ungeachtet sie durch die vorgegangenen Veränderungen in ihren Hoffnungen und Maaßregeln gestört war, so war sie doch noch nicht ganz auseinander gesprengt. Der Herzog du Maine und die, welche zur Cabale gehörten und so gut sie konnten am Hofe zu figuriren fortfuhren; Vaudemont, seine Niece von Epinoy und andere Ueberreste von Meudon lebten. Sie hofften ohne alle Hoffnung; sie kämpften gegen das augenscheinlich widrige Glück; dieser schreckliche Schlag desselben lächelte ihnen wieder, sie ermannten sich; und mit Frau von Maintenon an ihrer Spitze, was konnten sie sich nicht versprechen? und wie weit giengen sie nicht wirklich?

Wir haben, ich will nicht sagen die Absichten des Dauphins in Rücksicht der legitimirten Prinzen gesehn: denn sie waren ganz geheim; aber wir haben gesehen, wie sehr er und seine Gemahlin ihr Emporsteigen mißbilligten. Der Herzog du Maine hoffte so wenig von ihnen, daß er sich ihnen gar nicht zu nähern ge-

gesucht hatte, weder von selbst noch durch Frau von Maintenon, deren Werk seine Größe war und welche mit Verlegenheit und Verdruß, Zeuge ihres Weigerns gewesen war; noch auch durch den König selbst, der ihre Weigerung so lebhaft gefühlt und nur, um sie zu sänftigen, so geduldig ertragen hatte; und der Herzog hatte nachher nichts weiter bey ihnen zu unternehmen gewagt. Die Herzogin dû Maine, wiewohl sie, wenn es möglich war, noch weit mehr als ihr Gemahl, von der Sucht nach Ehre brannte, kam nicht von Sceaux weg, wo sie die Göttin spielte und verschmähte es am Hofe zu erscheinen. Der Herzog dû Maine, der furchtsamste der Menschen, wiewohl der größte Minirer, lebte in der tödlichsten Furcht für seine ganze Größe und hatte zu viel Verstand, um nicht auch für seine ungeheueren Besitzungen zu zittern, die wenig sicher waren, wenn man den Thron umzustürzen drohte, den er sich gebaut hatte. Unterdessen wuchsen seine Kinder empor, der König wurde alt, und er schauderte vor der nahen Aussicht, welche das Alter des Königs eröffnete, und welche die tödliche Furcht, die sein ganzes Wesen durchdrang, noch viel näher rückte. Er hatte niemanden von der Welt für sich, dem Dauphin und der Dauphine zur Seite, von dem er zu irgend einer Zeit Beystand hätte erwarten können; er sahe keine Rettung vor sich. Ihr Tod war daher für ihn eine wahre Erlösung in demselben Maaß, als er für Frankreich das größte Unglück war. Welch ein aufgehender Glücksstern! welche zauberische Umwandlung! Welcher schnelle Uebergang von den Schrecknissen eines ungewissen Looses, zu der sichern Hoffnung von Phaetons Loos: er erkünstelte also Thränen; aber als Meister in den Künsten der Hinterlist, (ich will nicht sagen des Lasters, weil ich davon keinen Beweis habe) glaubte er, daß es für ihn von wichtigem Vor-

theil sey, den Verdacht auf irgend jemand zu wälzen, und es war für ihn nicht ein doppelter, sondern ein hundertfacher Gewinn, wenn er den Herzog von Orleans damit belastete. Die von der vorigen Ungnade kaum wieder erwachende, noch schwach befestigte Gunst desselben bey dem Könige und der Tod desjenigen Prinzen von Geblüt, der durch sein Alter zum Repräsentanten und Sprecher fähig war, hatte ihm zu dieser letzten ungeheuern Größe emporgeholfen. Wenn er ihn aber mit einem so abscheulichen Verdacht belasten und es dahin bringen konnte, daß es der König und die Welt glaubte, so hoffte er sicher, ihn unwiederbringlich stürzen zu können und zwar auf die verhaßteste schändlichste Weise; und wenn derselbe Glücksstern, der ihn so erwünscht von dem, was er am meisten fürchtete, befreit hatte, ihm nicht denselben Dienst in Rücksicht des Herzogs von Berry that, so hatte er Ursache sich zu schmeicheln, daß dieser Prinz der Meinung des Königs und des Publikums nicht widerstehen und aus Schmerz über den Tod seines Bruders den hassen und fürchten würde, den er für den Mörder hielt; und nach Wegräumung dieses Hindernisses würden, wie er hoffte, die Mittel nicht fehlen, um diesen Prinzen, offen und von allen Seiten zugänglich, wie er war, zu hintergehen. Brachte er den Herzog von Orleans in diese schreckliche Lage; in welchem Fall er sich wohl vornahm, seiner Schwester seine Theilnahme an seinem Unglück zu bezeugen, und ihm durch sie seinen Beystand anzutragen: so hatte er ein Mittel in Händen, ihn im Zaume zu halten, und die Vermählung des Prinzen von Dambes, mit einer seiner Töchter, der Schwester der Herzogin von Berry, zu Stande zu bringen, in Rücksicht deren bis dahin alle seine Plane gescheitert waren, indem er, obwohl von den heissesten Wünschen der Herzogin von Orleans un-

unterstützt, den Widerstand des Herzogs von Orleans und seine Klugheit zu hintertreiben, ohne zu widerstehen, nicht hatte überwinden können.

Unter den Prinzen von Geblüt, die alle minderjährig waren, war der Herzog von Chartres, noch unter elterlicher Gewalt, im August 1703 geboren und erst neun Jahre alt; Monf. le Duc im Aug. 1692 geboren, war zwanzig Jahr; der Graf von Charolois im J. 1700 geboren, war noch nicht zwölf Jahre; der Graf von Clermont im Jun. 1703 geboren, war erst neun Jahr; und der Prinz von Conti, geb. im Jun. 1704, war erst acht Jahr alt: niemand konnte sich also Rechnung machen, als Monf. le Düc, auf den aber im Alter von zwanzig Jahren der König noch keine Rücksicht nahm und vor dem dieser Prinz, so wenig wie seine Gemahlin, sich rühren durfte. Die Herzogin dû Maine hatte selbst dem Könige für das, was er für ihre Kinder gethan hatte, förmlichen Dank gesagt. Seine andre Tochter, die Prinzessin von Conti, hatte ihr Leben zu Paris in ihren häuslichen Angelegenheiten verlebt, ohne je dem Könige sich zu nähern. Frau von Vendome und so auch die Tochter von Madame la Düchesse waren wegen ihres Alters in Rücksicht des Königs nicht da. Es war also für den Herzog dû Maine freies Feld und wie gut wußte er darauf zu agiren!

Frau von Maintenon hatte keine Augen als für ihn, auf ihn concentrirte sich nach dem Tode ihrer lieben Dauphine ihre ganze Zärtlichkeit. Ihr Haß gegen den Herzog von Orleans war immer derselbe; ihr Pflegesohn, den sie so sehr liebte, hatte also keine Mühe, ihr etwas glauben zu machen, was ihren Haß nährte und alle ihre Hoffnungen belebte, und fand sie auf allen Fall geneigt, nicht daran zu zweifeln, und

den König und die Welt davon überzeugen zu helfen, wenn sie beyde es auch nicht selbst glaubten. Man konnte den Urheber und die Beförderin dieses abscheulichen Gerüchts nicht verkennen; auch verhehlten sie es beyde im Privatumgange nicht. Frau von Maitenon erklärte sich gegen den König mit Heftigkeit gegen Marechall und ließ dabey fallen, daß man allerdings wüßte, wo der Streich herkäme und ließ den Namen des Herzogs von Orleans fallen. Der König gab ihr mit Schaudern Beyfall, als wenn nicht zu zweifeln sey; und beyde schienen es nicht sonderlich aufzunehmen, daß Marechall sich die Freyheit genommen hatte, sich gegen diesen Verdacht zu erklären. Fagon billigte durch sein Kopfnicken die abscheuliche Vermuthung, und Boudin hatte die Tollheit zu sagen, daß es kein Zweifel sey, daß dieser Prinz es sey, und schüttelte unverschämt den Kopf, als ihm Marechall deswegen heftig anzulassenden Muth hatte. Dieß war der innere Hergang bey dem Berichte von der Eröffnung des Dauphins. Der Herzog du Maine erklärte sich in dem Innern der königlichen Cabinette mehrmals darüber; und wiewohl er es nicht ohne Vorsicht vor den anwesenden Valets that, so gab es doch unter ihnen mehrere, die es weiter sagten: und so breitete es sich von Ohr zu Ohr aus. Bloin und die übrigen geheimen Valets, die ihm am meisten ergeben waren, nahmen gar kein Bedenken, eine so schwarze Anklage auszubreiten, als eine Sache, an der der König und Fr. v. Maintenon nicht zweifelten, und von der sie sich selbst mit Fagon überzeugt hatten, der sie durch sein hartnäckiges Stillschweigen und beredte Mienen, wenn davon in seiner Gegenwart gesprochen wurde, selbst autorisirte; und so auch Boudin, der sich ebenfalls kühn zum Verkündiger der infamen Beschuldigung hergab, welche beyde die Facultät so beherrschten, daß kein einziger ein Wort dagegen

gen zu sagen wagte. Die abscheuliche Verläumdung gewann bald den ganzen Hof für sich, als man alle diejenigen, welche Frau von Maintenon am nächsten standen, als Verkündiger derselben auftreten sah und zwar mit um so größerm Nachdruck, als sie es mit der Miene des Schauderns, der Furcht und Zurückhaltung thaten, und als man alles, was zum Herzog und zur Herzogin dû Maine gehörte, nicht allein mit lauter Stimme davon sprechen, sondern auch mit der Miene des Unwillens und der frechsten Sicherheit gegen den Herzog von Orleans um Rache schreien hörte. Von nun an nahm alles am Hofe, selbst diejenigen, die auf einer hohen Stufe und der Gunst am nächsten standen, dieselbe Kühnheit und denselben Ton an; und es war jetzt derselbe Verdacht und dasselbe Gerede an der Ordnung, das einst in einer andern Art während der Campagne von Ryssel gegen den Prinzen, dessen Verlust man jetzt betrauerte, mit dem abscheulichen Erfolg verbreitet und so herrschend war, daß jedem, der widersprechen mochte, der Mund verstopft war. Marechal, der mir klug nur die Hälfte des Vorgegangenen erzählt hatte, erzählte mir nun, da er dieses Gewitter aufsteigen sah, das ganze Detail des bey Fr. v. Maintenon im Beysein des Königs Vorgegangenen, wie ich es so eben angeführt habe.

12.

Der Herzog von Orleans hatte in Rücksicht der beyden Verstorbenen, um die jetzt aller Thränen flossen, das gerade zu entgegengesetzte Interesse von dem des Herzogs dû Maine; und wenn er ein solcher Schandthaten fähiges Ungeheuer gewesen wäre, so wäre es ein herrlicher Streich für ihn gewesen, den König, mit dem er nie, noch weniger aber seit der Vermäh-

mählung der Herzogin von Berry gut gestanden hatte, aus dem Wege zu räumen, um diejenigen, die man jetzt betrauerte, auf den Thron zu befördern und sich von der Macht der Frau von Maintenon zu befreyen, die seine unversöhnliche Feindin war, die nicht aufhörte, den König gegen ihn einzunehmen und ihm allen nur möglichen Schaden zu thun, so daß sie ihn seit jener Vermählung um alle Achtung am Hofe gebracht hatte. Es ist noch nicht die Zeit, wo wir diesen Prinzen in seiner ganzen Gestalt darzustellen vermögen; es mögen daher einige wenige Züge in Bezug auf sein damaliges Interesse und den so abscheulich ersonnenen, so abscheulich ausgebreiteten und mit so viel Kunst glaublich erhaltenen Verdacht hinreichen; eine Kunst, die dem angedichteten Verbrechen in nichts nachstand, und die dem Herzog dû Maine alle möglichen erwarteten Früchte brachte, ja noch mehr als er erwarten konnte, und deren Wirkung den Staat ohne Zweifel in die größte Verwirrung gestürzt hätte, wenn dû Maine weniger schwach und feig gewesen wäre und nicht in einem so gänzlichen und allgemeinen Mißcredit gestanden hätte.

Von jeher war der Dauphin dem Herzog von Orleans gewogen gewesen. Von seiner Jugend an hatte der Herzog von Chevreuse ihm denselben gerühmt, weil der Herzog von Montfort, sein ältester Sohn, mit dem Herzog von Orleans sehr intim war; und auch der Herzog von Chevreuse selbst war oft mit ihm zusammen und unterhielt sich gern mit ihm über die Geschichte, besonders aber über wissenschaftliche Gegenstände und oft über die Religion, zu der er ihn zurückführen wollte. Der Erzbischoff von Cambrai besuchte ihn auch und war gern mit ihm zusammen; und der Herzog von Orleans hatte ihn gegenseitig so lieb gewonnen

wonnen und hatte so viel Achtung für ihn, daß er sich in seiner Ungnade laut für ihn erklärte und nie seine Gesinnung änderte. Dieß hatte ihm die ganze kleine Heerde, ungeachtet der Verschiedenheit der Denkart, zu eigen gemacht; und man weiß was diese kleine Heerde über den Dauphin vermochte. Ganz besonders aber konnten der Erzbischoff von Cambrai, der Herzog von Chevreuse und der Herzog von Beauvilliers, die nur ein Herz und eine Seele waren, nicht anders gegen den Herzog von Orleans gesinnt seyn. Abgesehen von diesen Stützen ihrer Freundschaft, sahn sich die beyden Prinzen oft bey dem Könige, und ganz gewöhnlich alle Abende bey der Prinzessin von Conti, wo sie sich in einen Winkel zusammensetzten und von wissenschaftlichen Dingen sprachen: und niemand konnte angenehmer, bündiger und verständlicher davon sprechen, als der Herzog von Orleans. Es war also eine fortdauernde Verbindung zwischen ihnen, sie freuten sich einander zu treffen, und befanden sich so wohl und behäglich mit einander, wie es bey Personen von solchem Range und Verschiedenheit des Lebens möglich ist. Die Dauphine war sehr an ihre Mutter, die Herzogin von Savoyen, attachirt; sie fand in Frankreich Monsieur, den Vater der Herzogin von Savoyen und des Herzogs von Orleans, sie liebte ihn, so wie er sie, auf das zärtlichste; und diese Liebe zu der Mutter und zum Großvater gieng auf den Oncle über, für den sie sich stets angelegentlich interessirte, selbst in den Zeiten, wo er am schlechtesten mit dem Könige und mit Frau von Maintenon stand, die es ihr wegen der engen Verwandschaft so hingehn ließ. Auf der andern Seite nahm der Herzog von Orleans, von Monseigneur und jener ganzen preciösen Parthei, die ihn beherrschte, gemißhandelt, in Rücksicht der Flandrischen Cabalen, wovon ich ihm während seines Aufenthaltes in Spanien ge-

naue Nachricht gab, bey seiner Rückkehr sogleich die Parthei des unterdrückten Prinzen, und dieß knüpfte ein neues Band zwischen ihnen beyden und der Dauphine. Kurze Zeit drauf, als die spanische Affaire den Herzog von Orleans zu den gefährlichsten Ausdrücken genöthigt hatte, fand Monseigneur, der der gehäßigste Ausleger davon war, an seinem Sohne bis ins Conseil hinein Widerstand und an seiner Schwiegertochter die lebhafteste Beschützerin ihres Oncles, wiewohl sie sehr gut wissen mußte, daß sie hierin dem, was Frau von Maintenon wollte und that, geradezu entgegenhandelte. In der Folge gewann diese Prinzessin doch die Frau von Maintenon für die Vermählung der Herzogin von Berry und durch sie auch den König. Ihre persönliche Verbindung mit der Herzogin von Orleans, die sich schon gebildet hatte, schloß sich dadurch noch enger, so wie ihre und ihres Gemahls Freundschaft mit dem Herzog von Orleans. Der Herzog von Beauvilliers, dem Anscheine nach so zurückhaltend, war es doch nicht in Unterhaltung einer Freundschaft, die er für so nützlich im königlichen Hause hielt. Gegen das Ende äußerte er gegen mich, daß die freyen Reden, die sich der Herzog von Orleans in Gegenwart des Dauphins erlaubte, ihm auf jeden Fall schaden und diesen von ihm abstoßen müßten; und daß er ihn in der Form eines freundschaftlichen guten Rathes und als habe sich der Dauphin gegen ihn darüber geäußert, freymüthig davor warnen wollte. Er that es, und der Herzog war so folgsam, daß mir Beauvilliers nachher sagte, diese Zurückhaltung gelinge ganz vortrefflich; der Dauphin hatte mit Zufriedenheit gegen den Herzog von Beauvilliers davon gesprochen, und dieser trug mir auf, es dem Herzoge von Orleans, um ihn in dieser Aufmerksamkeit zu ermuntern und zu bestärken, wissen zu lassen. Mit dem Dauphin war er also durch

eine

eine dauerhafte Neigung, durch den Geschmack für seine gelehrte Unterhaltung, also durch etwas, was tief in ihrem Herzen lag, durch die Verwandtschaft und die öffentliche Erklärung seines Interesses für ihn und seiner Freundschaft für die Dauphine in den stürmischsten Zeiten und gegenseitig durch seine öffentlich gezeigte Anhänglichkeit für sie zur Zeit der Flanderschen Cabale auf das engste verbunden. Es schloß ihn an ihn die Freundschaft ihrer Gemahlinnen, die Einheit der Freunde und Feinde, die Heirath der Herzogin von Berry, welche das Werk der Dauphine war, der gemeinschaftliche Haß gegen Madame la Düchesse, und die Cabale von Meudon, welche sie beyde zu vernichten suchten: kurz die stärksten Bande aller Art, die je enge Verbindungen schließen können; und keine Störung, nichts was eine Veränderung hervorbringen konnte, war zwischen sie getreten, indem das Betragen der Herzogin von Berry und des Herzogs von Orleans in dieser Rücksicht nicht die geringste Erkaltung hervorgebracht hatte. Ich habe alle diese Thatsachen nur andeuten und durchlaufen wollen, um sie dem Leser auf einmal vor Augen zu stellen, indem sie alle abgesondert an ihrem Orte in diesen Denkwürdigkeiten erzählt werden.

Wie gesagt, hatte also der Herzog von Orleans zum wenigsten eben so viel und eben so gewiß alles von dem Leben und der Regierung des Dauphins und der Dauphine zu hoffen, als der Herzog dü Maine davon zu fürchten und dabey zu verlieren hatte. Dieser Contrast ist in die Augen springend. Er hatte übrigens die Jesuiten für sich, welche alle die offenbarste Anhänglichkeit für ihn zeigten, und sie ihm durch den kühnen Beystand, den ihm der P. Tellier bey der Heyrath der Herzogin von Berry geleistet, auf das reelste bewiesen

hatten.

hatten. Sie wurden dafür von ihm mit seinem Schatze belohnt und mit der Liste der zahlreichen Pfründen seiner Apanage, welche mit Ausnahme der Bisthümer alle zu seiner Disposition waren.

Man vergleiche nunmehr das Interesse des Herzogs von Orleans, dessen Lage und Rang, wenigstens für ihn und die Seinigen, in keinem denkbaren Falle gefährdet seyn konnte, und der ohne Charge und Gouvernement, so wie sein Sohn, war; man vergleiche es, sage ich, mit dem des Herzogs dû Maine und rathe sodann auf den Vergifter. Man erinnere sich, daß es nur von Monseigneur abgehangen hatte, dem Herzoge von Orleans den Kopf verlieren zu machen, und wie nahe er daran gewesen war; man erinnere sich, wie ihn Monseigneur nachher immer behandelt hat und erinnere sich zu gleicher Zeit, wie ich den Herzog von Orleans in der Nacht, wo Monseigneur starb, in dem Winkel jenes Hintercabinets in Thränen, schluchzend fand, wie ich ganz darüber erstaunt war, wie ich ihm deswegen Vorwürfe machte und wie er mir darauf antwortete. Welch ein Contrast, großer Gott! zwischen diesem Schmerz über den Tod eines Feindes, der bald sein König werden konnte, und der Gesinnung, welche der Herzog dû Maine in der Folge gegen seine Vertrauten in seinem Cabinette zeigte, als er vom Könige kam, den er fast mit dem Tode ringend der Heilung eines groben Bauern anvertraut verlassen hatte, und diesen mit schallendem Gelächter, das bis in die Gallerie, den Vorübergehenden zum Aergerniß erscholl, nachäffte. Es ist dieß ein bekanntes sehr charakteristisches Factum, das an seinem Orte genauer berührt werden soll, wenn ich lange genug lebe, um diese Denkwürdigkeiten bis zum Tode des Königs fortzusetzen. Aber eine teuflische Maske, die er ganz in seiner Gewalt hatte und mit einer

ner ihm ganz eignen Kunst zu behandeln verstand, half dem Herzog du Maine.

Zu einer Vermählung gezwungen, deren Schändlichkeit ihm die Wuth von Madame, das öffentliche Geschrey und selbst die Schwäche von Monsieur zeigte, trat der Herzog von Orleans in die Welt ein.

Je eingeschränkter seine Erziehung gewesen war, desto mehr suchte er sich dafür zu entschädigen. Er verfiel in Ausschweifungen, er zog die ausgelassensten zu seiner Gesellschaft vor; seine Größe und seine Jugend schienen ihm alles zu erlauben; er nahm sich vor, sich vor der Welt für das zu entschädigen, was er durch seine Heyrath verloren zu haben glaubte, er verachtete seine Gemahlin und legte es drauf an, mit ihr in größter Zügellosigkeit zu leben. Daher entstand ihm die Sucht nach Irreligion und die thörigte Eitelkeit, sich ein offenbares Geschäft daraus zu machen.

Daher seine äußerste Abneigung gegen alles, außer die eclatantesten Ausschweifungen, die ihm die gewöhnlichen vernünftigen Vergnügen unschmackhaft machten. Daher seine tödliche Langeweile am Hofe, wohin er seine abscheuliche Gesellschaft nicht mitbringen konnte und wo er doch oft bleiben mußte, wiewohl er dort nichts fand, womit er sich beschäftigen konnte. Das gegenseitige zwangvolle Leben mit seiner Gemahlin und mit allem, was um sie war, trieb ihn in die Einsamkeit. Er war aber zu sehr an das Geräusch gewöhnt, um sie ertragen zu können. Dieß trieb ihn zu der Beschäftigung mit den Wissenschaften, er fieng an zu laboriren, nicht um Gold zu machen, worüber er beständig spottete, sondern um sich mit den interessanten Operationen der Chemie zu amüsiren; er ließ sich eines der wohleingerichtetsten Laboratorien bauen, er nahm einen berühmten Chemiker,

mit Namen Homberg zu sich, der nicht weniger Rechtschaffenheit und Tugend als Fähigkeit für die Wissenschaft besaß; er ließ sich von ihm mehrere Operationen zeigen und arbeitete selbst mit ihm; aber alles geschah ganz öffentlich, und er sprach darüber mit allen Sachkundigen und mit Leuten vom Hofe und aus der Stadt, die er bisweilen zu sich führte, um Homberg und ihn selbst operiren zu sehn. Er hatte sich etwas zu gut darauf gethan, daß er den Teufel habe citiren wollen, wiewohl er gestand, daß es ihm nie gelungen sey. Aber als er in Frau von Argenton verliebt war und mit ihr lebte, fanden sich mehrere sonderbare Dinge, die nachtheilig für ihn ausgelegt werden konnten und wurden. Man weissagte in seiner Gegenwart aus einem Glase Wasser gegenwärtige und zukünftige Dinge. Diese unglückseligen Zeitvertreibe, so sehr sie auch von jedem Schatten des Lasters entfernt waren; die Spanische Affaire, von der er nie ganz auskommen konnte; die falschen entsetzlichen Gerüchte von ihm und seiner Tochter, wodurch man die der Declaration nahe Vermählung dieser Prinzessin mit dem Herzog von Berry wieder zu hintertreiben suchte; der nachtheilige Einfluß, den die Beschuldigung jener großen Affaire nachher auf beyde hatte; die Gleichgültigkeit, mit der sie sich dabey benahmen, und ihre Unachtsamkeit in dieser Hinsicht; endlich sogar der auf Monsieur geworfene schreckliche Verdacht wegen des Todes seiner ersten Gemahlin und die Vorstellung, daß der Herzog von Orleans der Sohn von Monsieur sey: alles dieß bildete das abscheuliche Ganze, dessen sich die Feinde des Herzogs von Orleans so gut zu bedienen wußten, um die Augen des Königs und des Publikums zu verblenden.

Das Gerücht faßte so schnell Wurzel, daß am 17. Februar, als der Herzog von Orleans mit Madame

dame zum Begräbniß der Dauphine gieng, um es mit Weihwasser zu besprengen, der Pöbel ihm den ganzen Weg mit lauter Stimme alle Arten von Schimpfreden zurief. Er und Madame hörten es sehr bestimmt, wagten aber voll Verlegenheit, Verdruß und Unwillen nicht, sich etwas merken zu lassen. Ja man hatte Ursache von dem gereizten leichtgläubigen Pöbel noch mehr zu fürchten, als er am 24. Februar allein zum Begräbniß des Dauphins gieng. Auch erfuhr er die gröbsten Beschimpfungen von dem Pöbel, der sich gar keinen Zwang mehr anthat, ganz laut die entsetzlichsten Dinge sagte, mit den Fingern auf ihn wies, ihm die gröbsten Schimpfnamen auflegte, gegen die kein Mensch sprach, und ihm noch eine Gnade zu erzeigen glaubte, daß er nicht über ihn herfiel und ihn in Stücken zerriß.

Das nämliche geschah bey der Leichenbegleitung; die Wege ertönten von Geschrey, mehr des Unwillens und der Schmähung, als des Schmerzes. Man war so vorsichtig, ganz in der Stille in Paris Vorkehrungen zu Verhinderung eines Ausbruchs der Volkswuth zu treffen, den man verschiedene mal befürchten mußte. Der Pöbel entschädigte sich dafür mit Geberden, Geschrey und allem erdenklichen Schimpfe, den er dem Herzog von Orleans anthun konnte. In der Gegend des Palais royal, wo der Zug vorbeygieng, wurde das Geschrey und die Ausgelassenheit des Pöbels so arg, daß man alles mögliche in den wenigen Minuten zu fürchten hatte. Man kann denken, wie gut der Herzog du Maine die Tollheit des Volks, das Gespräch der Kaffeehäuser zu Paris, die Verblendung des Sallons von Marly und des Parlamentes, wo der erste Präsident gewissenhaft die Erstlinge von dem gab, was bald aus den Provinzen und sodann aus dem Auslande wiedertönte, — wie gut er alles dieses zu benutzen

wußte. Man säete nur, um zu erndten, und die Erndte übertraf alle Erwartungen. Der Tod des jüngern Dauphin und der Bericht von seiner Section gab neuen Stoff, die Wuth und Zügellosigkeit stärker zu beleben; und der Herzog du Maine, Blois, die treuen geheimen Valets und Frau von Maintenon hatten genug Anlaß, dieß gegen den König, der von Niedergeschlagenheit, Furcht, Haß und einem dauernden Uebelbefinden niedergedrükt war, geltend zu machen. Dieß war die grausame Lage, in welche sie den König bringen wollten, um ihn lenkbarer zu machen und besser über ihn disponiren zu können.

Der Marschall von Villeroy, obgleich sein ganzes Leben hindurch durch Monsieur's Hülfe und durch das Ansehn des Herzogs von Orleans seines Sohnes so sehr ausgezeichnet, war nicht dazu gemacht, anders zu denken und zu glauben, als seine Gönnerin dachte und glaubte, oder zu denken und zu glauben vorgab. Er war zu gut in das Innere des Hofes eingeweiht, um nicht ihren Haß gegen den Herzog von Orleans und ihre blinde Liebe zum Herzog du Maine zu kennen. Er war nicht von ihr wieder emporgehoben worden, um ihr zu widersprechen, sondern um ihr Werkzeug und ihr Echo zu werden. Er zeichnete sich daher bey einer so interessanten Gelegenheit aus, die es für ihn selbst durch seinen Freund Vaudemont wurde, durch Tesse, den Nachtreter von diesem, durch Tallart, der so lange der Seinige war, Frau von Epinoy, die Rohan's, und Harcourt, der es auf eine andere Art war, der aber mit seinem Talent und seiner Gewandtheit sich in die Welt zu schicken wußte, ohne doch den Verläumdern mißfällig zu werden, deren Leidenschaften er sich mit ihnen zugleich befreundet hatte.

Der

Der Herzog von Noailles war in der gefährlichsten Lage. Er hatte den Dienst; er befand sich daher oft in Augenblicken der Einsamkeit bey dem Könige und Frau von Maintenon. Je mehr er sich mit ihnen im Vortheil sah, desto mehr fürchtete er, ihnen zu mißfallen, und desto eifriger suchte er sich wieder mit ihnen zu versöhnen. Beyde ließen oft in seinem Beyseyn Aeußerungen fallen, an denen er keinen Theil zu nehmen wagte, weil er sich nicht wieder mit dem Herzog von Orleans entzweyen wollte. Er maskirte sein Stillschweigen mit der Theilnahme an ihrer Unbehaglichkeit. Aber die Gelegenheiten waren zu häufig, und es war noch eine lange Zeit bis zum ersten April. Vielleicht drückte ihn auch noch seine fatale Dose, ob sie gleich weit aus seiner Tasche weg war. Er hatte einen ganz unbedeutenden Fluß im Gesichte, der mit keinem einzigen Symptom begleitet war; er gab ihn dennoch für einen apoplectischen Zufall aus, obgleich alle Welt durchsah, und niemand, auch nicht die Aerzte, einen Gedanken daran hatten. Er aber, ganz wider die Gewohnheit der apoplectischen Kranken, bey denen es eine gewöhnliche Wirkung ihrer Krankheit ist, daß sie dieselbe nicht gestehen wollen, gab am 1. März den Stab ab und gieng nach ***, wo er voll Unruhe lange blieb, um den allgemeinen Argwohn und die Gespräche zum Schweigen kommen zu lassen, die doch am Ende einmal eine andre Richtung bekommen mußten. Er kam vollkommen geheilt zurück, weil er nicht krank weggegangen war, und es ist bey ihm nie wieder von der Apoplexie und von einer Heilung derselben die Rede gewesen. Die natürliche Verkettung der Begebenheiten zieht mich aber wieder in den Verfolg derselben zurück.

13.

Von der Zeit an, wo der Dauphin in Gefahr war, verließ ich mein Zimmer nur auf Augenblicke, um den König zu sehen, und die Nachmittage brachte ich zu Versailles auf dem Zimmer des Herzogs von Beauvilliers zu, der fast gar niemanden sah, da er sehr krank und vom tiefsten Schmerz durchdrungen im Bette lag.

An einem Abende, als ich von ihm zurückkam, ließ mir die Herzogin von Orleans sagen, ihr Gemahl und sie sehnten sich sehr mich zu sehen und sie bäten beyde, daß ich doch zu ihnen kommen möchte, weil sie mir etwas dringendes zu sagen hätten. Ich hatte sie seit den unglücklichen Todesfällen nicht wieder gesehen, und obgleich Marechal mit mir gesprochen hatte, so war ich doch nicht genug Herr meines Schmerzes, um irgend wohin zu gehen und gleichen Schmerz zu treffen. Ich befand mich nicht in dem Zustande, um zu denken und zu sprechen; mein Geist war so niedergedrückt, daß ich keine Idee mehr hatte, was bey einer so entsetzlichen und so tollen Verläumdung, im Schooße der wärmsten Günstlingschaft geschmiedet, zu thun wäre. Ich ließ daher den Herzog von Orleans und seine Gemahlin bitten, daß sie so gefällig seyn möchten, mir bis den andern Morgen Zeit zu lassen.

Ich gieng nun wirklich zu ihnen und fand die Herzogin von Orleans trostlos. Sie sagte mir, der Marquis von Effiat sey gestern Abends von Paris gekommen und habe ihnen von den daselbst allgemein verbreiteten abscheulichen Gerüchten und von dem allgemeinen Eindruck, den sie machten, erzählt; daß der König und Fr. v. Maintenon nicht allein dem Berichte der Aerzte glaubten, sondern auch von allem überhaupt überzeugt

seyen,

seyen, was man gegen den Herzog von Orleans spreche und mit so vieler Leidenschaft ausbreite; Effiat sey daher aus Furcht für des Herzogs Sicherheit gekommen, sie trotz der Abscheulichkeit der Sache davon zu benachrichtigen und dem Herzoge zu rathen, daß er sich dem Könige unverzüglich darüber erklären möchte; was am kürzesten und überzeugendsten dadurch geschehen würde, wenn er in den König dränge, daß er ihm erlauben möchte, sich in die Bastille zu begeben, auch daß er Homberg und alle diejenigen seiner Leute, von denen er es für gut befinden würde, arretiren lassen möchte, bis die Sache aufgeklärt wäre. „Madame, rief ich, „und was will der Herzog thun?" . . . „Er ist, sagte „sie, diesen Morgen beym Könige gewesen, um mit „ihm zu sprechen, er hat seine Klagen vorgebracht und „Gerechtigkeit verlangt und hat den König sehr ernst „gefunden." „Und die Bastille, unterbrach ich sie, hat „er davon gesprochen?" ... „Ja freylich, antwortete „sie, aber das ist nicht angenommen worden. Er hat „es mit Verachtung abgeschlagen und sich durch keine „Vorstellungen bewegen lassen. Endlich hat der Her„zog so weit nachgelassen, zu verlangen, daß wenigstens „Homberg daselbst verhaftet, verhört und bis zur Be„endigung der Untersuchungen daselbst gehalten werden „möchte. Der König hat auch dieß ziemlich ungnädig „abgeschlagen; endlich hat er doch den dringenden Bit„ten des Herzogs nachgegeben und gesagt, er werde „ihn nicht arretiren lassen, aber Befehl zum Empfang „desselben in der Bastille geben, im Fall er sich selbst „dahin begeben wolle."

Ich bezeigte das größte Erstaunen über einen so verderblichen und so schnell befolgten Rath. Man muß wissen, das der Marquis von Effiat ein Mann von Kopf und List war, der weder Herz noch Grundsätze

hatte; er lebte in anerkannter Sittenlosigkeit und Irreligion; gleich reich und geizig; von einem Ehrgeiz besessen, der nur seinen Zweck zu erreichen suchte, und für den alles dazu gut war; insolent auf den höchsten Grad; selbst gegen den Herzog von Orleans, der von den Zeiten her, wo er mit dem Chevalier de Lorraine, dessen verdammte Seele er war, Monsieur seinen ganzen Hof und oft seine Geschäfte, mit dem Herrscherstabe regierte, ihn zu fürchten und seinen Geist zu bewundern gewohnt war. Mit so viel Lastern, die der Neigung und dem Charakter des Königs und der Frau von Maintenon ganz entgegengesetzt waren, war er doch willkommen und wurde von ihnen mit Auszeichnung behandelt, weil er mit dem Chevalier Lorraine dazu geholfen hatte, Monsieur zur Heyrath seines Sohnes zu bewegen und den letzten mit Hülfe des Abbe Dübois dazu zu bringen; und weil er natürlich mit der Herzogin von Orleans immer in gutem Vernehmen gestanden hatte. Er hatte sich im Stillen an den Herzog dü Maine verkauft; und durch seine alte intime Freundschaft mit dem Chevalier von Lorraine, der von jeher der intimste Freund des Marschalls von Villeroy gewesen war, war er auch dessen Freund geworden und wurde von ihm bis zur Bewunderung verehrt. Der Rath, den er dem Herzoge von Orleans gegeben hatte, war für einen Menschen von so viel Verstand und Weltkenntniß so schlecht, daß er mir sehr verdächtig vorkam: denn durch das gerathene Verfahren setzte sich der Herzog den geringsten Leuten, dem schlechtesten Bedienten gleich, statt daß er es im hohen Stile als ein Prinz von seinem Range, an dem kein Verdacht zu haften vermag, und der voll Würde jedem Beweise, jedem Scheine Trotz bietet, hätte nehmen sollen. Hätte er die Parallele zwischen seinem Interesse und dem des Herzogs dü Maine den Augen des Publikums genau und offen dar-

dargelegt, wie wir es gethan haben, so hätte er den Günstling mit aller seiner Gunst zittern gemacht, er hätte ihn zur Vertheidigung gezwungen und vielleicht hätte er ihn, wie er von seinem Muthe erwarten konnte, dazu gezwungen, das von ihm angefachte Feuer selbst zu löschen, hätte den König gezwungen, schonend gegen ihn zu verfahren, und Frau von Maintenon, ihn nicht weiter zu treiben. So mußte er verfahren, er mußte stolz vom Könige in Gegenwart aller nach dem Souper in seinem Cabinete Anwesenden Gerechtigkeit fodern; und ohne sich in eine directe, noch weniger förmliche, Anklage einzulassen, öffentlich mit aller der Stärke sprechen, welche dem Herzog du Maine jene Furcht einzujagen und ihn wegen des Publikums, das schon so sehr gegen ihn eingenommen und damals über die Riesenschritte, die er that, aufgebracht war, in Verlegenheit zu setzen vermochte.

Zu gleicher Zeit mußte er den König an die dem Mercy damals weggenommene Schatulle, als ihn Dübourg in Oberelsaß schlug, erinnern und alle, die nichts davon wußten, davon unterrichten; er mußte nicht vergessen, an die Cüres, Amtleute und Beamten der Ländereyen der Frau von Lillebonne in Franchecomte zu erinnern, welche theils nach der Prozeßform hingerichtet worden, theils sogleich nach dieser Affaire entflohen waren; und da man keine Rücksicht gegen den Wiener Hof zu nehmen hatte, der dem Frieden am meisten entgegenarbeitete und die Maßregeln des Londner Hofes vernichtete, so mußte er ohne Bedenken an die Bereitwilligkeit erinnern, mit welcher Oestreich zum Gifte seine Zuflucht zu nehmen gewohnt ist, um das ihm im Wege stehende wegzuräumen. Er mußte an den Tod des Kurprinzen von Bayern erinnern, und an den Tod der Königin von Spanien, der Tochter Monsieurs, und

daraus die, obwohl klare, Dunkelheit des Briefes des Prinzen Eugen erklären, der nebst seinen Instructionen, das heimliche Verständniß in Franchecomte betreffend, in der Schatulle gefunden worden war, des Inhalts: „daß, wenn er, trotz aller getroffenen Maßregeln, in „dieser Expedition nicht glücklich seyn sollte und sie sonst „Frankreich nicht zu dem vorgesetzten Zwecke bringen „könnten, man dann zum großen Mittel schreiten müsse!" Er mußte das große Mittel ordentlich paraphrasiren und sodann von den Todesfällen, die man beweinte, und von der äußersten Gefahr, in welcher der Herzog von Anjou geschwebt und die noch nicht ganz vorüber sey, die Erklärung geben, wodurch man den König habe zwingen wollen, nach Absterben seiner ältesten Linie, den König von Spanien und seine Kinder zurückzuberufen und den spanischen Thron dem Hause Oesterreich zu überlassen. Er mußte noch alles hinzusetzen, was die entsetzliche Bosheit brandmarken half, welche ein so abscheuliches Gerücht, seinem Interesse und seiner Ehre gleich entgegen, ausgebreitet, da man hingegen in der alten Gewohnheit des Hauses Oestreich, auf welche sogar der Brief Eugens an Mercy deute, die passendsten Erklärungsgründe finde. Er mußte auch, soweit es solche Abscheulichkeiten gestatten, um so nachdrücklicher darauf dringen, als der Verdacht wirklich durch den Brief Eugens und durch die wenig Jahre vorhergegangenen so eben angeführten beyden Executionen vollkommen begründet war. Diese Anklage des Wiener Hofes würde den König und Frau von Maintenon über den Verlust ihres Liebsten beruhigt und die Welt, die Unpartheiischen und Gutgesinnten, aufmerksam gemacht haben. Aber er mußte auch dunkele Aeußerungen fallen lassen, welche auf die Gleichheit des Interesses des Herzogs du Maine mit dem des Hauses Oestreich hindeuteten, und der Welt die Augen geöffnet hätten, freylich

mit

mit sorgfältiger Vermeidung alles bestimmten; und dadurch hätte er den Herzog dû Maine in das größte Schrecken und die größte Verlegenheit gesetzt und dem Könige und der Frau von Maintenon große Mäßigung auferlegt; aber so loszubrechen nahm ihm jede Waffe aus der Hand. Ein öffentlicher erklärter Feind ist weit weniger zu fürchten, als unglücksschwangere Minen unter den Füßen; ein Feind besonders auf einem wankenden Throne, der damals jedermanns Unwillen reizte; ein Feind von so wenig Muth, und dessen Angriffe nur in der Dunkelheit geschahen, womit er sich und seine Bubenstücke zu umhüllen pflegte: und der König hätte trotz seiner Zärtlichkeit für ihn und seiner Schwäche für Frau von Maintenon in Rücksicht auf den Herzog von Orleans gegen ihn mehr auf seiner Hut seyn müssen und nicht wagen dürfen, ihn nach einem solchen Vorfall noch mehr emporzuheben. Seine ganze Sorge würde darauf gerichtet gewesen seyn, sie unter sich zu besänftigen und Thätlichkeiten zu verhindern. Dieß war vom Herzoge dû Maine gegen niemanden zu fürchten; wie viel weniger gegen einen königlichen Enkel von der Tapferkeit des Herzogs von Orleans! Der Graf von Toulouse liebte und schätzte seinen Bruder nicht, verabscheute seine Schwägerin, und wurde von beyden für nichts geachtet; Tapferkeit und Ehre besaß er viel; aber es ist sehr zweifelhaft, ob die eine ihm erlaubt haben würde, die andere bey dieser Gelegenheit aus Liebe zu seinem Bruder zu brauchen; zuverlässig würde der König beyzeiten die wirksamsten Befehle zu Vermeidung jedes Duells in diesem so verhaßten Handel gegeben haben, wo sein Neffe, woher auch das Gerücht kam, auf das grausamste beleidigt war. Der König würde dem Grafen von Toulouse nicht eine Thorheit haben begehen lassen, deren Folgen gränzenlos gewesen wären und die den letzten Rest seines Lebens untergraben

ben und mehr als wahrscheinlich, zuletzt und nach seinem Tode den Untergang der legitimirten Kinder bewirkt hätte. Der Herzog von Berry, Schwiegersohn des Herzogs von Orleans, berauscht von Liebe für seine Gemahlin, welche ihrem Vater ganz ergeben war, und der gemeine Höfling, der so gern zu gefallen sucht, wenn es keine Gefahr kostet, und so auch der große Haufe der Welt hätten nicht leicht bey diesen traurigen Umständen, wo man bey der Lage des Herzogs und bey dem Alter des Königs den Herzog von Berry und ihn in der Perspective erblickte, gegen ihn Parthei genommen. Dieß war es ohne Zweifel, was der Herzog du Maine fürchtete und was er mit so viel Geschicklichkeit durch den Marquis von Effiat und seinen heilsamen Rath abzuwenden wußte. Aber ich sprach mit seiner Schwester, die in Vergleich mit ihm Gemahl und Kinder nicht achtete und die, ein Ungeheuer von Stolz, mit ihm ohne alle Achtung und Liebe lebte; ich hütete mich also, ihr etwas von dem zu eröffnen, über was ich mich so eben verbreitet habe. Ich begnügte mich im allgemeinen, aus andern Gründen, die ich aufstellen konnte, jenen gegebenen Rath und besonders die schnelle Befolgung desselben zu tadeln.

Während wir beyde so allein mit einander plauderten, kam der Herzog von Orleans. Nie habe ich einen Menschen so tief niedergeschlagen und so tief gekränkt gesehen. Er wiederholte mir, was ich so eben gehört hatte, erzählte mir, was zwischen dem Könige und ihm zwischen dem Lever und der Messe vorgegangen sey, und daß er auf dem Rückwege Befehl gegeben habe, daß sich Homberg in die Bastille begeben sollte. Ich sagte ihm, wie ich es gegen die Herzogin gethan hatte, meine Meinung darüber, aber ohne Nachdruck, weil es doch einmal geschehn war und mir der Zustand, in welchem er sich befand, mehr Mitleid erweckte, als mich

von

von dem strengen Verfahren etwas hoffen ließ. Ich sagte ihnen, was ich von Marechal erfahren, schwieg aber vom Herzog dû Maine, von welchem ich erst den Nachmittag unter vier Augen mit dem Herzog von Orleans sprach. Den andern Tag erfuhr ich von ihm, daß ihm der König ganz trocken erklärt habe, er habe in Rücksicht Hombergs seine Meynung geändert; es sey nicht nöthig, daß er sich in die Bastille begebe, er werde daselbst nicht angenommen werden; als er in ihn habe dringen wollen, habe der König sich von ihm weggewendet und sey in seine Garderobe gegangen, und er habe das Cabinet verlassen; er komme demnach, diese Veränderung der Sache Homberg zu melden, der aber, wie wir nachher erfuhren, auf den vom Herzoge von Orleans erhaltenen Befehl sich in die Bastille begeben hatte und daselbst nicht angenommen worden war. Von diesem Tage an, seit dem ersten Ausbruch der Sache zu Marly und im Publikum, war der Herzog von Orleans nicht allein von aller Welt verlassen, sondern der große Haufe der Höflinge drängte sich, so wohl bey dem Könige als im Sallon, von ihm weg. Wenn er sich einer Gruppe von Hofleuten näherte, so machte ein jeder, ohne alle Schonung, links oder rechts um, und fanden sich an einem andern Ort wieder zusammen; so daß es ihm unmöglich war an jemanden anzukommen, ausser durch Ueberraschung; und sogar dann ließ man ihn bald auf die schimpflichste Art allein stehen. Alle, selbst die Damen, verließen auch auf eine Zeit die Herzogin von Orleans und es gab einige, die sich nie wieder zu ihr fanden.

Nachdem die Sache so erbärmlich eingeleitet und behandelt worden war, mußte man den Sturm vorüber lassen; aber der Sturm wurde zu sorgfältig unterhalten. Man setzte diese Entfremdung gegen den

Her-

Herzog und diese Scheu ihn zu nahen fort, bis zum letzten Aufenthalte in Marly vor dem Tode des Königs, der damals offenbar drohte; und wenn die abscheulichen Gerüchte in Paris und in den Provinzen sich zu legen schienen, so fanden sich daselbst Emissäre, die sie geschickt und sorgfältig wieder auffrischten, und andere, die das Echo davon am Hofe wiedertönen ließen.

14.

Unterdessen war der König alt geworden, ohne daß man im Aeussern seines Lebens eine Veränderung sahe. Diejenigen aber, die ihm näher waren, fiengen seit einiger Zeit an seinen nahen Tod zu fürchten. Es ist hier nicht der Ort, von seiner bis dahin so starken und gleichförmigen Gesundheit zu sprechen. Genug sie war untergraben: von den härtesten Schlägen des widrigen Geschicks getroffen, das er so lange zu beherrschen gewohnt war, hatten ihm die häuslichen Unglücksfälle noch weit tiefere Wunden geschlagen. Alle seine Kinder waren von seiner Seite hinweggerafft und ließen ihn den tödlichsten Betrachtungen zum Raube: er erwartete selbst jeden Augenblick eine ähnliche Todesart; und statt daß er in dieser Gemüthslage bey denen, die seinen vertrautern und häufigen Umgang ausmachten, Ruhe hätte finden sollen, fand er daselbst neuen Zuwachs seines Kummers, den einzigen Marechal ausgenommen, der seinen Verdacht zu heilen bemüht war. Fr. von Maintenon, der Herzog du Maine, Fagon, Blouye und die übrigen ersten Valets des Innern, an den Herzog und seine alte Gouvernante verkauft, suchten nichts als ihn zu vermehren; und in Wahrheit hatten sie dabey keine große Mühe. Niemand zweifelte an der Vergiftung, und niemand konnte im Ernst daran zweifeln; Marechal

war

war selbst davon überzeugt, nur behauptete er das Gegentheil gegen den König, um ihn von einer unnützen Qual zu befreyen, die ihm nur Schaden thun mußte. Was den Herzog dû Maine betrifft, so war es nur zu sehr sein Interesse, ihn in dieser Furcht zu erhalten, und eben so das Interesse der Frau von Maintenon, um ihres Hasses willen und um ihren Liebling zu unterstützen. Der ganze Abscheu der Sache fiel also auf den Herzog von Orleans, auf dessen Sturz sie es angelegt hatten, so daß der König, mit diesen Gedanken beständig genährt und den Prinzen, den man für den Giftmischer angab, beständig in Augen habend, sich in der schrecklichsten Lage befand, sowohl bey Tafel, als zu gewissen Stunden in seinem Cabinete. Man kann daraus auf den ewigen Kampf in seinem Innern schließen.

Mit seinen Kindern hatte er auch die Herzogin von Burgund verloren; ein unersetzlicher Verlust, denn sie war die Seele und Zierde des Hofes, noch mehr aber sein Zeitvertreib, seine Freude, der Gegenstand seiner Zuneigung, seines Wohlgefallens fast in der ganzen Zeit, wo er sich nicht öffentlich zeigte. Nie, seit er König war, hatte er sich mit irgend jemand ausser ihr vertraut gemacht, und wir haben gesehen, bis zu welchem Grade diese Vertraulichkeit gieng: eine solche Leere war nicht auszufüllen; und der Schmerz über ihren Verlust stieg immer höher und ließ ihm keine Ruhe mehr finden. In dieser traurigen Lage suchte er sie wo er konnte, indem er sich der Frau von Maintenon und dem Herzog dû Maine immer mehr ergab. Ihre grenzenlose Devotion, ihre beständige Einsamkeit flößten ihm Zutrauen zu ihnen ein. Sie hatten von lange her die Kunst gebraucht, ihn glauben zu machen, daß der Herzog dû Maine, wiewohl mit

Ta-

Talent und Fähigkeit für die Geschäfte ausgestattet, in welcher Meynung er ihn durch die äussersten Details seiner Chargen (und diese Details gehörten zu den Liebhabereien des Königs,) bestärkte: sie hatten, sage ich, ihn glauben gemacht, daß der Herzog du Maine von allen Planen und Absichten frey, ja dazu ganz unfähig, einzig und allein mit seiner Familie als ein guter Hausvater beschäftigt sey; daß er für Größe nur Sinn habe, insofern er für die Größe des Königs, aus Ergebenheit äusserst portirt sey; ein Mensch ohne Ansprüche, aufrichtig, grad und derb, der, wenn er den ganzen Tag aus Pflicht und Liebe zu ihm für seine Chargen gearbeitet und die gehörige Zeit dem Gebet und der Andacht gewidmet habe, sich einsam auf der Jagd amüsire und in seinem häuslichen Zirkel der angebornen Lustigkeit seines Gemüthes nachhänge, und der oft nicht wisse, was am Hofe und in der Welt vorgehe. Alles dieß gefiel dem Könige ausserordentlich, und machte, daß er sich vollkommen wohl in der Gesellschaft, eines sonst so geliebten Sohnes befand, der beständig nahe um ihn war, und ihn mit seinen lustigen Erzählungen und seinem Witze so wohl unterhielt, worin er wirklich mehr als irgend jemand, den ich gekannt habe, excellirte. Seine Manier war angenehm und leicht; er wußte weh zu thun und grausam das Lächerliche zu treffen, und alles mit Maaß und Ziel, der Zeit, der Gelegenheit, der Laune des Königs angemessen, den er von Grund aus kannte, und nachdem die Sachen wirkten; er wußte das Lächerliche mit so viel Kunst, Natürlichkeit und Anmuth zu geben, daß man geglaubt hätte, er hätte gar nicht daran gedacht; und dabey immer, sobald er wollte, der treflichste Pantomimiker. Hält man diese Seite seines Characters mit dem zusammen, was sonst von ihm berührt worden ist, so wird man mit Schrecken fühlen, wel-

welch eine Schlange an des Königs Seite dem Herzog von Orleans drohte.

15.

Bey dem Zustande, in welchem sich der König befand, und bey der Gewalt, welche Frau von Maintenon und der Herzog dû Maine, in vollkommner Eintracht mit einander, auf das Gemüth des Königs ausübten, fanden sie es für gut, eine so kostbare Zeit zu benutzen, die, wie sie fühlten, nicht lange mehr dauren konnte. Wenn auch die Krone nicht das Ziel war, wornach sie strebten, woran man auf den ersten Anschein schwerlich zweifeln möchte; so suchten sie doch gewiß alle mögliche Größe und suchten sich einer Gewalt zu versichern, wodurch sie, bey dem Tode des Königs in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt, sich nicht allein dauerhaft behaupten, sondern sogar den Regenten zwingen könnten, sich vor ihnen zu beugen. Alles war ihnen zu diesem großen Plane günstig und sie selbst hatten durch die abscheulichen Verläumdungen, wodurch sie den einzigen, dem die Vormundschaft nicht streitig gemacht werden konnte, nach einem tiefen durchgeführten Plan schwarz gemacht hatten, die Bahn dazu gebrochen. Es war ihnen durch mannichfaltige Kunstgriffe und Argliften gelungen, die unwissenden und leichtgläubigen zu überreden, die übrigen argwöhnisch zu machen, ihn wenigstens allen in Paris und in den Provinzen verdächtig zu machen, mehr aber noch am Hofe, wo niemand mehr sich dem Herzog von Orleans nähern wollte oder es wagte. Diese Gerüchte konnten nicht immer dauern, und man wurde endlich müde, immer von einer Sache zu sprechen. Die Gerüchte fiengen bisweilen an, zu schweigen, aber alsbald erhielten sie neues Leben, und man hörte von nichts anderm mehr sprechen, ohne zu wissen,

woher es von neuem komme: und auf diese Art wiederholten sich die Windstöße immer von neuem, und erhielten sich lange Zeit durch dieselben Mittel, die ihnen die erste Entstehung gegeben hatten. Diese Gerüchte halfen durch Erzählung des angeblich gehörten die schrecklichen Vorstellungen des Königs beleben, und sie konnten ihn so mit den unglückseeligsten Gedanken seinen Neffen betreffend unterhalten, wovon sie ohne den Vorwand des öffentlichen Gerüchtes nicht öfters zu sprechen hätten wagen können. Auf diese Weise, mit Hülfe der geheimen Valets, bestärkten sie den König durch das Publicum, und das Publicum durch den König, dessen Abneigung gegen seinen Neffen immer sichtbarer am Hofe wurde, und sie selbst wußten die Gerüchte daselbst zu unterhalten. Mehr bedurfte es nicht, um zu machen, daß sich die unverschämtern Höflinge und nach ihrem Beyspiele die übrigen, theils aus Argwohn, theils aus Furcht sich zu Grunde zu richten, vom Herzoge von Orleans zurückzogen. Die am besten von der Lage der Dinge unterrichteten, die noch weit furchtsamer waren, weil sie offenbar den Herzog du Maine und Frau von Maintenon als die ersten am Hofe sahen, halfen die Gerüchte in Paris verbreiten und füllten damit die Provinzen. Durch solche Mittel unterstützt, die sie nach Gefallen wirken ließen, was vermochte da ein Prinz gegen sie, der allein in der schrecklichen Lage da stand, in welche sie ihn gestürzt hatten? Wie sollte er seine Unschuld beweisen in dieser Sache? Und was sollte er übrigens thun, um sich vor den Augen des Königs rein zu waschen, der so verblendet war, und vor den Augen eines Publicums von Thoren, Boshaften oder Furchtsamen? Konnte der Herzog du Maine beßres Spiel haben? Dieß fühlte er und Frau von Maintenon auch so gut, daß, sobald sie sicher waren, die Sachen auf diesen Punkt geführt

zu

zu haben, sie alsobald anfiengen, zu den Planen, die sie für die Gegenwart und Zukunft entworfen hatten, den Weg zu bahnen.

Je genauer sie den König kannten, je mehr sie ihn zu bis dahin unerhörten Begünstigungen seiner legitimirten Söhne gebracht hatten, und je mehr sie sahn, bis zu welchem Grade der Schwachheit gegen sie den König seine Zärtlichkeit und sein Stolz führten; desto mehr hatten sie auch bey jedem erhaltenen Vortheil gefühlt, daß es nicht sowohl ein Geschenk, als eine Eroberung sey, gegen welche die alten Vorstellungen des Königs so sehr gesträubt hatten, daß sie es mehr erobert als erbeten und es der Klugheit, den Kunstgriffen, dem zu Leibe Gehen, wenn man dieses Wort wagen darf, der Beharrlichkeit, mehr als irgend etwas, und dem innern Widerwillen, denen, die man liebt, von denen man geliebt werden will und mit denen man einzig vertrauten freyen Umgang pflegt, ihre liebsten Wünsche abzuschlagen, zu verdanken hatten. Diese Betrachtungen, die letzte besonders, führten sie zu andern. Es war hier nicht mehr von Chargen, Gouvernements, Anwartschaften, noch weniger von Ehrenbezeugungen die Rede: die Neigung hatte die erstern erleichtert; der Stolz, unterstützt von ihren Kunstgriffen, hatte nach und nach die übrigen entlockt. Sie erinnerten sich mit Schrecken an das, was wegen des den Kindern des Herzogs du Maine ertheilten Ranges vorgegangen war, und wie nahe sie dem Schimpfe gewesen waren, denselben kaum errungen widerrufen zu sehen. Alle diese Dinge waren erschöpft, weil sie auf den höchsten Punkt getrieben waren; die Herzöge, die fremden Prinzen, die Marschälle von Frankreich, selbst die Ambassadeurs und die Kardinäle waren dadurch hart beleidigt worden; aber alles dieß war nicht im

Stande gewesen, ihre Schritte aufzuhalten, und der König, trotz seines so oft gezeigten Widerstandes, hatte sich endlich in jeder Rücksicht die Hände binden lassen. Was sie jetzt wollten, war etwas ganz anderes, sie wollten etwas werden, was man nicht werden kann. Sie wollten aus einem, wiewohl gekrönten, Geschöpf einen Schöpfer machen; wollten die Prinzen von Geblüte bey ihrem heiligsten Rechte, das sie von allen Geschlechtern der Menschen unterscheidet, angreifen; wollten das tyrannischste, unerhörteste, verderblichste Gesetz einführen; wollten die ältesten heiligsten Gesetze vernichten, mit der Krone spielen, die Nation unter die Füße treten; und endlich wollten sie zu einem solchen entsetzlichen Unternehmen einen Menschen bewegen, der die Natur nicht beherrschen und nicht machen kann, daß das, was nicht ist, sey; sie wollten das Haupt dieses einzigen Stammes (dem die Beschützung dieser Rechte so ganz heilig seyn muß, indem er nur durch sie König ist und seine Kinder nach ihm), diesen König der treusten Nation, überreden, sie so zu entehren und alles, was sie heiliges hat, umzustoßen, um die Frucht eines doppelten Ehebruchs, einen Menschen, den er erst aus dem Nichts hervorgezogen, in Frieden krönen zu können. Seit es Franzosen giebt, war dieser Gedanke in keines Menschen Kopf gekommen. Bey allen Nationen, selbst bey den Wilden, war solch ein Entwurf unerhört, so groß war die Tollheit es zu unternehmen; und er konnte nicht so nackend gezeigt werden, ohne sie unter seinen Trümmern zu begraben und alles, was sie erobert hatten, umzustürzen.

Sie sahen daher nichts übrig, als ein Testament des Königs, von ihnen selbst dictirt, von dem sie das Gelingen ihres Planes und die Dauer ihrer neuen Existenz hoffen konnten. Die Ehrfurcht des Volkes für

den

den Testator und die neuen Stufen der Macht, zu denen sie sich in der Folge erhoben haben würden, gründeten ihre Hoffnungen. Nicht als ob der Herzog dû Maine nicht das gewöhnliche Loos ähnlicher Sicherungsmittel hätte voraussehen können; aber er war auch nicht in dieser Rücksicht im gewöhnlichen Falle, da er so viele Kunstgriffe und Maschinerien von lange her künstlich angelegt und unterhalten hatte. Er hatte den König und das Publikum die schrecklichsten Dinge vom Herzoge von Orleans glauben gemacht, was ihm am meisten nützlich seyn konnte; jetzt war die Zeit, die Früchte davon zu erndten. Dieß bestand darin, daß er die Disposition, in welche er den König versetzt, benutzte und ihn um seines Gewissens willen zum Besten des einzigen Sprößlings, der ihm unmittelbar auf dem Throne folgen sollte, und um des Königreiches willen zu folgendem zu bewegen suchte: 1) daß er so viel als möglich die Macht eines verdächtig gewordenen Prinzen schwächte, dem vermöge der Renunciationen niemand als dieser Sprößling in seiner frühsten Jugend den Weg zur Krone versperrte; 2) daß er, in Ermangelung von Prinzen von Geblüte von gehörigem Alter, seine legitimirten Kinder mit der dem Regenten entzogenen Macht bekleidete; den Herzog dû Maine zum Vormund und unumschränkten Herrn dieses kostbaren Sprößlings machte, ihn nur mit Personen, die dem Herzog dû Maine ergeben, umgäbe und ihm über diese und den ganzen Civil- und Militäretat alle vom Regenten unabhängige Macht ertheilte. Der Herzog hatte Ursache sich zu schmeicheln, daß die durch seine Sorge am Hofe, in Paris, in den Provinzen, von dem Herzog von Orleans verbreitete Meinung durch diese entehrenden Dispositionen mächtig verstärkt werden würde; daß alles, statt Anstoß daran zu nehmen, seinen Beyfall dazu geben würde; daß er auf diese Art als der Wächter und

Beschützer von dem Leben des königlichen Kindes, an welches das Wohl Frankreichs geknüpft sey, dargestellt und angesehen der Abgott der Nation werden würde; daß die Unabhängigkeit des jungen Königs und seines Militär- und Civiletats mit dem öffentlichen Beyfall begleitet, die ihm, auf Kosten des Regenten, durch das Testament ertheilte Macht erhöhen werde; daß der Regent, beschimpft und auf diese Art entblößt und mit der Schmach der über ihn ausgebreiteten und unterhaltenen abscheulichen Gerüchte bedeckt, nicht allein nicht im Stande seyn würde, ihm etwas streitig zu machen, sondern sich nicht einmal gegen die Angriffe zu vertheidigen vermögend seyn würde, welche der Herzog du Maine in der Folge gegen ihn unternehmen könnte; daß in der vortheilhaften mächtigen Lage, in der er sich befinden würde (die ihm für die Gegenwart die Einzelnen und das Volk befreunden und ihm für die Zukunft diejenigen sichern würde, deren Ehrgeiz darauf denken würde, sich bey dem mündigen Könige durch den, dem er Leben und Krone verdankte, einen Platz zu verschaffen); daß er selbst, zur Zeit der Majorität, zu der hohen Stufe emporsteigen könnte, auf der er sich schon im Geiste sahe; er sah daher ein, daß es für ihn wesentlich sey, niemanden um den König zu haben, als ihm Ergebene und von ihm Abhängige, auf die er rechnen könnte; daß er diese also, für alle Aemter der Erziehung, im Testamente wählen und ernennen lassen müßte, theils um sie dadurch gegen den Regenten unverwundbar zu machen, theils den Schein, als wolle er sich absolut machen, wenn er es nachher selbst thäte, von sich zu entfernen, theils um sich nicht dem Mißvergnügen der darnach strebenden auszusetzen, und um in dieser Rücksicht jeden Schein eines Streites mit dem Regenten zu vermeiden und doch seine eignen Wahlen durch das Testament, dem sie ganz allein zuzuschreiben

wären,

wären, autorisiren zu lassen, und daß endlich in dieser Art von Herrschaft, im Fall eines Todesfalls, und um durch die für die Erhaltung des kostbaren Kindes so mannigfaltigen getroffenen Sicherungsmittel den Regenten von ganz Frankreich noch verdächtiger zu machen, ein Bruder dem andern substituirt, und um das Auffallende zu vermeiden, dem zu ernennenden Gouverneur ein Vizegouverneur an die Seite gestellt werden müßte.

So vergaß der Herzog dû Maine selbst nicht, auf einen andern Gouverneur zu denken, um den künftigen Regenten möglichst zu entehren, dem er nichts als den Namen zu lassen gedachte, und eigentlich wollte er alle Gewalt einem Conseil geben lassen, das durch das nämliche Testament ernennt und zwar genau so zusammengesetzt werden sollte, daß die beyden Brüder durch Einführung der Mehrheit der Stimmen die Herren darin spielten. Es ist noch nicht Zeit aus einander zu setzen, wie der Herzog dû Maine alle die verschiedenen Wahlen zu bewerkstelligen wußte; sie blieben alle, bey Lebzeiten des Königs, unter dem Siegel des undurchdringlichsten Geheimnisses. Wir warten also mit Aufführung derselben, bis die Eröffnung des Testamentes dieselben enthüllt.

Es war noch ein Punkt übrig, der nicht der minder schwierige war, und der, wie die vorigen, mehreres zugleich bewirkte: dieß war die Sicherheit des Testamentes, wenn es ihnen dasselbe zu erhalten gelungen war: eine Sicherheit, die ganz vollkommen seyn, und durch das Aufsehn und die Sonderbarkeit den Respect für diese Anstalten vermehren sollte; eine Sicherheit, die die Stimme des Volks zum voraus für das Testament gewinnen, kurz, die Execution alles darin enthal-

tenen dem Parlamente und der ganzen Magistratur des Königreiches zum besondern Geschäft machen sollte.

Aber durch welches Mittel war die Abneigung des Königs gegen das Parlament zu überwinden, die ihm noch von seiner Minderjährigkeit her immer gleich stark geblieben, die oft in Eifersucht und Haß übergegangen war und ihn zu unaufhörlichen Demüthigungen desselben getrieben hatte? eine Stimmung, welche verschiedene Erschwerungen von Auflage-Edicten unterhalten und die Händel mit Rom und neuerdings die wegen der Constitution sehr gesteigert hatten. Sein Testament der Bewahrung des Testamentes anvertrauen, hieß in Wahrheit nicht bloß die Autorität des Parlamentes hinzufügen und seinen letzten Willen durch dieselbe bestätigen; sondern es hieß gewissermaßen zur Sicherheit des Instrumentes und Garantirung desselben bey seiner Eröffnung, als seines Depositums, für das er stehen müsse, diese Autorität anerkennen.

Wer den König kannte, wer die Festigkeit seiner Grundsätze, die Stärke einer ununterbrochenen Gewohnheit, seine äußerste Delicatesse für alles, was auch nur in der größten Ferne den leisesten, nachtheiligen Bezug auf seine Autorität hatte, kannte, der mußte diese letzte Schwierigkeit für unübersteiglich ansehen.

Aber es war beschlossen, daß zur Bestrafung des durch einen doppelten Ehebruch der Welt gegebenen Aergernisses, der, welcher der erste aller Menschen und bis heute der einzige war, der durch ein Uebermaaß von Macht das Laster aus dem Nichts hervorgezogen und dadurch seine Nachfolger ermuntert hatte, dasselbe auch zu begehen, bey jedem Schritt, den er nachher zu Gunsten desselben thun würde, die Ungerechtigkeit und Schimpflichkeit desselben in ihrer ganzen Größe fühlen sollte;

sollte; daß er wider seinen Willen immer weiter vorschreiten und von Stufe zu Stufe, alle mit Widerstreben überschritten, endlich in der Reue seiner Seele und der Verzweiflung seiner Schwäche erseufzend noch so weit gehen sollte, daß er sein Laster durch die ungeheuerste entsetzlichste Apotheose krönte.

Um mit einem Male zu dem doppelten Ziele, das nicht getrennt werden konnte, nämlich zu der Fähigkeit zur Thronfolge, mit Namen, Titel und vollem Range eines Prinzen von Geblüt und zu dem Testamente zu gelangen; war die doppelte Stelle Voisins ein herrlicher Gewinn und ein Werkzeug in der Hand des Herzogs du Maine und der Frau von Maintenon, das stets gegenwärtig, und für alles gleich nothwendig und tauglich war, indem er als Kanzler und Staatssecretär, Gelegenheit und Vorwand hatte, den König zu jeder Stunde zu sprechen und mit ihm zu arbeiten: auf ihn fiel daher auch die ganze Bürde. Man mußte ganz Sklav und ein zu allem zu brauchender Diener seyn, um es zu wagen, sich mit der Einleitung einer solchen Sache zu befassen; aber noch mehr mußte man von der unglaublichen Schwachheit des Königs für den einen und die andere unterrichtet seyn und mußte jede abschreckende Ansicht der Sache und ihrer Folgen, alle Rechtschaffenheit, Religion, Ehre, Vaterlandsliebe aus den Augen setzen und sie auch nicht mit dem leisesten Faden berühren. Wenn man bedenkt, daß Voisin, der seine Tochter verheyrathet, der weder Sohn noch Neffen hatte, dessen Großvater einer der Blutschreiber des Parlamentes gewesen, der noch einmal so hoch über seinen Stand gestiegen war, und nichts mehr brauchte, als sich auf dieser Höhe zu erhalten, daß er nichts zu fürchten hatte, wenn er die Unmöglichkeit der Sache vorgewendet hätte, und sich noch dazu durch diese dem

Regenten so nützliche Handlung von Ehre und Klugheit seine Existenz nach des Königs Tode mehr gesichert hätte: so fühlt man sich bald geneigt, an die Wirklichkeit und Wahrheit der Teufelsbesitzungen zu glauben, wiewohl kein Sinn dafür spricht; und noch mehr wird man überzeugt, wenn man den Tod dieses unglücklichen Mannes dagegen hält.

Die beyden Consuln und ihr Lictor kamen demnach über alles und über die Rolle eines jeden von ihnen in dieser unglückseligen Tragödie mit einander überein: sie zweifelten nicht, daß ein so auffallender Vorschlag, der keinen Grund als den nahen Tod haben konnte, einem Könige von siebzig Jahren gethan der von dem Gedanken des Todes und von der Todesart aller seiner Kinder im Innern der Seele zerrissen war, mit Schmerz, Kränkung und Widerwillen werde aufgenommen werden. Auch beschlossen sie daß man es ihm nur nach und nach klug wiederhohlt beybringen müsse; denn sie fürchteten, daß ihnen durch ein Verbot, je wieder auf ein so hartes Gespräch zurückzukommen, Stillschweigen aufgelegt werden möchte. Jedesmal, wenn Voisin einen Versuch gewagt hatte, legte er seinen zwey Committenten Rechenschaft ab und schöpfte von ihnen neue Kraft und Einsicht. Diese, wiewohl behutsam geführte, Mine traf aber auf einen Felsen, der jedes Werkzeug abstumpfte; die Maintenon und du Maine änderten daher den Plan des Angriffs.

Sie ließen Voisin leiser zu Werke gehen, der sein Anbringen in Vorschläge umgekleidet hatte, um zu dem verabredeten Zwecke zu gelangen, während sie selbst sich dem Könige nur unter einer ganz andern Gestalt zeigten, als sie bis jetzt vor ihm angenommen hatten. Sie waren immer nur damit beschäftigt gewesen, ihm

zu

zu gefallen, und ihn jedes in seiner Art zu amüsiren, ihm seine Wünsche in den Augen zu lesen, ihn zu rühmen, mit einem Worte ihn anzubeten: sie hatten, soweit es möglich war, seit dem Tode der Dauphine, ihre Bemühungen verdoppelt, sie waren die einzigen, mit denen er lebte. Da sie ihn in dem, was sie für die Hauptsache ansahen, um welchen Preis es wäre, nicht nach ihrem Willen bewegen konnten, so wollten sie ihn dazu zwingen und nahmen daher eine andere Gestalt an, in der vollkommnen Zuversicht, daß sie dabey keine Gefahr liefen. Sie wurden nun beyde ernst, oft finster, stumm, thaten nichts für die Unterhaltung und ließen oft das, was der König dafür zu thun bemüht war, durchfallen; oft antworteten sie gar nicht, wenn es nicht geradezu eine Frage war: so daß dieser stolze König, der den demüthigen Bitten des Parlamentes und der größten Männer um irgend etwas für das öffentliche Wohl oft so stolz widerstanden hatte, sich so weit erniedrigte, die Insolenz seines Bastardsohns und einer Betschwester geduldig zu ertragen.

16.

Auf diese Weise gelang es der Anhaltsamkeit der beyden, welche von Seiten der Frau von Maintenon im Zimmer des Königs, so lange er sich daselbst befand und von Seiten des Herzogs du Maine in den Cabinets, im Privatzirkel, sich immer gleich blieb, dem Könige eine Last fühlen zu lassen, die um so trauriger war, als sie ihm unbekannt war. Durch diese zwangvolle finstere Verschlossenheit war sogleich auch der kleinen Zahl der Hofleute in den Cabinets und bey der Maintenon den wenigen Damen, die immer dieselben, an den Tagen, wo mit den Ministern keine Arbeit war, zu den Privat-Diners, zu den Concerts,

Spie-

Spielen gezogen wurden, dasselbe Schweigen auferlegt und dadurch aller Zeitvertreib und Erholung des Königs in Langeweile umgestimmt, ohne daß dieser sich wo anders hätte dafür entschädigen können.

Diese Damen waren Frau von O, Frau von Caylus, Madame Dangeau und Frau von Levi, die intime Freundin der Herzogin von Saint Simon und auch von jeher die meinige. Sie richteten sich stets nach Frau von Maintenon; sie ließen sich durch den Vorwand ihrer Unpäßlichkeit täuschen; aber als es zu lange und ohne alle Veränderung dauerte, als das Gesicht keine Spur von einer Krankheit zeigte, als sie in ihrem gewöhnlichen Leben keine Veränderung sahen, als der König auch so ernst und traurig wurde; so wurden sie stutzig und spähten und lauschten. Es beunruhigte eine jede die Furcht, daß sie die Ursache seyn möchte, und diese Furcht machte sie selbst immer mehr für die Gesellschaft untauglich, und mehrte den Zwang, den ihnen die Zurückhaltung und das Beyspiel der Fr. von Maintenon auflegte. In den Cabinets beschränkte sich alle Unterhaltung auf frostige Jagdgeschichten, auf das Gespräch von den Planen von Pambouillet, welches der Graf von Toulouse führte, der nicht zum Complot gehörte, aber kein guter Gesellschafter war, und auf einige Anecdoten, welche die geheimen Valets zum Besten gaben, die auch nachzulassen anfiengen, sobald sie bemerkten, daß der Herzog dû Maine nichts mehr auffaßte und sie nicht mehr, wie gewöhnlich, unterstützte. Marechal und die andern, erstaunt über diese ungewohnte Verschlossenheit des Herzogs dû Maine, sahen sich einander an und forschten nach der Ursache, die sie nicht zu entdecken vermochten. Alle sahen den König traurig, von Langeweile gequält; sie fürchteten deswegen für seine Gesundheit, aber keiner wagte oder wußte

etwas

etwas zu thun. Die Zeit vergieng und diese Verschlossenheit mehrte sich mit ihr.

So weit war es den von dem Aeussern des Privatzirkels unterrichteten gestattet durchzuschauen; und ich würde einen Roman und keine Geschichte schreiben, wenn ich von den unter vier Augen wahrscheinlich vorgegangenen Scenen, während der langen Zeit, daß diese Maschinerie ununterbrochen fortgesetzt wurde, etwas zu wissen scheinen wollte. Die Wahrheit fodert, daß man beydes sage, was man weiß und was man nicht weiß. Ich kann also nicht weiter gehen und in die tiefe Dunkelheit dieser Geheimnisse nicht eindringen. Gewiß ist, daß sich die beyden Privatzirkel zu eben so großem Erstaunen der Zeugen, als ihnen jene fortgesetzte Verschlossenheit verursacht hatte, auf einmal wieder versammelten. Sie konnten nicht besser die Ursache des Endes als die des Anfanges einsehen und gelangten auch nicht eher zu dieser doppelten Einsicht auf einmal, als einige Tage nachdem die Maintenon und dü Maine vor dem Könige, mit einer Art von Wucher, ihre gewohnte Gestalt wieder angenommen hatten; das heißt erst nach dem entsetzlichen Ausbruche des auf Frankreich einstürzenden, ganz Europa in Erstaunen setzenden, Ungewitters.

Ich muß nun zu dem abscheulichen Ereigniß gehen, welches dem andern so schnell folgte, mit dem es zugleich beschlossen worden. Wir haben schon aus den dem Könige gegen dü Maine entfallenen Aeusserungen, wegen des ihm für die Fähigkeit zur Thronfolge so eben zugestandenen und aus seinem so bedeutungsvollen Ton und Ausdruck gesehen, daß ihm diese Entsetzlichkeit ganz wider seinen Willen abgezwungen worden war. Wir wer-

werden sehen, daß der Monarch, der sich vor vielen andern in seiner Gewalt hatte, sich über das nämliche und über sein Testament noch weniger zurückhielt.

Einige Tage vorher, ehe diese Neuigkeit auskam, war er mit den beyden legitimirten Prinzen in Gegenwart des kleinen innern Zirkels der Valets, d'Antins und d'O's in seinem Cabinet. Noch voll von Unwillen über den Exceß des ihm von seinen legitimirten Kindern abgezwungenen vollen Standes und Rechtes als Prinzen von Geblüt und der Fähigkeit zur Thronfolge, sah er sie beyde an und sagte auf einmal mit einer Miene voll Verdruß und Aerger, indem er mit finsterm Blicke die Rede an dû Maine wendete: „Ihr habt es ge„wollt; aber wenn, statt daß ich euch jetzt noch so groß „mache und ihr es bey meinem Leben seyd, ihr nach „meinem Tode nichts seyd, so mögt ihr dann sehen, „wie ihr das geltend macht, was ich für euch gethan „habe, wenn ihr könnt." Alle Anwesenden fuhren bey dem so unerwarteten Donnerschlag zusammen, der so ganz dem Charakter und der Gewohnheit des Königs entgegen war, und wodurch der Ehrgeiz des Herzogs dû Maine und die Gewalt, die er der Schwachheit des Königs angethan, der sich dieselbe so wie dem legitimirten Sohne seinen Ehrgeiz und Ungestüm vorzuwerfen schien, in voller Blöße dargestellt wurde. Jetzt war dem geheimen Zirkel, der bis dahin so erstaunt und betroffen, und wegen der in diesem Zirkel so offenbar bemerkten Veränderung des Herzogs dû Maine (wovon wir gesprochen haben) so besorgt gewesen war, die Hülle weggezogen; und das, was zwey Tage nachher geschah, machte vollends alles klar. Die Bestürzung des Herzogs dû Maine bey diesem harten Ausfall des Königs, den kein sich darauf beziehendes Wort veran-

laßt

laßt hatte, schien außerordentlich. Alle, die dabey waren, die Augen auf den Boden geheftet, wagten nicht Athem zu holen. Eine ziemlich lange Zeit dauerte dieses tiefe Schweigen und wurde nicht eher unterbrochen, bis der König in seine Garderobe gieng, wo nun ein jeder wieder frey Athem schöpfte.

Er war in der That sehr über das, wozu man ihn zu bewegen gewußt hatte, aufgebracht; aber ähnlich einem Weibe, das Zwillinge gebiert, hatte er erst ein Ungeheuer geboren, er trug noch eins bey sich, dessen er sich entledigen mußte, und das ihn mächtig beängstigte, ohne ihm Zeit zu lassen, sich von den Schmerzen der ersten Geburt zu erholen.

17.

Der Hof befand sich zu Versailles, Sonntag den 27 Aug. 1714, als der erste Präsident de Mesmes und der Generalprocureur d'Aguesseau, welche der König hatte kommen lassen, zu Ende seines Levers in sein Cabinet traten. Sie hatten vorher den Kanzler besucht und daselbst waren auch die zum Instrumentalen und zur Depositenverwahrung gehörigen geblieben. Man kann sich vorstellen, daß, sobald dû Maine seiner Sache gewiß war, er mit dem ersten Präsidenten, seiner Creatur, gute Verabredung getroffen hatte. Als sie allein mit dem Könige waren, zog er aus einem verschlossenen Kästchen ein großes dickes Packet mit sieben Siegeln hervor. (Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht der Herzog dû Maine das Mysteriöse der Apocalypse, durch diese sieben Siegel hat nachahmen und dadurch dieses Packet hat heiligen wollen.) Er übergab es ihnen und sagte: „Meine Herren, dieß ist mein „Testament. Niemand als ich weiß, was es enthält.

„Ich

„Ich übergebe es ihnen, um es im Parlament aufzu-
„bewahren, dem ich keinen größern Beweiß von Ach-
„tung und Vertrauen geben kann. Das Beyspiel
„meiner Vorfahren, und das Schicksal des Testaments
„meines Vaters, sagt mir sehr, was aus diesem auch
„werden könne; aber man hat es gewollt, man hat
„mich gequält, und mir keine Ruhe gelassen, was ich
„auch habe sagen mögen; nun wohl, ich habe mir
„Ruhe erkauft. Hier haben Sie es, nehmen Sie
„es mit sich, es mag damit werden, was da will;
„zum wenigstens werde ich Ruhe haben und nicht
„wieder davon sprechen hören." Nach diesen letz-
ten Worten, die er mit dem Kopfe nickend ziemlich
hart sprach, wandte er ihnen den Rücken, gieng in ein
ander Cabinet und ließ sie fast versteinert stehen. Sie
sahen sich einander an, stumm vor Erstaunen über das,
was sie gehört und was sie noch besser in den Augen
und dem ganzen Ausdrucke des Königs gelesen hatten;
und sobald sie wieder zu sich gekommen waren, giengen
sie weg und reisten nach Paris zurück.

18.

Man erfuhr es erst den Nachmittag, daß der
König ein Testament gemacht und es diesen Männern
übergeben habe. So wie die Neuigkeit sich verbrei-
tete, füllte Bestürzung den ganzen Hof; während die
Schmeichler, im Grunde eben so bestürzt als die übri-
gen am Hofe und als es nachher Paris war, den König
mit Lobsprüchen überhäuften. Den andern Tag, Mon-
tag den 28. kam die Königin von England von Chaillot,
wo sie sich beständig aufhielt, zu Frau von Maintenon;
der König kam sie daselbst zu sprechen. Sobald er
sie erblickte, sagte er, mit dem Ausdruck des Ver-
drusses: „Madame, ich habe mein Testament gemacht;

„man

„man hat mich gequält, daß ichs machen sollte; und, in„dem er seine Blicke auf Frau von Maintenon rich„tete, ich habe mir meine Ruhe erkauft. Ich kenne „die Untriftigkeit und Nichtigkeit des Testamentes: „wir vermögen alles was wir wollen, so lange wir le„ben; sind wir aber todt, so vermögen wir weniger „als Privatleute. Man braucht nur an das Schick„sal des Testamentes meines Vaters nach seinem Tode „und so vieler anderer Könige denken. Ich weiß es; „aber gleichwohl hat man es haben wollen: man hat „mir keine Ruhe, keinen Frieden, keinen Aufschub „gelassen, bis es gemacht war. Nun wohl, Mada„me, es ist gemacht; mag damit werden was es will, „wenigstens wird man mich nicht mehr plagen."

Worte wie diese, die die erlittene Gewalt, und den langen hartnäckigen Kampf, ehe er nachgegeben, seinen Verdruß und Widerwillen so ausdrucksvoll bezeichnen, Worte von so auffallendem starken Ausdruck erfordern einen eben so klaren bestimmten Beweis, als sie selbst sind. Hier ist er. Die Worte, die der König zum ersten Präsidenten und Generalprocureur sagte, habe ich von dem erstern selbst, der sie gewiß wohl gemerkt hatte. Doch bemerke ich, denn ich muß genau seyn, daß er sie mir erst lange nachher erzählt hat.

Ich war seit zwey Jahren mit ihm bis zu den größten Ausbrüchen gespannt gewesen. Es dauerte lange und er that nach der Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Longes, worüber ich auf das heftigste aufgebracht war, so viel Schritte sich mit mir zu versöhnen, daß die Versöhnung endlich zu Stande kam. Und sie wurde so gut hergestellt, daß ich bey ihm alles vermochte, und daß seine Schwester, Frau

von Fonteville, eine Frau von seltener Frömmigkeit und Verstand, die intimeste Freundin von mir und meiner Frau wurde, die sich stets gleich geblieben ist.

Damals war es, daß mir der erste Präsident Wort für Wort alles erzählte, was ihnen der König bey Ueberreichung des Testamentes gesagt hatte. Es ist hier nicht der Ort, von dieser Spannung, noch weniger von unserer Versöhnung zu sprechen. Es ist auch nöthig, daß ich dasjenige beweise, was der König zu der Königin von England gesagt hat, was noch viel stärker und deutlicher ausgesprochen ist, weil er mit ihr freier reden konnte, vielleicht auch weil Frau von Maintenon gegenwärtig war, welche der Ausbruch seines Unwillens über die ihm angethane Gewalt am meisten traf. Ich erfuhr es zwey Tage darauf von Frau von Lauzun, der es die Königin von England noch in ihrem ersten Erstaunen erzählt hatte. Unser Erstaunen war so groß, daß Frau von Lauzun, gegen welche die Königin viel Freundschaft und Offenheit hatte, ihr ihre Aufwartung zu machen eilte, und sie sprach sie oft unter vier Augen, um sich es erzählen zu lassen.

Die Königin ließ sich nicht sehr bitten, so neu war noch ihr Erstaunen, und wiederholte ihr das Gespräch Wort für Wort, wie Frau von Lauzun es uns gesagt, und ich es eben aufgezeichnet habe. Die Wirkung desselben zeigte sich an der so ungewohnten Gesichtsveränderung des Königs, an der Veränderung seines ganzen Wesens, an der Kürze, Kälte und dem Stolze seines ungewöhnlich seltenern Sprechens, an der Art, wie er auf alles, was vorkam, antwortete, an der äussersten peinvollen Verlegenheit der Frau von

Main-

Maintenon, welche die vertrautern Damen in ihrer ganzen Größe sahen, und an der Niedergeschlagenheit des Herzogs du Maine, dessen üble Laune aber acht Tage dauerte und sich nur nach und nach wieder verlor. Es ist augenscheinlich, daß sie Auftritte erfahren hatten; aber sie waren im Besitz dessen, was sie so sehr gewünscht hatten, und erkauften es um den leichten Preis, eine vorübergehende Laune zu ertragen, noch dazu durch das, was ihnen begegnete, gesichert, daß, wenn sie es mit Geduld ertrugen und ihr gewohntes Betragen gegen ihn wieder annahmen und vielleicht verdoppelten, er sich bald nur zu glücklich schätzen würde, sich zu ergeben und die von ihnen so theuer erkaufte Ruhe ruhig zu genießen.

Sobald der erste Präsident und der Generalprocureur nach Paris zurückgekommen waren, schickten sie nach Handwerksleuten, die sie in einen Thurm des Palais, hinter dem Nebenzimmer der grand' chambre und dem Cabinet des ersten Präsidenten, dem Archiv gegen über führten. In die Mauer dieses Thurmes ließen sie ein großes Loch machen, legten daselbst das Testament nieder, ließen die Oeffnung mit einer eisernen Thüre und mit einem eisernen Gitter als zweyter Thüre verschließen, und zuletzt wieder zumauern. Die Thüre und das Gitter hatten drey verschiedene Schlösser, die Thüre und das Gitter hatten aber dieselben, und für jedes der drey Schlösser war ein Schlüssel, der also jedes der zwey Schlösser schloß.

Einen davon nahm der erste Präsident in Verwahrung, den andern der Generalprocureur und der Oberarchivar des Parlaments den dritten. Sie brauchten die Klugheit, ihn dem Oberarchivar zu geben,

weil diese Deposition gegen die Rechte des Archivs des Parlamentes war, um die Eifersucht zwischen dem zweyten Präsident à mortier und dem doyen des Parlamentes und die durch den Vorzug zu verursachende Trennung zu verhüten. Zu gleicher Zeit versammlete sich das Parlament und der erste Präsident referirte die Sache, wobey er so viel als möglich die Versammlung mit dem durch Uebergebung des Testamentes und anbefohlne Sicherung der darin enthaltenen Dispositionen bewiesenen Vertrauen und erzeigten Ehre zu schmeicheln suchte. Zu gleicher Zeit legten die Sprecher des Königs (gens du Roi) der Versammlung ein Edict vor, das der erste Präsident und der Generalprocureur aus den Händen des Kanzlers zu Versailles, an demselben Morgen, wo ihnen der König das Testament übergab, empfangen hatten. Sie ließen es ins Protokoll eintragen; es war sehr kurz. Der König erklärte darin, daß das dem ersten Präsidenten und Generalprocureur übergebene Packet sein Testament enthalte, in welchem für die Aufsicht und Vormundschaft des minderjährigen Königs und für die Wahl eines Conseil de Regence gesorgt sey, welche Dispositionen er aus gerechten Gründen nicht habe bekannt machen wollen; er wolle, daß das Testament im Archiv des Parlamentes aufbewahrt werde und daß in dem Augenblick, wo es Gott gefallen würde, ihn aus dieser Welt abzufodern, sie in voller Versammlung aller Chambren und der Prinzen und Pärs, in Gegenwart derselben, das Testament eröffneten und die Dispositionen desselben, welche als unverbrüchlich anzusehen seyen, publicirten und von dem Testamente an alle Parlamenter des Königreichs, auf Befehl des Conseil der Regence, Copien absendeten, welche in die Protokolle eingetragen werden sollten.

Die

Es wurde bemerkt, daß in dem ganzen Edict kein Wort von Achtung, von Vertrauen gegen das Parlament gesagt war, auch nicht einmal ein einziges Wort über die Wahl des Archivs zum Aufbewahrungsort und nichts, was auf die Bewahrung der Schlüssel Bezug gehabt hätte. Obgleich das, was der König zum Herzog dû Maine über die letzte, ihm zugestandne Gnade des Ranges der Prinzen von Geblüt und der Fähigkeit zur Thronfolge, und was er zum ersten Präsidenten und zum Generalprocureur und zur Königin von England über das Testament gesagt hatte, nicht öffentlich geworden war; so hatte doch das ausserordentliche Erstaunen derjenigen, die das erste mit angehört hatten, und die Verwunderung der zwey Magistratspersonen und der Königin etwas davon ahnden lassen.

Die Verstimmung des Königs war bekannt, man wußte den Grund nicht; der besser unterrichtete Theil des Hofes und durch diese andere, kannten im allgemeinen die Mißhandlung, den Verdruß, den Aerger des Königs; die sonderbare Trockenheit des Edicts bestätigte diese Ueberzeugung; und man zweifelte nicht, daß der König sich geweigert habe, das Edict in dieser Form zu geben und daß man darüber habe hinwegschlüpfen müssen.

Wir haben gesagt, das Gerücht vom Testamente habe allgemeine Bestürzung erregt. Es war das Loos des Herzogs dû Maine, zu erhalten, was er wollte, aber mit dem öffentlichen Fluche. Dasselbe Loos traf ihn auch in Rücksicht des Testamentes, aber als er es merkte, war er sehr darüber betroffen, und Frau von Maintenon sehr unwillig; und ihre Wachsamkeit und ihre Sorge wurde immer reger, um den König so ein-

zuschließen, daß das Gemurmel nicht bis zu ihm reichen konnte. Sie bestrebten sich daher mehr als je ihm zu gefallen, ihn zu unterhalten und die Lobsprüche, die Freude, die Bewunderung des Publikums über eine so großmüthige, so erhabene, und zugleich so weise, für die Erhaltung der guten Ordnung und der öffentlichen Ruhe so nothwendige Handlung vor ihm erschallen zu lassen. Jene Bestürzung war aber sehr natürlich, und um so mehr sah sich der Herzog du Maine getäuscht und in Verlegenheit. Er hatte alles vorzubereiten, jeden Weg zu ebnen geglaubt, wenn er den Herzog von Orleans so verdächtig und verhaßt machte. Es war ihm wirklich gelungen, aber er glaubte es noch weit mehr, als es in der That war. Seine Emissärs und seine eignen Wünsche hatten ihm alles vergrößert und er war von dem größten Erstaunen betroffen, als statt des öffentlichen Beyfalls, der, wie er sich geschmeichelt hatte, die Nachricht vom Testamente begleiten würde, gerade das entgegengesetzte statt hatte. Man sah zwar klar, daß das Testament gegen den Herzog von Orleans gerichtet war, denn hätte man ihm nicht eins versetzen wollen; so brauchte es gar keines, man brauchte nur die Sache ihren Gang gehen zu lassen. Eben so wenig hatte sich die mit so vieler Kunst und Anhaltsamkeit verbreitete Meynung und Stimmung gegen den Herzog von Orleans verloren: aber so nachtheilig man auch von ihm denken, welche Stimmung man haben mochte, so war man doch nicht so verblendet, daß man nicht gesehen hätte, daß er vermöge des unstreitigen Rechtes seiner Geburt, das die Disposition des Testamentes nur durch Entgegenstellung einer der seinigen gewichthaltenden Gewalt entkräften konnte, nothwendiger Regent sey; man sah ein, daß dadurch zwey Partheyen im Staate gebildet werden würden, wovon

eine

eine jede sich zu behaupten und die andere zu demüthigen durch die mächtigsten Triebfedern der Ehre, des Interesses, der Gefahr getrieben seyn würde; daß dann niemand der Nothwendigkeit, Parthey zu nehmen, entgehen könne, und daß die Wahl einer jeden von beyden, tausend Gefahren und tausend vielleicht gegründete Hoffnungen biete. Alle Privatleute seufzten schon zum voraus über ihr Schicksal, über sich selbst, über den dem Ehrgeize der Partheyen preißgegebenen Staat. Das Haupt der gerechtesten oder vielmehr der allein gerechten hatte man zum Abscheu gemacht; das Haupt der andern, alle erkannten dafür den Herzog du Maine, war nicht weniger aller Abscheu durch seinen zügellosen Ehrgeiz, der ihn bis zur Usurpation der Thronfolge getrieben, und von welchem er gespornt, nach des Königs Tode gegen den Regenten auftreten und Altar gegen Altar aufrichten zu wollen drohte; eine Aussicht, welche alle Gemüther empörte und die schrecklichsten Folgen zeigte. Man stellte eine Vergleichung zwischen den geheiligten Rechten des einen und den nichtigen des andern, zwischen den Versprechungen beyder an, die man von beyden Seiten verhaßt fand: aber die Tapferkeit, das erlittene Unrecht, das Recht des Blutes gab den Ausschlag gegen die Sache des Herzogs du Maine. Ich spreche hier nur von dem großen Haufen, der wenig unterrichtet, nur nach dem ersten Augenschein urtheilte. Wie weit mehr galt dieß von dem besser unterrichteten Theil, und der keinen Grund hatte, die Neutralität zu verlassen. Diese Betrachtungen, welche mehr oder weniger starken Eindruck machten, erzeugten jene Klagen, jenes Murmeln, das, obwohl von der Furcht gedämpft, doch nicht ungehört blieb. Was die Vernunft rieth, was die angesehnsten wünschten, war nichts weniger als ein versiegeltes Testament, das al-

les in Furcht erhielt und Partheysucht erweckte. Der Mangel an Männern, die durch ihre Thaten und Talente ausgezeichnet, und über andere hervorgehoben, die Vorgänger spielen und durch ihr Ansehn und Verdienste die andern nach sich ziehen konnten; die Minderjährigkeit aller Prinzen von Geblüt; jene falschen allgemein angenommenen, dem, welchem das unverbrüchliche Gesetz des Rechtes und der Nothwendigkeit die Zügel des Staates in die Hände geben mußten, so nachtheiligen Meinungen: alles dieß ließ wünschen, daß der König die der seinigen folgen sollende Regierung bestimmen möchte, aber nicht in solcher Dunkelheit.

Man wünschte, daß der König der Regierung die Einrichtung geben möchte, die er nach seinem Tode wünschte; daß er diejenigen, die er dazu bestimmte, gegenwärtig in sein Conseil und seine Geschäfte einführen möchte; daß er, im vollen Gebrauch seiner Gewalt, diejenige öffentlich bestimmen möchte, die der seinigen folgen sollte, in den Schranken und der Ausdehnung, die er ihr zu geben beschlossen; daß er den künftigen Regenten und diejenigen, die in jeder Art Theil an der Verwaltung nach ihm nehmen sollten, instruiren und einem jeden seine Sphäre anweisen und so sie in Uebung setzend, der Regierung Geist und Harmonie geben möchte. So hätte er Zeit gehabt, zu beobachten, zu verbessern, zu verändern, anzuordnen, was er gewollt hätte; so daß bey seinem Tode kein Wechsel statt gefunden hätte, die Veränderung hätte nicht einmal die Oberfläche der Geschäfte betroffen und man hätte nur in dem fortzufahren gebraucht, was er angeordnet und eingeleitet hätte.

Aber das, was der öffentliche Wunsch und der Wunsch des Verständigern, was der Vortheil des Staates war, war nicht der Wunsch und der Vortheil des Herzogs dû Maine. Er fürchtete zu sehr das öffentliche Aufsehn und den zukünftigen Regenten, der mit Ehre und Sicherheit, nicht ruhig hätte bleiben können. Er fürchtete die Vergleichung zwischen dem Gesetz und der blinden gewaltsamen Gunst, die Parallele zwischen der Grundveste des Königreichs, dem ächten Blut unserer Könige, von denen der Herzog von Orleans Enkel und Neffe war, und dem dunkeln Nichts einer so lasterhaften Geburt, die bis zum Herzog dû Maine unbekannt in der menschlichen Gesellschaft war; endlich die Vergleichung der kriegerischen Tugenden (so wichtig bei einer so kriegerischen Nation) und die Vergleichung der Nacktheit eines königlichen Enkels mit der ungeheuern Zusammenhäufung von Chargen, Gouvernements, Truppen, Rang und unerhörten Ehren, welche der Frucht des doppelten Ehebruchs zum coloßalischen Piedestal dienten, zu dessen Füßen alle Stände und Classen des Volks gedemüthigt und alles in Verwirrung untereinander geworfen lag, sobald er die Macht, die er zu usurpiren gewußt, nur einen Augenblick gebrauchen wollte.

Der Herzog dû Maine fürchtete die Stimmung, welche dergleichen zu tiefe Betrachtungen hervorbringen könnten, und die Reue des Königs, welche dessen Widerstreben und seine Klagen über die angethane Gewalt nur zu sehr fürchten ließen. Er fürchtete das zu zerstören, was er mit so viel Mühe aufgebaut hatte. Endlich fürchtete er, und vielleicht der König mehr als er, die Klagen derjenigen, welche nicht gewählt waren: der eine fürchtete sich Feinde dadurch zu

machen, die sich mit dem Herzog von Orleans verbinden könnten; der andere den Ungestüm der Mißvergnügten und böse Gesichter. Also war nichts weniger zu erwarten, als Geheimnisse enthüllt zu sehn, welche zu verhüllen den Urhebern derselben so sehr am Herzen lag.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs von Saint-Simon.

Vierzehntes Buch.

Ende der Regierung Ludwigs des XIV.

Inhalt.

1. Armuth des Staates. Anecdoten die Finanzen des Staates und die Einführung des Zehnten betreffend. 2. Niederträchtigkeit einiger Doctoren der Sorbonne. 3. Die von ihnen gegebene Entscheidung des vorgelegten Gewissensfalls veranlaßt die Auflegung eines Impots. 4. In einem Augenblicke des Bedürfnisses schmeichelt der König dem Samuel Bernard, um von ihm Geld zu erhalten. 5. Bey einer andern Gelegenheit schickt der König sein Geschirr in die Münze und ermahnt die Großen ein Gleiches zu thun. 6. Anecdoten und Spöttereyen der Ausländer darüber. Der König ist genöthigt, im J. 1688 sein Silberzeug und seinen silbernen Thron zu verkaufen. 7. Basnille schlägt die Einführung der Kopfsteuer vor, welche auch zur Wirklichkeit kommt. 8. Pächter und Plusmacher kommen in Untersuchung. 9. Mißliche Lage der Geschäfte zu Ende der Regierung Ludwigs XIV. 10. Nothwendigkeit der genauesten Oeconomie in den Geschäften.

11. Das J. 1709. 12. Standhaftigkeit des Königs mitten in seinem widrigen Geschick. 13. Der König ergiebt sich ganz der Frau von Maintenon, die ihn leitet.

14.

14. Tod und Charakter des Herzogs von Berry. 15. Intriguenspiel wegen der zu wählenden Instructoren, Gouverneurs und andern Lehrer des künftigen Königs. 16. Recapitulation der Begebenheiten der Regierung Ludwigs XIV.

17. Der König sieht seinen Tod herannahen, ohne ihn zu fürchten. 18. Er erkennt, daß er Schwachheiten der menschlichen Natur unterworfen sey. 19. Der König täuscht auf seinem Sterbebette seinen Neffen, den Herzog von Orleans, den zukünftigen Regenten, den Inhalt des Testamentes betreffend. 20. Es läuft das Gerücht, daß der König auf dem Sterbebette Jesuit wurde und das Gelübde der Gesellschaft ablegte. 21. Der König ist in seinen letzten Augenblicken von der Frau von Maintenon, von den Devoten und von seinen legitimirten Kindern verlassen.

22. Stimmung der Gemüther beym Tode Ludwigs XIV.

I.

Die so demüthigende Unmöglichkeit, den Frieden zu erhalten, die er erfahren hatte, und die Erschöpfung, in welcher sich das Königreich befand, hatte den König ehedem in die grausamste Beängstigung und Desmarets in die tödlichste Verlegenheit gesetzt. Das Papiergeld aller Art, womit das Gewerbe überschwemmt war, und das alles mehr oder weniger den Credit verloren hatte, verursachte eine Verwirrung, für die kein Mittel zu finden war. Alle die billets d'etat, billets de monnoye, billets des receveurs généraux, billets sur les tailles, billets d'uſtenſiles machten den Ruin der Privatleute, welche der König zwang, sie zur Bezahlung dessen, was er schuldig war, anzunehmen. Sie verloren daran die Hälfte, zwey Drittel und noch mehr und gegen den König so gut als gegen andere.

Dieser Verlust bereicherte die Leute von Geld und Vermögen auf Kosten des Publikums. Der Umlauf des Geldes stockte, weil es an Münzsorten fehlte, indem der König nichts mehr bezahlte und immer einzog, und indem alles, was sich von Münzsorten außer seinen Händen befand, wohl verschlossen in den Koffern der königlichen Pächter verwahrt lag.

Eine

Eine doppelte und dreyfache, nach der Willkühr der Provinzialintendanten auferlegte, Kopfsteuer, Impostis auf Waaren und Lebensmittel, auf das Vierfache ihres Werthes, taxes d'ailés und andre Auflagen von aller Art und auf alle Arten von Dingen: alles dieß drückte, Adliche und Bürgerliche, Seigneurs und Geistliche zu Boden, ohne daß das dadurch Gewonnene für den König hinreichend war. Er erpreßte das Blut seiner Unterthanen ohne Unterschied, bis auf das Herzblut und bereicherte ein Heer von Pächtern und Einnehmern dieser verschiedenen Arten von Auflagen, in deren raubgierigen Händen der größte Theil des baaren Geldes blieb.

Desmarets, auf welchen der König endlich in Betreff der Finanzen all sein Vertrauen zu setzen genöthigt war, kam auf den Gedanken, außer so vielen Auflagen, jenen königlichen Zehnten von allem Eigenthume jeder Gemeinheit und jedes Privatmanns im Königreich einzuführen, (den auf die eine Weise der Marschall von Vauban, auf die andere Boisguilbert ehemals vorgeschlagen hatten, wie ich es angeführt habe *),) als eine einzige einfache Taxe, die für alles hinreichend seyn und ganz und ungetheilt in die Koffer des Königs kommen und jede andre Auflage, selbst die Steuer, bis auf ihren Namen aufheben sollte. Man weiß, wie die Finanziers davor erschraken, wie die Minister darüber erröthteten, mit welchem Abscheu dieser Vorschlag verworfen wurde und wie sehr jene beyde trefflichen, staatsklugen Bürger sich dadurch zu Grunde gerichtet hatten, **) sie, deren einzige Triebfeder die Liebe zum öffent-

*) Im Artikel Vauban.

**) Diese Operation hat schon manche zu Grunde gerichtet, und wird noch manche zu Grunde richten, die sie versuchen werden. (Note geschrieben im J. 1787, im Monat Junius, von einem Parlamentsrathe.)

öffentlichen Wohl gewesen war. Wir müssen uns hier daran erinnern, indem Desmarets, der dieses System nicht aus den Augen verloren hatte, jetzt zu dem Zehnten, nicht als zu einem Hülfsmittel in der Noth (welches ein unverzeihlicher Fehler in der Finanzwissenschaft ist), sondern als zu einer Ueberschuß gebenden Hülfsquelle seine Zuflucht nahm. Ohne jemand ein Wort zu sagen, machte er seinen Entwurf und gab ihn zur Prüfung und Ausfeilung einem ausdrücklich dazu von ihm niedergesetzten Büreau, dessen Mitglieder der Staatsrath Bouville, der Mann seiner Schwester, der Staatsrath Nointel, der Bruder seiner Frau, der Staatsrath Vauxbourg, sein Bruder, der Intendant der Finanzen Bercy, sein Eidam, der Maitre des Requetes, Harlay-Coeli, sein Getreuer, der nachher als Staatsrath und Intendant von Paris gestorben ist, und drey Finanzmeister waren.

Diesem so schön gewählten Collegium war also die Direction der Sache, die Execution derselben und die Ausfertigung des Edictes übergeben. Der einzige Nointel verabscheute diese so ungeheure Erpressung und entschuldigte sich mit der Arbeit des Proviant-Büreaus, die er hatte, daß er an diesem nicht arbeiten könne. Er wurde von einem der drey Generalpächter nachgeahmt, dem wahrscheinlich noch eine Art von Herz geblieben war. Man erstaunte, daß Vauxbourg sich nicht davon zurückgezogen hatte, er, der so viel Rechtschaffenheit und Frömmigkeit besaß und sich von den Intendantenstellen, wo er lange und gut gearbeitet hatte, zurückgezogen hatte. Diese Commissarien arbeiteten demnach mit Fleiß und großer Anstrengung an Wegräumung der Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten zeigten. Man mußte zuerst von jedem eine aufrichtige, bestimmte, unverholne Angabe seines Vermögens, sei-

ner Activ- und Passiv-Schulden und der ganzen Lage seines Vermögens haben, man mußte davon sichere Beweise haben und Mittel finden, hierin nicht getäuscht zu werden. Um diese Punkte drehten sich alle Schwierigkeiten.

Das Unglück, das der Impost selbst mit sich brachte, achtete man nicht; man achtete nicht die Verzweiflung einer so ungeheuern Menge Menschen von allen Ständen; die Schande so vieler, wenn sie selbst die Geheimnisse ihrer Familien enthüllen sollten; die Banquerote so vieler, die sich bloß durch Ruf und Credit gehalten, und, wenn diese aufhörten, unvermeidlich zu Grunde gehen mußten; die Schwierigkeiten der Vermögensangaben; den Brand der Verheerung in so vielen Familien durch diese grausamen Angaben, durch diese Fackel an ihre schimpflichsten Seiten gehalten, entzündet; mit einem Worte, das ganze Abscheuliche jener gottlosen Zahlungen, welche immer den Zorn des Schöpfers gereizt haben, daß er den Urhebern derselben in den schrecklichsten Züchtigungen seine schwere Hand hat fühlen lassen.

Die Zeit von weniger als einem Monat war für den Scharfsinn dieser menschlichgesinnten Commissarien hinreichend, um dem Cyclopen, der ihnen den Auftrag gegeben hatte, von diesem schönen Entwurfe alle mögliche Rechenschaft zu geben.

Er durchsah mit ihnen das Edict, das sie ausgefertigt hatten und das ganz mit Drohungen gegen die Uebertreter, welche man entdecken würde, gefüllt war, worin aber keine Rücksicht auf die mit dem Besitze des Vermögens nothwendig verknüpften Beschwerden genommen war; und nun war von weiter nichts die Rede, als die Genehmigung desselben zu bewerkstelligen.

gen. Desmarets legte demnach dem Könige diese Sache vor, die er im besten Lichte zu zeigen wußte. Aber der König, wiewohl der enormesten Auflagen gewohnt, entsetzte sich nicht wenig vor dieser. Seit langer Zeit hörte er von nichts als von dem größten Elende sprechen; dieser Zuwachs beunruhigte ihn und versetzte ihn in eine so auffallende Traurigkeit, daß sie die geheimen Valets mehrere Tage hintereinander bemerkten und darüber so in Sorgen waren, daß Marechal, der mir diese ganze interessante Anecdote erzählt hat, den Muth faßte, ihn um diese Traurigkeit, die er seit mehrern Tagen an ihm bemerkte, und die ihn für seine Gesundheit fürchten ließ, zu befragen. Der König gestand ihm, daß er außerordentlich bekümmert sey, schob es aber unbestimmt auf die Lage der Angelegenheiten überhaupt.

2 und 3.

Acht oder zehn Tage nachher, die unter derselben Melancholie vergangen waren, zeigte der König seine gewohnte Ruhe wieder. Er rief Marechal zu sich und sagte ihm unter vier Augen, jetzt, da er wieder ruhig sey, wolle er ihm wohl sagen, was ihn so heftig bekümmert und was ihm den Kummer abgenommen habe. Hierauf erzählte er ihm, daß, nachdem ihn die außerordentlich dürftige Lage seiner Finanzen zu verzweifelten Auflagen gezwungen habe, er sich von neuem in die Nothwendigkeit versetzt sehe, dieselben beträchtlich zu vermehren; daß ihn außer dem Mitleid noch Gewissens-Zweifel, ob er das Eigenthum des Volkes so an sich reißen dürfe, gequält hätten, daß er sie endlich dem P. Tellier entdeckt habe, daß dieser sich einige Tage Bedenkzeit ausgebeten, und ihm denn ein casuistisches Consultum, nicht von den Vätern seiner Gesellschaft,

(die nicht compromittirt werden durften), sondern von den gelehrtesten Doctoren der Sorbonne (da die Sorbonne nicht in corpore hatte entscheiden wollen) gebracht habe, des Inhalts: daß alles Eigenthum der Franzosen Eigenthum des Königs sey und daß, wenn er es nähme, er nur das nähme, was ihm gehörte. Der König gestand, daß ihn diese Entscheidung sehr beruhigt *), ihm seine alten Zweifel benommen und ihm die verlorne Heiterkeit wiedergegeben habe; aber Marechal war darüber so erstaunt, so betroffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Glücklicherweise verließ ihn der König, sobald er seine Rede geendigt hatte und ließ Marechal allein, der nicht wußte, wo er war. Diese Anecdote, die er mir einige Tage nachher erzählte, als er sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholt hatte, bedarf keines Commentars. Sie zeigt, ohne daß man es hinzuzusetzen braucht, was aus einem Könige werden könne, der einem solchen Beichtvater preiß gegeben ist und sich ihm allein anvertraut, und was aus einem Staate werden könne, der in solchen Händen ist. **)

4.

Dieß war aber nicht das einzige mal, daß man den König zu solchen Mitteln Zuflucht nehmen sah, um seine Subsistenz zu fristen. Man hat oft diese Majestät zu Privatleuten, seinen Unterthanen Zuflucht nehmen sehn, um von ihnen Geld geliehen zu bekommen. Einesmals als der Hof zu Marly war, sah man Desmarets

*) Ludwig XIV hatte immer geglaubt, daß er nicht einmal das Recht habe, ohne Bewilligung seiner Unterthanen eine Auflage einzuführen.

**) Ludwig XVI ist weit gerechter gegen seine Unterthanen gewesen; er hat erklärt, daß er ohne Einstimmung der Nation keine Auflagen einführen könne.

marets mit dem bekannten Banquier Samuel Bernard, den er zu sich zum Diner und zu Unterhandlungen eingeladen hatte, sich vor dem Könige präsentiren. Dieser Samuel Bernard war der reichste Pächter in Europa, er wußte es und verlangte eine verhältnißmäßige Behandlung. Auch behandelten ihn die Generalcontroleurs, die oft seiner mehr als er ihrer bedurfte, mit Achtung und der größten Auszeichnung. Als der König ihn bemerkte, sagte er zu Desmarets, er freue sich sehr, ihn und Hrn Bernard zu sehen, und zu diesem: „Lieber Herr Bernard, Sie haben noch nie Marly „gesehen, kommen Sie mit mir spazieren, um es zu „besehen; und wenn ich es Ihnen gezeigt habe, so soll „Sie Desmarets wieder haben." Bernard folgte und während des ganzen Spaziergangs sprach der König mit niemandem, als mit Bergheyck und ihm, mit einem so lange als mit dem andern, führte sie überall herum, zeigte ihnen auch seinen Garten, und behandelte sie mit Gnade, die er, wenn er wollte, so gut zu erzeigen verstand.

Ich wunderte mich und ich war nicht der einzige, wie sich ein König (der so karg mit seinen Worten war,) gegen einen Menschen von Bernards Classe so viel vergeben könne. Aber ich erfuhr bald die Ursache, und sah, wie weit oft die größten Könige gebracht werden können. Desmarets hatte kein Geld, und was noch mehr war, er hatte keinen Credit. Ueberall in Paris hatte er angeklopft; aber man hatte so oft und so ganz alle Arten von gegebenen Versprechungen, selbst die bestimmtesten, gebrochen, daß er nichts als Entschuldigungen, verschloßne Thüren und abschlägliche Antworten fand.

Bernard hatte, wie die übrigen, nichts vorschießen wollen, denn man war ihm sehr viel schuldig; und

vergebens stellte ihm Desmarets die ausserordentliche Noth vor, und welche ungeheuren Gewinne er mit dem Könige gemacht habe: er blieb unerschüttert. Da war nun der König und die Minister in der schrecklichsten Verlegenheit. Desmarets sagte dem Könige, daß, alles erwogen, niemand als Bernard aus der Verlegenheit helfen könnte: man müsse aber seinen Willen und die insolente Hartnäckigkeit, die er bewiesen habe, zu brechen suchen: er sey ein Mensch voll Eitelkeit, fähig Haab und Gut hinzugeben, wenn ihm der König schmeichelte.

In der dringenden Nothwendigkeit willigte der König ein, und um weniger den Wohlstand zu verletzen und keine abschlägliche Antwort zu riskiren, schlug Desmarets das oben beschriebene Mittel vor.

Bernard ließ sich betriegen. Er kam von der Promenade zurück so vom Könige bezaubert, daß er sagte, er wolle lieber den Banquerot riskiren, als den König in der Verlegenheit lassen und rühmte ihn voll Enthusiasmus. Desmarets wußte das gut zu benutzen und erhielt mehr von ihm, als er gewollt hatte.

5.

Dasselbe Geldbedürfniß nöthigte Ludwig XIV ähnliche demüthigende Schritte zu wiederholen, oder Dinge zu unternehmen, die auf jeden Fall ihm Gewalt anthun mußten. Dieß war der Fall, als er sein Geschirr in die Münze gab. Die Sache war so.

Das garstige Geschöpf, das der Herzog von Grammont geheyrathet hatte, war auf Befehl des Königs von Bayonne zurückgekommen, wo ihre Räubereyen, halb mit List halb mit Gewalt verübt, zu sehr an Tag ge-

gekommen waren, wo sie ungestraft die Perlen der Königin von Spanien gestohlen und auf jede Weise den Respect verletzt hatte. Sie befand sich in Verzweiflung, als sie sich in Paris von dem erheyratheten Rang und Ehre ausgeschlossen sah.

In Erwartung Rouille's, der, bey Torcys Ankunft, an Hof zurückzukommen Befehl hatte, hielt man es für dienlich, den Eifer aller Stände des Königreichs wieder anzufachen, indem man ihnen die unmäßigen Bedingungen oder vielmehr Befehle der Feinde, durch einen gedruckten Brief des Königs an die Gouverneurs der Provinzen, bekannt machte, um zu zeigen, wie weit der König gegangen sey, um den Frieden zu erhalten, und wie unmöglich es sey, so Frieden zu schließen.

Der Erfolg war, wie man ihn wünschte. Es war ein Geschrey des Unwillens und der Rache; es war ein Vorsatz aller, Haab und Gut zur Fortsetzung des Kriegs aufzuopfern. Man sprach von nichts als von ähnlichen Ausserordentlichkeiten, um seinen Eifer zu bezeugen: denn so lebhaft ist immer der Eifer der Franzosen für ihre Könige gewesen; (was diesen die Lehre geben sollte, daß sie ein Volk lieben, schonen, schützen müssen, das unter alten und neuen Völkern seines Gleichen nicht hat.) Alles war also voll Unwillen und schrie Rache; und in dieser Art von Verwirrung glaubte diese Grammont ein Mittel zu finden, um das, was ihr untersagt war und was sie so leidenschaftlich wünschte, zu erhalten. Sie that ihrem Gemahl den Vorschlag, dem Könige sein Silbergeschirr anzubieten, in der Hoffnung, daß dieses Beyspiel nachgeahmt und ihr der Ruhm der Erfindung eines so promten, leichten und beträchtlichen Hülfsmittels werden würde. Zum Unglück für sie sagte es der Herzog von Grammont, als

er eben ihren Vorschlag ausführen wollte, seinem Eidam, dem Herzog von Boufflers. Der Marschall fand den Gedanken vortrefflich, wurde davon ganz bezaubert und folgte dem Beyspiel seines Schwiegervaters und bot auch sein Geschirr an, das sehr beträchtlich und kostbar war, und machte so viel Wesens, indem er alle Welt dazu ermunterte, daß er für den Erfinder galt, und man nicht einmal an die alte Grammont und an den Herzog von Grammont dachte, welche sich beyde getäuscht sahen und worüber die Alte wüthend war. Er hatte Chamillard, seinem alten Billardfreunde, gesagt, daß er mit dem Könige davon sprechen möchte. Das Anerbieten fand bey dem Minister und durch diesen bey dem Könige Eingang. Boufflers gieng geradenwegs zu dem Könige selbst und erndtete für sich und seinen Schwiegervater sehr vielen Dank.

Sogleich flog die Neuigkeit umher. La Rochefoucault ließ sich im Augenblicke zum Könige führen, der eben im Begriff war, zu Frau von Maintenon zu gehen, und den er mit einem Anfall von lebhaften Klagen und Vorwürfen und die Hofleute nicht weniger in Erstaunen setzte; denn dießmal erwartete er ihn auf dem Wege. Das Ende dieser starken Convulsionen, die Ursache seines Mißvergnügens und seines tiefen Unglücks war, daß der König, der von jedermann das Silbergeschirr anzunehmen geruhte, ihm nicht die Gnade erzeigt hätte, ihm vorallererst das seinige abzufodern. Der König antwortete, er habe hierüber noch keinen Entschluß gefaßt, wenn er aber das Geschirr annehmen wollte, so würde er ihn benachrichtigen lassen, und übrigens danke er ihm für seinen Eifer. Der blinde Herzog verdoppelte seine Beeiferungen und sein Geschrey, statt der Worte, die sich ihm nicht häufig darboten, und verfolgte damit den König, so weit er konnte,

konnte. Endlich kehrte er voll Selbstzufriedenheit in seinen Hundestall zurück.

6.

Das Gerücht von Ueberlieferung des Silbergeschirrs machte großen Lermen am Hofe. Niemand wagte das seinige anzubieten, jedermann that es weh. Manche sahen es als das letzte Hülfsmittel an, dessen sich zu berauben sie schmerzte; und andere scheuten die Unreinlichkeit des Zinns, dessen man sich ehedem lange bedient hatte, und des irdenen Geschirrs. Die sklavischgesinntesten scheuten sich vor einer undankbaren Nachahmung, deren ganzer Dank auf den Erfinder fiel.

Der König sprach davon den andern Tag im Conseil der Finanzen und bezeigte seine Bereitwilligkeit, das Geschirr von allen anzunehmen. Der Vorschlag hiezu war schon ehedem gemacht und von Pontchartrain als Generalcontroleur verworfen worden, der nun als Kanzler nicht günstiger davon dachte. Man setzte ihm entgegen, die Erschöpfung der Finanzen habe sich seit dieser Zeit vergrößert und die Mittel vermindert. Er widerlegte diesen scheinbaren Einwurf; er stellte vor, wie wenig Nutzen eine für die Privatleute so beträchtliche Aufopferung bringe, wie kurz die Hülfe sey und wie es keinen reellen Vortheil gewähre. Er sprach von der Verlegenheit, von dem Schmerze, welche diese Aufopferung den meisten verursachen würde, von dem Unangenehmen, das die Ausführung selbst für die haben würde, die es mit dem besten Willen thäten; er stellte die Schimpflichkeit der Sache an sich selbst vor; den sonderbaren Contrast zwischen den Seigneurs vom Hofe und denen des ersten Standes, die nicht am Hofe wären, die auf Porcellan essen würden, und den

Privatleuten in Paris und in den Provinzen, die auf Silber essen würden, wenn man es eine freye Handlung seyn ließe; und im andern Falle, die allgemeine Verzweiflung und die vorfallenden Vergrabungen und Verhehlungen. Er stellte den daraus erfolgenden Mißcredit der Finanzen vor, deren Erschöpfung nach Ergreifung dieses Mittels als auf den höchsten Grad gestiegen erscheinen müßte; das im Auslande dadurch erregte Aufsehn, die Kühnheit, die Verachtung, die Hoffnungen, welche dieß den Feinden gäbe; er erinnerte an ihre Spöttereyen, als im Kriege von 1688 so viel kostbare Möbeln von massivem Silber, die in der Gallerie zu Versailles eine so schöne Wirkung gethan und das Erstaunen der Fremden erregt, bis auf den silbernen Thron des Königs in die Münze geschickt worden und wie wenig es gefruchtet habe; und endlich stellte er den unschätzbaren Verlust aller der bewundernswürdigen Façons vor, die oft weit theurer als das Metall seyen, die der Luxus bey den Silberservicen eingeführt, und die für einen jeden reiner Verlust seyn würden. Desmarets war derjenige, auf welchem die Last der Finanzen ruhte; jenes Mittel erleichterte sie ihm um einige Millionen; er stimmte also noch immer mit demselben Nachdruck dafür.

Auch der König blieb, ungeachtet aller dieser Gegenvorstellungen, standhaft bey dem ersten Vorsatz, zwar niemanden zu zwingen, aber das ihm gutwillig Dargebrachte anzunehmen. Es gab nun zwey Wege den guten Bürger zu machen, entweder das Geschirr dem königlichen Goldschmidt Launay zu übergeben, oder in die Münze zu schicken. Diejenigen, die ihr Geschirr hergaben, schickten es zu Launay, der über Namen und Anzahl ein Register führte. Der König sah alle die ersten Tage die darüber geführte Liste durch und

versprach

versprach mündlich das empfangene Gewicht wieder zu erstatten, sobald es die Finanzen des Königreichs erlaubten, und sie von den Gebühren zu befreyen. Aber keiner hoffte es.

Die hingegen, die den Preis ihres Geschirrs wollten, schickten es in die Münze; man schrieb ihre Namen auf und bezahlte sie. Mehrere wurden dadurch gereizt, bey dieser unschimpflichen Gelegenheit ihr Silbergeschirr zu verkaufen und halfen sich dadurch bey dem großen Geldmangel. Nach geschlossener Rechnung waren kaum hundert Personen auf Launays Liste und das Ganze des in die Münze und an Launay Geliefterten belief sich auf nicht mehr als drey Millionen. Die am Hofe und die größen Häuser zu Paris wagten nicht sich davon zu dispensiren; andere folgten ihrem Beyspiele, um sich Ansehn zu verschaffen; aber der größte Theil verschloß sein Silbergeschirr, um es in einer bessern Zeit wieder hervorzuziehen. Ich lieferte davon tausend Pistolen an Werth und das übrige ließ ich einschließen. Laufün, der sehr viel Silberzeug, und von dem besten, besaß, hatte einen entsetzlichen Widerwillen gegen die Ablieferung, den auch sein Höflingssinn nicht überwinden konnte. Der Herzog von Villeroy fragte ihn, eben als ich mit dem Herzog de la Rochegnyon und einigen andern bey ihm war, ob er sein Silberzeug geliefert habe. „Noch nicht," antwortete er ganz kleinlaut; „ich weiß nicht, an wen „ich mich wenden soll, um mir die Gnade zu verschaf„fen, es los zu werden. Was weiß ich, ob nicht alles „unter der Schürze der Herzogin von Grammont pas„siren muß, die diesen Einfall gehabt hat?" Wir mußten fast vor Lachen bersten; er aber war voll Verlegenheit und verließ uns.

Alle

Alle die Großen versahen sich binnen acht Tagen mit Fayence; sie leerten die Kramläden aus und machten, daß diese Waare reißend abgieng, während die Mittelmäßigen sich immer ihres Silberzeugs bedienten. Der König sprach auch davon, daß er sich Fayence anschaffen wolle; aber er schickte nur sein Goldgeschirr in die Münze. Der Herzog von Orleans gab auch das wenige, was er hatte, her; aber der König und die königliche Familie assen auf Silber oder plattirtem Service und die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt auf Fayence. Der König erfuhr nachher, daß man betrüglich zu Werk gegangen sey, und sprach davon mit Bitterkeit, die aber weiter keine Wirkung hatte, als daß das Verdienst des Herzogs von Grammont und seiner garstigen Gemahlin, welche die Urheber eines so schimpflichen und wenig fruchtenden Ausbruchs gewesen waren, höher stieg. Sie waren dennoch nicht die Betrognen dabey: sie verschlossen das schöne prächtige Service, das sie hatten, und das alte trug die Frau selbst in die Münze und ließ es sich ordentlich bezahlen.

D'Antin, der eins der schöngearbeitetsten hatte, war unter den ersten auf Launay's Liste; aber sobald er Witterung von der Sache hatte, war er nach Paris geeilt, hatte eine Menge prächtiges Porcellan um einen hohen Preis gekauft und ließ auch zwey Fayence-Gewölbe ausleeren.

Drey Monate nachher fühlte der König das schimpfliche dieses Schrittes und gestand sogar, daß er ihn reue.

7.

Dasselbe Geldbedürfniß hatte auch in einem Zeitpunkte, wo man keinen Ausweg wußte, die Kopfsteuer veran-

veranlaßt. Die Erfindung und der Vorschlag kam von Lamoignon von Basville, jenem bekannten Intendanten von Languedoc, dem Erfinder der abscheulichen Dragonaden.

Eine so leicht nach Willkühr aufzulegende, eben so leicht zu vermehrende und so leicht zu erhebende Abgabe war für einen Generalcontroleur, der in Verlegenheit war, für alles Rath schaffen zu müssen, sehr verführerisch.

Pontchartrain setzte sich gleichwohl lange mit allem Nachdruck entgegen: denn er sahe die schrecklichen Folgen davon vorher und sagte, die Auflage sey von der Art nie wieder aufzuhören. Endlich mußte er dem Geschrey, Bedürfniß und den Cabalen nachgeben und die Kopfsteuer gieng durch und dauert noch.

8.

Ein ander mal befand sich Ludwig XIV wieder in einer solchen Lage, daß alles in Bewegung gesetzt werden mußte, um Geld zu schaffen, und daß man sich auf alles gefaßt halten mußte.

Man fieng damit an, in der Stille eine Untersuchung über die Finanziers und Unterhändler anzustellen, deren Gewinn während des Kriegs ungeheuer gewesen war. Chamillard erhielt mit vieler Mühe Erlaubniß, sich bey dieser Operation Desmarets's bedienen zu dürfen. Er spielt in der Folge eine zu wichtige Rolle, als daß es nicht nützlich seyn sollte, ihn gleich von jetzt an kennen zu lernen. Er war ein großer wohlgewachsener Mann, von angenehmer Gesichtsbildung, die einen sanften vernünftigen Character versprach, was aber im geringsten nicht Probe hielt. Sein Vater war Schatzmeister von Frankreich zu Soissons, der nach seinem Stande

Stande reich war, von Geburt der Sohn eines Bauern in der Gegend von Noyon, der sich durch die mehrjährige Pachtung der Oekonomie der Abtey Oreamp bereichert hatte, in seiner Jugend aber ein bloßer Bauer gewesen war. Sein Sohn, Schatzmeister von Frankreich, hatte eine Schwester von Colbert, lange vor dem Steigen dieses Ministers, geheyrathet, der nachher seinen Neffen Desmarets in seine Büreaus nahm und ihn später zum Intendanten der Finanzen machte.

Er war ein Mann von geradem Verstande, langsam und träg, den aber Ehrgeiz und Gewinnsucht stachelten, so daß sein Vetter Hr von Seignelay, dem ihn Colbert immer zum Vorbild vorstellte, einen Abscheu vor ihm hatte. Er brachte es dahin, daß er die Tochter des Conseilsecretärs Bechameil heyrathete, der nachher Sürintendant der Finanzen und Geschäfte Monsieurs wurde, als er Boisfranc, den Schwiegervater des Marquis von Gevres, verabschiedete.

Von seinem Oncle auferzogen und geleitet hatte Desmarets dessen Maximen eingesogen und dessen ganze Kunst der Führung der Finanzen gelernt. Er hatte vollkommne Kenntniß von allen verschiedenen Theilen derselben; und da alles durch seine Hände gieng, so war niemand so ganz von den Unterschleifen der Finanziers, von dem Gewinn, den sie zu seiner Zeit gemacht hatten, und, vermöge dieser Kenntnisse von dem, den sie nachher gemacht haben konnten, unterrichtet. Ganz kurz vor Colberts Tode kam man auf den Gedanken, eine Menge kleiner Geldstücken von drey und einem halben Sous Werth zur Erleichterung des täglichen Verkehrs unter dem Volke schlagen zu lassen.

Desmarets hatte mehrere Güther acquirirt, unter andern Maillebois und die Verpfändung der Domaine Cha-

Chateauneuf und mehrere andere Arten von Besitzungen; er hatte das von d'O, dem Surintendanten der Finanzen Heinrichs III und Heinrichs IV, erbaute Schloß sehr verschönert; er hatte das dazu gehörige Dorf auf eine andere Stelle versetzt, um seinen prächtig gewordenen Park zu verschönern und zu erweitern. Dieser Aufwand, der sein Erbtheil, die Ausstattung seiner Frau und das Einkommen seiner Stelle weit überstieg, gab zu mancherley Gesprächen Anlaß. Er wurde endlich beschuldigt, daß er bey Schlagung der drey und ein halbes Sousstücke ungeheuern Unterschlag gemacht habe. Dieß Gerücht kam endlich Colbert zu Ohren, der die Sache untersuchen wollte, aber plötzlich in die Krankheit verfiel, an der er starb. Waren es Beweise, Ahndungen oder Mißlaune, ich mag nicht entscheiden; aber gewiß ist, daß er auf seinem Sterbebette an den König sehr nachtheilig von seinem Neffen schrieb, ihn bat, denselben von den Finanzen zu entfernen, und ihm den gehäßigsten Argwohn gegen ihn beybrachte.

Nach Colberts Tode, als Pelletier, ein Geschöpf von Louvois, diesem Minister, so wie Hrn le Tellier, sein ganzes Leben unbedingt ergeben, Generalcontroleur geworden war, gab ihm der König Befehl, Desmarets mit öffentlicher Beschimpfung zu verabschieden. Das war für ein Geschöpf von Louvois Wasser auf die Mühle. Er ließ Desmarets vor sich fodern und wählte die Zeit einer öffentlichen Audienz. Hier in Gegenwart aller Finanzbedienten, die acht Tage vorher noch kriechend und zitternd vor ihm standen, in Gegenwart aller der Menschen, die den Generalcontroleur zu sprechen gekommen waren, redete er ihn ganz laut, daß keiner ein Wort verlieren möchte, mit folgenden Worten an: „Hr Desmarets, es thut mir leid, einen Auf-

„trag

„trag, wie den, den ich habe, erfüllen zu müssen: der „König hat mir befohlen, Ihnen zu sagen, daß Sie „ein Schurke seyen, daß Hr Colbert ihn davon unter„richtet habe und daß er Ihnen nur seinetwillen Gnade „angedeihen lassen will; aber daß Sie sich binnen hier „und vier und zwanzig Stunden in Ihr Haus nach „Maillebois begeben, das Sie nie verlassen und keine „Nacht ausserhalb bleiben dürfen, und daß Sie Ihre „Stelle als Intendant der Finanzen niederlegen sollen, „über die der König schon disponirt hat." Desmarets war wie vom Donner gerührt, er wollte den Mund öffnen, aber Pelletier verschloß ihn bald mit den Worten: „Gehen Sie, Hr Desmarets, ich habe Ihnen „nichts weiter zu sagen," und kehrte ihm den Rücken. Der Brief des sterbenden Colbert an den König legte seiner ganzen Familie Stillschweigen auf, so daß Desmarets von aller Protection entblößt, nichts thun konnte, als die Niederlegung seiner Stelle zu unterzeichnen und nach Maillebois zu gehen. Hier lebte er die ersten vier oder fünf Jahre, ohne die Freyheit zu haben, eine Nacht ausserhalb zu bleiben, und mußte die volle Verachtung der Nachbarschaft und die Mißhandlung eines gemeinen Adels ertragen, den er ehemals so stolz behandelt hatte, und der sich jetzt in seiner Ohnmacht mit Freuden für die Härte rächte, die er in der Zeit seines Glücks an ihm ausgeübt hatte. Er erhielt endlich die Erlaubniß, sein Haus verlassen zu dürfen, ohne jedoch ausserhalb zu übernachten; nachher kurze Reisen nach Paris machen zu dürfen, später längere und wiederholte, und endlich daselbst bleiben zu dürfen, ohne sich aber an den Hof zu nahen. In dieser Lage befand sich Desmarets, als Chamillard mit großer Mühe die Erlaubniß erhielt, sich seiner Einsichten bedienen zu dürfen und ihn in der Untersuchung der Finanziers arbeiten zu lassen, aus der sich nach geschlossener

sener Rechnung ergab, daß sie seit 1689 zwey und achtzig Millionen gewonnen hatten *). Wir enthalten uns der Bemerkungen über einen so ungeheuren, in weniger als zehn Jahren gemachten Profit, und über das Elend derer, welche diesen Gewinn und diesen Verlust tragen mußten; der ungeheuren Summe einer andern Art von Gewinn und Verlust nicht zu gedenken, welches die in den 82 Millionen nicht enthaltenen Unkosten sind.

9.

In solchen Bedrängnissen befand sich Ludwig XIV in den letzten Jahren seiner langen Regierung, die so wenig die seinige, und beständig, abwechselnd in fremden Händen war. In dieser letzten Zeit von der Last eines unglücklichen Krieges niedergedrückt, von niemanden unterstützt, wegen der Unfähigkeit seiner Minister und Generale, ganz der Arglist einer häuslichen Verschwörung preiß gegeben: von Schmerz durchdrungen nicht über seine Fehler, die er nicht kannte und nicht kennen wollte, sondern über seine Ohnmacht gegen das ganze, wider ihn vereinigte Europa; in die größten Verlegenheiten wegen seiner Finanzen und der Beschützung seiner Grenzen versetzt — in dieser Lage blieb ihm nichts übrig, als auf sich selbst zurückzusinken und auf seine Familie, auf seinen Hof, auf sein Gewissen, auf sein ganzes unglückliches Königreich jene harte Herrschaft, die er zu weit und durch zu schlecht

*) Um die Wahrheit in ihrer ganzen Ausdehnung zu retten, hätte der Herzog von St Simon hinzufügen können, daß der König es bereute, in seinem ersten Zorn so rasch gehandelt und einen guten Diener so gedemüthigt zu haben, und selbst seinen Fehler gut machen wollte; kann St Simon, der so viel Zutrauen zu Chamillard und seiner Rechtschaffenheit hat, glauben, daß er einem Schurken, den der König dafür erkannt, wieder habe emporhelfen wollen?

schlecht gewählte Mittel auszudehnen gesucht und deren Schwäche er seinen Feinden zum Spott gezeigt hatte, mit aller Schwerfälligkeit zu richten.

10.

In seinem Aufwand sogar bis auf die Tafel zu Marly und seine Gebäude eingeschränkt, erfuhr er in Rücksicht der Details der letztern dieselben Kunstgriffe, durch die er im Großen beherrscht wurde. Mansard, welcher Oberaufseher der Gebäude war, und keine Fähigkeit, aber doch ein wenig mehr Geschmack als sein Herr besaß, belagerte ihn mit Entwürfen, die ihn zu einem Aufwand führten, der in solchen kläglichen Umständen zu stark war; aber es waren für ihn eben soviel Gelegenheiten sich zu bereichern, worin er bewundernswürdig war, und seinen Credit zu erhalten, der ihn zu einer Art von Figur machte, welche die Minister cultivirten und vor der der Hof sich beugte. Er hatte die Klugheit, dem Könige unausgearbeitete Plane vorzulegen, um ihm den Ruhm zu lassen, sie corrigirt zu haben, worin ihm der verschmitzte Maurer unvermerkt half, so daß der König immer entweder den abzuhelfenden Fehler, oder die Art, wie er abzustellen sey, sehen mußte; und Mansard immer den richtigen Sinn des Königs bewundernd und erhebend machte ihn glauben, daß er nur ein Schüler gegen ihn sey und daß er in dem Geschmack für Baukunst und Gartenkunst eben so excellire, als in der Kunst zu regieren. Der König glaubte ihm gern aufs Wort und wenn, wie es oft geschah, er auf irgend etwas, was gut oder schlecht war, mit Hartnäckigkeit bestand, so nahm es Mansard mit gleicher Bewunderung auf, bis daß die Veränderung Gelegenheit gab, Einwürfe dagegen zu machen. Bey alle dem war Mansard unverschämt geworden und ermüdete den König mit Forderungen

rungen für sich oder die seinigen, die oft sehr impertinent waren; so daß er unter diejenigen zu zählen ist, deren Tod dem Könige eine Last abnahm.

Sein schneller Tod eröffnete für d'Antin die Laufbahn des Glücks. Er erhielt seine Stelle, wiewohl in der That, dem Namen und dem Ansehn nach sehr verringert, weil er nicht von so sklavischer Natur wie Mansard war.

So lange Frau von Montespan lebte, hatte Frau v. Maintenon nicht geduldet, daß er zu etwas mehr als zu Kleinigkeiten zugelassen wurde; aber als sie von ihrer alten Gebieterin befreyt war, wurde sie gegen ihren Sohn gütiger: der es gut zu benutzen wußte und nachher mit Riesenschritten vorrückend, vertrauten Zutritt und eine Art von Vertrauen beym Könige gewann, und mit gleichem Schritte seinem Glück entgegeneilte.

Zu alle dem Unglück, das den Staat betroffen, kamen noch die für den König empfindlichsten häuslichen Unfälle. Er hatte, durch die Erfahrung der Unruhen seiner Minderjährigkeit belehrt, die Prinzen von Geblüt sehr sorgfältig nieder zu halten gesucht; ihr Rang war nur gestiegen, um die Bastarde zu erheben, welche noch dazu die für die Prinzen von Geblüt, wie wir an seinem Orte gesehen haben, sehr kränkenden Vorrechte in Rücksicht ihrer ersten Domestiken erhielten. Weder Gouvernements noch Chargen waren in ihren Händen, mit Ausnahme dessen, was dem Prinzen von Conde im Pyrenäischen Frieden wiedergegeben worden war, zwar nicht ihm, sondern dem letzten M. le Prince seinem Sohne, und was auf den Sohn des letztern durch seine Vermählung mit einer der Bastardinnen und endlich auf den Sohn dieser Ehe, beym Tode seines Vaters übergieng. Vorrechte und Entree beym Könige, hatten sie nur durch diese Heirath,

die aber dem Prinzen von Conti nichts mehr ertheilt hatte; und von Führung der Armeen waren sie sorgfältig entfernt gehalten worden.

Man mußte die letzten Unglücksfälle und die ganze Gunst Chamillards vor sich sehn, um den Vorschlag zu wagen, die Führung einer Armee dem Prinzen von Conti, und durch Kapitulation eine dem Herzog von Orleans anzuvertrauen, gegen welchen der König weniger Widerwillen hatte, nicht weil er sein Neffe, sondern weil er sein Eidam war. Und als das Unglück den König zwang, die flandrische Armee dem Prinzen von Conti zu übergeben, war es nicht mehr Zeit: der Prinz, dem sein ganzes Leben in Ungnade verflossen war, starb mit dem Schmerze, die Bestimmung, die er so sehr und vergebens gewünscht, und die zu seiner Freude eben so der Hof, die Truppen und ganz Frankreich, deren Hoffnung und Freude er war, gewünscht hatten, nunmehr erreicht, nicht genießen zu können.

II.

Von dem Jahre 1709 an verdoppelten sich mit jedem Jahre die Schläge, welche das Unglück auf die königliche Familie führte, die es nicht verlassen zu können schien. Derjenige, welcher die Ungnade des Herzogs von Vendome veranlaßte, war um so grausamer, als er wenig die Augen öffnete.

Der Prinz von Conti und Mr. le Prince wurden bald darauf, sechs Wochen von einander, hingerafft; Mr. le Düc folgte ihnen in demselben Jahre, und der älteste der Prinzen von Geblüt, der noch übrig war, war siebzehn Jahr alt. Hierauf starb Monseigneur.

Bald darauf trafen aber den König noch weit härtere Unglücksfälle. Sein Herz, dessen Empfindsamkeit

keit ihm selbst bis dahin unbekannt gewesen war, litt unsäglich bey dem Verluste der liebenswürdigen Dauphine. Seine Ruhe wegen der Thronfolge wurde durch den Tod des Erben acht Tage darauf schmerzlich gestört und er mußte mit Kummer auf das Alter und die gefährliche Lage des einzigen Sprößlings eines kostbaren Stammes sehen, der erst fünf und ein halb Jahr war.

Alle diese Schläge trafen ihn vor dem Frieden, und fast alle bey der gefährlichsten Lage des Königreichs.

Aber wer mag die Schrecknisse und Abscheulichkeiten beschreiben, welche die drey letzten Todesfälle, ihre Ursachen und der denselben ganz entgegengesetzte so künstlich und teuflisch eingeflößte und ausgestreute Verdacht, und die entsetzlichen Wirkungen dieses Verdachtes, bis zu seinem geringsten Einfluß herab mit sich führten? Die Feder entfällt mir bey diesen Greueln. Laßt uns den unglückseligen Erfolg dieses Bubenstückes beklagen, das die Quelle so schrecklicher, desselben würdiger Folgen war; laßt uns dieses Meisterwerk der abscheulichsten Verrätherey beweinen, das über ganz Frankreich durch alle Folgen der Geschlechter seinen Einfluß verbreiten wird, und als die Krone aller Greuelthaten, dem Unglück des Königsreichs das Siegel aufdrückte, und möge jeder französische Mund deßhalb zu Gott um Rache rufen!

12.

Diese langen gewaltsamen Stürme der schmerzhaftesten Unfälle setzten die Standhaftigkeit des Königs auf eine harte Probe, die aber seinem Ruhme ersprießlicher war, als aller Glanz seiner Eroberungen und die lange Folge seines Glückes. Die Seelengröße, die er standhaft in solchen und so langen Unglücksfäl-

len unter so viel schmerzhaften Schlägen in seiner Familie zeigte, war für ganz Europa der Gegenstand des Erstaunens. So ganz gewohnt, die größte vollkommenste Herrschaft im Innern, das größte Glück ausserhalb zu genießen, sah sich der König endlich von allen Seiten vom Glück verlassen. Von aussen von erbitterten Feinden gedemüthigt, die seiner rettungslosen Ohnmacht spotteten und seinen vergangenen Ruhm höhnten. Er sah sich ohne Rettung, ohne Minister und ohne Generale, hart dafür bestraft, daß er sie nach Neigung und Phantasie gewählt und mit einem unglückseligen Stolze sie selbst zu bilden gesucht hatte. Im Innern durch die schmerzhaftesten, schrecklichsten Catastrophen zerrissen; ohne jemandes Trost, seiner eignen Schwäche zur Beute; allein gegen tausendmal schrecklichere Dinge, als seine empfindlichsten Unglücksfälle zu kämpfen gezwungen, die ihm ohne Unterlaß von denen vorgemahlt wurden, die ihm die theuersten und nächsten waren, und die offen und zügellos die Abhängigkeit mißbrauchten, in die er sich hatte fesseln lassen, und aus der sich loszureissen, er weder Kraft noch Willen hatte, wiewohl er die unwürdige Lage fühlte; übrigens durch eine unüberwindlich herrschende Neigung und durch eine zur Natur gewordene Gewohnheit unfähig, über das Interesse und das Betragen seiner Kerkermeister zu reflectiren: und dabey diese Standhaftigkeit, diese Festigkeit, dieses sich Gleichbleiben; diese ewig gleiche Sorge, so viel er vermochte, das Ruder zu führen; diese Hoffnung gegen alle Hoffnung, aus Muth und Einsicht, nicht aus Verblendung; dieses immer gleiche Aeussere in allen Dingen: dessen würden wenig Menschen fähig gewesen seyn; dieß hätte ihm den Namen des Großen verdienen können, der ihm so voreilig gegeben worden war.

Dieß

Dieß war es auch, was ihm die wahre Bewunderung von Europa und derer von seinen Unterthanen, die davon Zeuge waren, erwarb; und was ihm soviel Herzen wieder zuwandte, die eine so lange harte Regierung ihm entzogen hatte. Er wußte sich im Stillen unter die Hand Gottes zu demüthigen, erkannte dessen Gerechtigkeit, und flehte um seine Barmherzigkeit, ohne in den Augen der Menschen seine Person und seine Krone zu erniedrigen. Er rührte sie im Gegentheil durch seine großmüthige Gesinnung: glücklich war er, indem er die Hand verehrte, die ihn schlug, und ihre Schläge mit einer Würde empfing, die seine Unterwerfung auf eine so rühmliche Weise ehrte, wenn er seinen Blick auf die Ursachen des Zornes Gottes gerichtet hätte, die so handgreiflich und noch gut zu machen waren und die allen, nur ihm nicht in die Augen sprangen; statt daß er seine Betrachtung nur auf die richtete, für die er nichts mehr hatte, als Geständniß, Schmerz und unnütze Reue.

13.

Welch wunderbare Verschmelzung von Licht und dickster Finsterniß! ein Durst alles zu wissen; eine Aufmerksamkeit gegen alles auf der Hut zu seyn; ein Gefühl seiner Gebundenheit, ein Verdruß darüber, der ihm sogar jenes Geständniß über sein Testament gegen die Herrn vom Parlament und gegen die Königin von England abzwang; eine gänzliche Ueberzeugung von seiner Ungerechtigkeit und seiner Ohnmacht, von ihm selbst geäussert, im Gespräch seinen Bastarden selbst ins Gesicht gesagt: und doch dabey eine Ergebenheit gegen sie und ihre Gouvernante, die die seinige und die Gouvernante des Staates geworden war, und eine so gänzliche Ergebenheit, die ihm nicht erlaubte, einen einzigen ihrer Wünsche zu vereiteln,

eiteln, so daß er, fast schon zufrieden, sich gesträubt und ihnen seine Zweifel und Widerstreben gezeigt zu haben, ihnen sein ganzes Reich, seine Familie, seinen einzigen Nachkömmling, seinen Ruhm seine Ehre, seine Vernunft, das innre Regen seines Gewissens, ja seine Person, seine Freyheit, seinen Willen, alles im vollen Umfange aufopferte; ein in seiner Ganzheit Gott allein würdiges Opfer, wenn es nicht an sich zu verabscheuen gewesen wäre. Er brachte es ihnen dieses Opfer, indem er ihnen die ganze Leere und zugleich die volle Last und alles fühlen ließ, was es ihm kostete, um dafür wenigstens einigen Dank zu genießen und seine Knechtschaft zu lindern, was ihm aber alles sein Joch in nichts erleichtern konnte: so sehr fühlten sie ihre Kräfte und das dringende beständige Bedürfniß, sich derselben zu bedienen und die Ketten enger zu schließen, mit welchen sie ihn, in beständiger Besorgniß, daß er ihnen entwische, sobald sie ihm ein wenig Freyheit ließen, umzogen hatten.

In diesen Fesseln seufzte der stolze Monarch, der einst ganz Europa in Fesseln gehalten hatte, der die Last derselben seinen Unterthanen aller Stände und seiner Familie alten und jungen so schwer hatte fühlen lassen, der jede Freyheit verbannt und sie selbst dem Gewissen und den Heiligsten und Rechtgläubigsten zu rauben gewagt hatte. Sein Mißvergnügen überwältigte ihn und drang gewaltsam hervor: es war nicht zu verkennen in dem, was er zur Königin von England und zu den Herrn vom Parlamente sagte: er habe seine Ruhe erkauft; und als er bey Uebergebung des Testamentes, er so sehr Herr seiner selbst, der nichts zu sagen pflegte, als was er wollte und wie er es sagen wollte, in die Worte ausbrach: es sey ihm abgezwungen worden und man habe ihn zu etwas gebracht, was er nicht gewollt habe und was er nicht thun zu dürfen

glaubte.

glaubte. Ein sonderbarer Zug, ein sonderbares Elend, ein sonderbares Geständniß von der Stärke des Gefühls und des Schmerzes hervorgepreßt! Diesen Zustand vollkommen zu fühlen, und doch vollkommen zu unterliegen! Welch ein Schauspiel, welch ein Contrast zwischen einer Stärke und einer über alles Unglück erhabenen Größe der Seele und einer Kleinheit und Schwäche, die einem schimpflichen, lichtscheuen, häuslichen Verhältnisse unterliegt! und welch ein vollgültiger Beleg für alles, was von dem Loos derer, die sich der Liebe und den Weibern ergeben, verächtliches gesagt worden ist! Welch ein Ende einer so lang bewunderten Regierung, die bis zu ihrem letzten Sinken noch von Größe, Edelmuth, Stärke und Muth strahlte! Welch eine Schwäche, Elend, Vernichtung, gefühlt, geschmeckt, verabscheut und doch im ganzen Umfang ohne Erleichterung seiner Bande ertragen und geduldet!

14.

Der Tod des Herzogs von Berry *) vermehrte noch die Schläge des Unglücks.

Der Herzog von Berry war von der gewöhnlichen Größe der meisten Menschen, ziemlich und gleichförmig stark, von schönen blonden Haaren und frischem ziemlich schönem Gesicht, das von blühender Gesundheit zeugte. Er war für die Gesellschaft und die Vergnügen gemacht, die er sehr liebte; er war der beste Mensch, der sanfteste, mitleidigste, umgänglichste Prinz, ohne Ruhmsucht und Eitelkeit, aber nicht ohne Würde und Selbstgefühl. Er hatte einen mittelmäßigen Kopf, ohne weitaussehenden Blick und Einbildungskraft; aber dafür einen sehr richtigen gesunden Verstand, fähig zu

*) Gestorben im May 1714.

hören, zu sehen und immer unter mehrern scheinbaren das Beste zu wählen. Er liebte Wahrheit, Gerechtigkeit, Vernunft; alles, was gegen die Religion war, war ihm unerträglich; ohne ausgezeichnete Frömmigkeit, war er nicht ohne Festigkeit und haßte den Zwang; dieß ließ fürchten, daß er nicht so biegsam werden möchte, als man es von einem dritten königlichen Prinzen wünschte; denn er konnte schon in seiner Jugend nicht hören, daß irgend ein Unterschied zwischen ihm und seinem ältesten Bruder sey und die Kinderstreitigkeiten hatten oft Besorgniß erweckt. Er war der schönste und anziehendste von den drey Brüdern, folglich der beliebteste, der am meisten geliebkoste und von allen gesuchte; und da sein Naturell offen, frey, munter war, so rühmte man in seiner Jugend seine, Madame und der Frau von Rochefoucault gegebenen, Antworten, die ihn immer neckten. Er spottete über Lehrer und Meister und lachte oft über die Strafen; er konnte nie viel mehr als lesen und schreiben und lernte auch nachher, als er von dem Zwange zu lernen frey war, nichts weiter. Dieß hatte nothwendig gemacht, daß man die Erziehung schärfte: aber dieß stumpfte seinen Geist ab, schlug seinen Muth nieder und gab ihm eine so große Furchtsamkeit, daß er sich bey den mehresten Dingen, selbst in der Etikette seines Standes so albern ungeschickt benahm, daß er mit Leuten, an die er nicht gewöhnt war, kein Wort sprechen konnte, nichts zur Antwort gab und keine Artigkeit zu sagen wagte, aus Furcht anzustoßen, bis er endlich sogar von sich selbst glaubte, er sey ein Dummkopf und zu nichts zu gebrauchen. Er fühlte es und war darüber untröstlich. Der Herzog von Saint Simon, mit dem er sehr offen und zutraulich war, konnte ihm keinen Muth einsprechen; und es ist wahr, daß dieses übertriebene Mißtrauen gegen sich selbst ihm unendlich schadete. Er

maß seiner Erziehung die Schuld bey, deren Grund er sehr gut einsah; aber sie hatte ihm alle Zärtlichkeit gegen diejenigen benommen, die daran Theil gehabt hatten. Er war der Lieblingssohn des Dauphins durch Neigung, durch seine Liebe zur Freyheit und zum Vergnügen, durch die Vorliebe des Publikums und durch jene Cabale, deren Interesse und Bestreben es war, den Herzog von Burgund zu unterdrücken. So wie dieser Prinz von seiner ersten Jugend an nie sein Aelterrecht geltend gemacht und mit dem Herzog von Berry immer in der intimsten Freundschaft und Vertraulichkeit gelebt und für ihn immer alles mögliche Zuvorkommen gehabt hatte: so überhob sich der Herzog von Berry, gutmüthig und schlicht wie er war, auch nie gegen ihn der Vorliebe, die er genoß. Die Herzogin von Burgund liebte ihn wie ihren Bruder, und war wie für einen Bruder bemüht, ihm alle kleinen Vergnügen zu verschaffen, die ihr möglich waren. Er erwiederte diese Liebe mit der größten Zärtlichkeit und mit der reinsten höchsten Achtung gegen beyde. Er betrauerte beyder Tod mit dem innigsten wahrsten Schmerze, besonders aber den Tod des Herzogs von Burgund, damaligen Dauphins; denn niemand wußte sich weniger zu verstellen. Den König fürchtete er so sehr, daß er sich fast gar nicht ihm zu nähern wagte: er war so betroffen, wenn ihn der König mit einem ernsthaften Auge ansahe, oder mit ihm von etwas anderm als von der Jagd sprach, daß er weder hörte noch sah und ihm alle Gedanken vergiengen. Man kann denken, daß eine solche Furcht schwerlich mit großer Freundschaft zusammen bestand. Die Herzogin von Berry war seine erste Liebe, wie es fast bey allen der Fall ist, die man jung und unerfahren verheyrathet. Er war ihr ausserordentlich ergeben; dieß verbunden mit seiner Sanftheit und natürlichen Gefälligkeit hatte die

gewöhn-

gewöhnliche Wirkung, sie gänzlich zu verderben. Es dauerte nicht lange, so wurde er es gewahr; aber die Liebe beherrschte ihn zu mächtig. Er fand eine stolze, hochtrabende, heftige, unversöhnliche Frau in seiner Gemahlin, die ihn verachtete und es ihm fühlen ließ, weil sie unendlich mehr Geist als er hatte und ihm noch dazu durch Falschheit und Entschlossenheit überlegen war. Sie that sich sogar auf beydes etwas zu Gute und piquirte sich, der Religion und des Herzogs von Berry, weil er Religion hatte, zu spotten; und alles das wurde ihm unerträglich. Ihr Bestreben, ihn mit dem Herzog und der Herzogin von Burgund zu entzweyen, was ihr aber mit den beyden Brüdern nicht gelang, brachte ihn vollends auf. Ihre Galanterien waren so leidenschaftlich, so zügellos, daß er sie sich nicht verhehlen konnte. Ihr täglicher und ewiger Umgang mit dem Herzog von Orleans, wo alles stockte, wenn er ein wenig zugegen war, setzte ihn in Wuth. Es gab zwischen ihnen heftige wiederholte Auftritte. Bey dem letzten, der zu Reinbouillet vorfiel, zog ein fataler Zufall der Herzogin einen Tritt in den Hintern zu, nebst der ernstlichen Drohung, sie lebenslang in ein Kloster einsperren zu lassen; und er war, als er krank wurde, im Begriff, zum Könige seine Zuflucht zu nehmen, um ihm, den Hut wie ein Knabe in der Hand drehend, alle seine Noth zu erkennen zu geben und ihn zu bitten, daß er ihn von seiner Frau befreyen möchte. Dieß mag von ihm im allgemeinen hinreichend seyn; die Details würden kläglich und unangenehm seyn; eins sey genug statt aller. Die Herzogin wollte sich mit aller Gewalt vom Hofe weg durch la Haye, den Stallmeister des Herzogs von Berry, den sie zu ihrem Kammerherrn gemacht hatte, entführen lassen. Die in dieser Sache geschriebenen leidenschaftlichen tollen Briefe sind aufgefangen worden: man urtheile nach diesem

Projek.

Project von der Person, die es erzeugte und dessen Ausführung so dringend betrieb.

15.

Nach allem, was wir gesehen haben, glaubte man, daß die testamentarischen Verfügungen des Königs zu Gunsten seiner legitimirten Kinder seyn würden: er war seinem Neffen, dem Herzog von Orleans, so sehr abgeneigt, und diese Gesinnung wurde in ihm durch den Herzog dû Maine und durch die Frau von Maintenon so sorgfältig genährt, daß er das Joch, das er sich von ihnen hatte auflegen lassen, tragen mußte. Wir haben die unwillkührlichen Aeusserungen seines Widerwillens, seines Verdrusses und seiner Reue gesehen; aber er konnte ihrem Andringen in Rücksicht des Testamentes nicht widerstehen; sie erzwangen von ihm, was sie wollten: und sein Nachfolger und so viel an ihm war, sein Königreich wurde aufgeopfert.

Alle die zum Voraus zur Erziehung des künftigen Königs bestimmten Wahlen hatten keinen andern Grund, als das Interesse der legitimirten Kinder und nichts weniger als einen andern. An der Spitze stand der Herzog dû Maine und unter ihm der Marschall von Villeroi, das zu diesem Amt untauglichste Subject in ganz Frankreich. Noch dazu war er zu dieser Zeit ein und siebzig Jahr alt und der Prinz, zu dessen Gouverneur er bestimmt war, war erst fünf und ein halb Jahr. Saumeri, ein sehr unwürdiger Untergouverneur des Herzogs von Burgund, der unter dem Vorwand einer Badekur sich wohl gehütet hatte, ihn zur Campagne nach Ryssel zu begleiten, hatte bey seiner Rückkehr zu Gunsten Vendome's, an dessen Cabale er sich öffentlich angeschlossen hatte, die Probe seiner Büberey abgelegt. Dieß war genug, um ihn dem Herzog

zog du Maine zum Untergouverneur des künftigen Königs zu empfehlen, als einen verkauften, alles fähigen, Menschen.

Ich habe nicht erfahren können, wer Joffreville's Wahl zum andern Untergouverneur bewirkt hatte; aber er war zu sehr Mann von Ehre, um ein Amt anzunehmen, wo er sich verkaufen mußte; er entschuldigte sich. An seine Stelle wurde Rüffe gewählt: er nannte sich Dames, der er nicht war; arm und von wenig Einsicht sah er nur sein Glück und einstweilen seinen Unterhalt vor sich und merkte nicht die Gefahren seiner Stelle.

Er hatte alles sein Vermögen im Lande Dombes, was ihm die beständige Protection des Herzogs du Maine versicherte; aber er sah nichts als die Schale von den Dingen und nahm das Amt trotz seiner angeblichen Geburt an. So wurden alle übrige gewählt; und Frau von Maintenon besonders sorgte für ihr Interesse durch die Wahl Fleury's, der deswegen Frejus quittirt hatte und ganz ihren Absichten entsprach. Unter solcher Umgebung hielt sich doch der Herzog du Maine noch nicht für gesichert genug; aber dafür sorgte das Codicill, das so wenig Tage vor dem Tode des Königs verfaßt und sein letztes Werk und das letzte Opfer war, das er dem Abgott der Liebe zu seinen legitimirten Kindern brachte. Es ist nöthig, daß wir es wiederholen, indem diese letzte Acte den ganzen Civil- und Militäretat des Königs einzig dem Herzog du Maine und nach ihm dem Marschall von Villeroi unabhängig und mit Ausschluß vom Herzog von Orleans in die Hände gab; so daß dieser in nichts über ihn gesetzt war und ihm nichts zu befehlen hatte, die beyden Directoren der Erziehung aber in allen Dingen unabhängig waren, wodurch sie die Gebieter von Paris und

vom

vom Hofe, und der Regent ihnen unbedingt unterworfen wurde. Diese ungeheuern Vorkehrungen schienen aber doch unzureichend, wenn man nicht auf alle mögliche Fälle, die eintreten konnten, Vorsorge traf. Im Fall des Absterbens des Herzogs du Maine also oder des Marschalls von Villeroy, wurde der Graf von Toulouse und der Marschall von Harcourt, für welchen Frau von Maintenon gut sagte, ihnen für den ganzen Umfang ihrer Aemter substituirt; welcher Harcourt, wegen seines apoplectischen Zustandes, noch untauglicher, wenn es möglich war, zu diesem großen Amte, als der Marschall von Villeroy war.

Das Testament des Königs hatte den Regentschaftsrath in der Maaße regulirt und die Glieder desselben ernannt, daß dem Herzog von Orleans alle Autorität der vormundschaftlichen Regierung benommen war. Das Conseil bestand fast bloß aus Leuten, die dem Herzog du Maine ergeben waren und denen insbesondere der Herzog von Orleans nicht geneigt zu seyn Ursache hatte.

Dieses Codicill war die letzte Hinterlassenschaft des Königs; dieß die letzten Handlungen seiner Vorsorge; dieß die letzten Anstrengungen seiner Macht oder vielmehr seiner Schwäche und die schimpflichen Folgen seines wollüstigen Lebens; eine beklagenswerthe Handlung, die seinen Nachfolger und sein Königreich dem Ehrgeiz offen und unbeschränkt preißgab, durch Verfügungen, die gar nicht hätten geschehen sollen, und die den Staat unglückseligen Trennungen preiß gab, indem denen gegen den Regenten die Waffen in die Hand gegeben wurden, die ihm am ersten unterworfen seyn sollten, und dieser in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sein Recht und seine Autorität mit Gewalt zu behaupten, von der man ihm nichts als den leeren

Namen

Namen nebst der Schmach einer gänzlichen Ohnmacht und Blöße und der gerechten Furcht der größten Gefahren, (welche die Jugend aller noch übrigen Prinzen von Geblüt noch vermehrte,) gelassen hatte. Das ist ein Schandfleck, von welchem der Name des Königs nie, weder vor Gott noch vor Menschen, wird rein gewaschen werden können. In einen solchen Abgrund hatten ihn Stolz und Schwäche, ein mehr als niedriges Weib und die Kinder eines doppelten Ehebruchs gestürzt, denen er sich ganz hingab, die seine Tyrannen wurden, nachdem er es für sie und so viele andere gewesen war, und die diese Gewalt ohne Schaam und Scheu mißbrauchten; jenen abscheulichen Beichtvater Tellier nicht zu erwähnen, der die Seele und Triebfeder der letzten Geschichte als Führer seines Gewissens war.

16.

Dieß war die Büßung, die öffentliche Satisfaction für einen so schreyenden, so scandalösen Doppel-Ehebruch, im Angesichte von Europa begangen. Man sehe die letzten Gesinnungen einer so höchst sündigen Seele, die vor Gott treten sollte, mit der Last einer zwey und siebzigjährigen Regierung beschwert: eines Königs, dessen Stolz, Luxus, Verschwendung in Gebäuden und allen Arten, die immerwährenden Kriege und die Hoffart, die die Quelle und Nahrung derselben war, so viel französisches Blut vergossen, so viel Millionen innerhalb und ausserhalb vergeudet, rastlos das Feuer des Kriegs in Europa genährt, alle Stände, alle Regeln, die ältesten heiligsten Gesetze des Staates und die Rechte so vieler guten Bürger verwirrt, vernichtet, das Königreich in ein unheilbares Elend gestürzt und seinem Untergange so nahe gebracht

bracht hatte, daß es nur durch ein Wunder noch erhalten wurde: und was soll man nun bey alle diesem von der Ruhe des Königs bey seinem Wegscheiden und dem Vertrauen seiner Seele in den letzten Augenblicken sagen?

17.

Ludwig XIV sah in der That seinen Tod ohne Furcht herannahen, und er hatte Religion. Er schien nichts in dieser Welt mit Widerwillen zu verlassen; er war beständig ohne irgend einen Schein von Unruhe; er sprach, er ordnete alles an, was nach seinem Tode geschehen sollte, als wenn er selbst zugegen seyn sollte. Er sah alles, was nach seinem Tode geschehen würde, voraus, mit derselben Gemüthsruhe, als ein Mensch in voller Gesundheit und Heiterkeit des Geistes hätte thun können: so daß alles bis zu Ende mit jener äussern Decenz, jener Würde und Majestät vor sich gieng, die stets alle Handlungen seines Lebens begleitet hatte. Die Natürlichkeit, Wahrheit und Kunstlosigkeit war nicht zu verkennen und verbannte den leichtesten Argwohn von Heucheley und Comödie.

18.

Von Zeit zu Zeit, wenn er frey war, und in der letzten Zeit, als er alle Geschäfte und Sorgen von sich gelegt hatte, war er einzig mit Gott, seiner Seligkeit und seiner Nichtigkeit beschäftigt, so daß ihm einigemal die Worte entfielen: „als ich König war.“ Zum voraus schon in die große Zukunft verloren, in die er bald einzugehen gedachte, mit einer gänzlichen Lossagung vom Irdischen, mit einer Demuth ohne Niedrigkeit, mit einer Güte und Besitzung seiner Seele, womit er seine Valets tröstete, die er weinen sahe,

gewährte er das rührendste Schauspiel: und was ihn bewundernswürdig machte, daß er sich stets ganz und immer als denselben behauptete. Gefühl seiner Sünden ohne Schrecken; ein Vertrauen zu Gott, wenn man es sagen darf, ungetheilt, ohne Zweifel, ohne Unruhe, auf die Barmherzigkeit und das Blut Jesu Christi gegründet; eine gleiche Entsagung in Rücksicht seines persönlichen Zustandes und dessen Dauer und Sehnsucht nach Duldung und Leiden. Wer bewundert nicht einen so erhabenen christlichen Glauben? aber wer schaudert auch nicht? Nichts war einfacher und kürzer als sein Abschied von seiner Familie, nichts demüthiger ohne Vergebung seiner Majestät als sein Abschied von den Hofleuten, der noch rührender als jener war. Was er dem künftigen Könige sagte, hat verdient aufbewahrt zu werden; aber es ist nachher mit zu viel Schmeicheley ausposaunt worden, worin der Marschall von Villeroy den Vorgänger machte, der diese Worte über sein Bette hieng, so wie er immer auf seinem Zimmer, und selbst bey der Armee, ein Porträt des Königs bey sich hatte, und so wie er immer, dem Könige gegen über, bey den Lobsprüchen weinte, die ihm die Prediger auf der Kanzel zu machen pflegten.

Der König sprach in der Rede an seinen Nachfolger von seinen Gebäuden, seinen Kriegen, schwieg aber von seinem Luxus und seinen Verschwendungen; er hütete sich ihm etwas von seinen unglückseligen Liebeshändeln zu sagen, ein Artikel, der mehr als alles andere am Platze gewesen wäre. Aber wie sollte er auch in Gegenwart seiner Bastardsöhne davon sprechen, deren entsetzliche Größe er in den letzten Urkunden seines Willens vollendete? Bis jetzt, wenn man diese auffallende Uebergehung und ihre noch schrecklichere Ursache ausnimmt,

sieht man nichts, was nicht der Bewunderung und einer wahrhaft christlichen und königlichen Erhebung des Gemüthes würdig wäre.

19.

Was soll man aber von seinem letzten Gespräche mit seinem Neffen, nach Abfassung des Testamentes, kurz nach Hinzufügung des Codicills und nach Empfang der letzten Sacramente sagen? und von seiner so bestimmten präcisen zweymal gegebenen Versicherung, daß er in seinen Verfügungen nichts finden würde, was ihm zuwider wäre, da diese Verfügungen doch zu zweyenmalen nur dazu gemacht worden waren, um ihn zu entehren, ihm alles zu rauben, mit einem Worte, um ihn gänzlich zu vernichten? Gleichwohl versichert ihn Ludwig des Gegentheils, lobt ihn, schmeichelt ihm, empfiehlt ihm seinen Nachfolger, den er ihm entzogen hatte, und sein Königreich, das er, wie er sagt, regieren würde, und wozu er ihm alle Autorität entrissen und sie mit den furchtbarsten Sicherungen ganz und ungetheilt seinen Feinden gegeben hatte. Er sey es, sagt er, auf den er öffentlich verweise, als den Ertheiler der Befehle, als den, dem allein das Recht dazu gebühre. Ist dieß Kunstgriff, ist das Betrug, ist es heuchlerischer Spott bis zum Todeskampf? Welch ein Räthsel, das wir nicht aufzulösen vermögen; suchen wir uns lieber zu überzeugen, daß der König sich gleich blieb. Es entspricht dem, was er immer von der Ungültigkeit dessen, was ihm abgezwungen war, was ihm seine Schwachheit abgedrungen hatte, zu glauben schien. Sagen wir lieber: er zweifelte nicht, er hoffte vielleicht sicher, daß ein ungerechtes, abscheuliches Testament, das in seine Familie und sein Königreich Verwirrung bringen

mußte, das so beschaffen war, daß er sorgfältig das Geheimniß desselben zu bewahren für nöthig fand, nicht mehr Gültigkeit haben werde, als das Testament seines Vaters gehabt hatte, das so weise, so verständig, so abgewogen, so gerecht und von ihm selbst mit allgemeinem Beyfall publicirt war.

Der ganze Widerwille, den der König bey Abfassung seines Testamentes gefühlt, alles das Bittere, was er nach Abfassung desselben seinen legitimirten Kindern, den Herrn vom Parlamente, bey Ueberreichung desselben, und zur Königin von England, im ersten Augenblicke seines Zusammentreffens mit ihr, sagte, (welche Aeusserungen seiner Bitterkeit, seines Verdrusses über seine Schwäche und die allzu arge Mißbrauchung derselben durch die, die seine einzigen Vertrauten waren, von denen er sich nicht loßreißen konnte, er immer ohne Veranlassung unaufgefodert that); jenes abscheuliche Codicill, das ihm nach Empfang der Sacramente, in dem Zustande des Sterbenden abgezwungen worden, wo er den ganzen Abscheu desselben fühlte, ohne doch widerstehen zu können; diese entsetzliche Häufung von Ungerechtigkeit und Umstürzung aller Rechte, um seine Bastarden, insbesondere aber den Herzog du Maine, zu einem ungeheuren Coloß von Größe und Macht zu machen; und die Vernichtung aller Gesetze, seines Neffen, und vielleicht seines Reiches und seines Nachfolgers, der den grausamen ungerechten Händen eines nach dem Throne trachtenden Usurpators preißgegeben war, diese entsetzliche Häufung von klug und planvoll angelegten, aber trotz aller darauf verwandten Sorge so schlecht bemäntelten Ungerechtigkeiten, daß sie in die Augen sprangen; alles dieß gab ihm vielleicht Hoffnung gegen die ihm abgezwungenen Dinge. Er hatte (wie er sich mehrmals darüber geäussert hat) nie geglaubt,

geglaubt, daß eins von den von ihm verfügten oder bestätigten Dingen einen Augenblick nach seinem Tode bestehen würde; und in dem Augenblicke, wo er mit dem Herzog von Orleans sprach, schmeichelte er sich vielleicht mehr als je damit, um sich, so voll wie er noch von dem eben, kaum vor einer Stunde, abgefaßten Codicill war, selbst zu beruhigen. Er sprach vielleicht vorher und nachher, ganz voll von diesem Gedanken, mit seinem Neffen; er konnte ihn also in der That als den Administrator des Königreichs ansehen und in diesem Sinne mit ihm sprechen; wenigstens ist dieß vielleicht erlaubt zu vermuthen.

Aber wer wird sich nicht über die standhafte Ruhe des sterbenden Königs und über den ungestörten Seelenfrieden bey so viel Frömmigkeit und einem so brennenden Eifer, jeden letzten Augenblick noch zu benutzen, lebhaft verwundern müssen? Die Aerzte behaupteten, daß die nämliche Ursache, die die körperlichen Leiden linderte und stillte, die Leiden des Herzens und die Beunruhigung des Geistes linderte und beruhigte.

20.

Andere haben einen andern Grund davon angegeben; und diese waren im Innern des Appartements während dieser letzten Krankheit und waren in den letzten Tagen ganz allein um den König. Die Jesuiten haben beständig Layen von allen Ständen, selbst verheyrathete, in ihrer Gesellschaft; das Factum ist gewiß: eben so gewiß ist, daß Desnoyers, Staatssecretär unter Ludwig XIII, unter diese Anzahl gehört habe, und andere mehr. Diese Einverleibten thun das nämliche Gelübd, das die Jesuiten thun, so weit es ihr Stand erlaubt, das heißt das Gelübd des uneingeschränkten Gehorsams gegen den General und die

Obern der Gesellschaft. Das Gelübd der Armuth und Keuschheit aber müssen sie durch alle Dienstleistungen und alle Forderungen, die sie der Gesellschaft blind zu thun schuldig sind, besonders aber durch eine grenzenlose Unterwerfung unter die Obern und ihren Beichtvater ersetzen. Sie müssen in leichten Uebungen der Gottseligkeit, welche ihnen ihr Beichtvater, ihren Umständen und Seelenzustande gemäß, auferlegt, und die er, so viel er will, vereinfacht, streng seyn. Die Politik weiß herrlich die zuverlässige Hülfe dieser verborgenen Hülfsglieder zu gebrauchen, denen man das übrige leicht macht. Aber es darf nichts in ihrer Seele vorgehen, nichts, was es sey, zu ihrer Wissenschaft kommen, das sie nicht ihrem Beichtvater bekennen.

Man hat nun behauptet, Tellier habe, schon lange vor seinem Tode, dem Könige den Gedanken einzuflößen gesucht, daß er sich so in die Gesellschaft einverleiben lassen möchte; er habe ihm die dadurch zu erlangenden sichern Privilegien für seine Seligkeit, die damit verbundene Sündenvergebung gerühmt; er habe ihn glauben gemacht, daß, welches Verbrechen man auch begangen habe, diese geheime Ablegung des Gelübdes alles rein wasche und der Seligkeit versichere, wenn man nur seinem Gelübd treu sey; und der General der Gesellschaft sey mit Bewilligung des Königs in das Geheimniß gezogen worden. Zufolge dessen, behauptet man, habe der König sein Gelübd in Tellier's Hände abgelegt; man will in den letzten Tagen gehört haben, wie der eine die damit verbundenen Versprechungen versichert, der andre sich trostvoll auf dieselben gestützt habe; der König soll von jenem den letzten Segen der Gesellschaft wie einer der Brüder empfangen, er soll ihn Gebetsformeln haben sprechen lassen, die daran nicht zweifeln lassen, und die man zum Theil

hörte,

hörte, und ihm das Gewand oder das fast unbemerkbare Zeichen, gleichsam eine andere Art von Scapulier, gegeben haben, das, nach dem Beyspiel Ludwigs des heiligen und der andern Könige von Frankreich, die sich auf Zureden ihrer Beichtväter in verschiedene Orden haben aufnehmen lassen, bey ihm gefunden worden seyn soll. Endlich sind die mehrsten von denen, die dem Könige näher waren, der Ueberzeugung geblieben, daß diese Buße, auf Kosten anderer, der Hugenotten, der Jansenisten, der Feinde der Jesuiten oder derer, die ihnen nicht ergeben waren; der Vertheidiger der Rechte des Königs und der Nationen, der Canons, der Hierarchie gegen die Tyranney und Usurpation jenseits der Alpen abgelegt: daß diese pharisäische Anhänglichkeit an dem Aeussern des Gesetzes und der Schale der Religion jene so erstaunende Ruhe in den schrecklichen Augenblicken hervorgebracht habe, wo sonst gewöhnlich die zu verschwinden pflegt, die, auf Unschuld und Buße gegründet, am dauerhaftesten zu trösten vermag.

21.

So starb einer der größten Könige der Erde, in den Armen einer unwürdigen niedrigen Gattin und seiner Bastarden, welche von ihm, so lange bis er sich für sie selbst aufopferte, Meister blieben. Ausgerüstet mit den Sacramenten der Kirche wurde er durch die Hand des Sohnes seiner andern Geliebten, welcher von den Gunstbezeugungen, die durch seiner Mutter Gunstbezeugungen seiner Familie erworben wurden, ganz überhäuft war. Endlich war sein einziger Beystand ein Beichtvater, wie le Tellier war.

Wenn Heilige so sterben, so sterben sie wenigstens nicht unter solchen Umgebungen!

Auch genoß der König diesen Beystand nicht bis zum letzten Augenblick. Im Besitz des Königs und seines Zimmers und niemanden zulassend als die wenigen ihnen ergebenen unentbehrlichen, war ihre Anhaltsamkeit unermüdet, so lange sie des Königs bedurften. Aber als das Codicill einmal gemacht und an Voisin übergeben war, hatten sie nichts mehr da zu thun: sie zogen sich zurück. Die für ihren, alles mögliche nun besiegenden, Ehrgeiz unfruchtbaren Pflichten gegen den Sterbenden wären zu ermüdend gewesen; sie versagten dem Könige ihren Beystand in den Augenblicken, wo sie Religion und Pflicht laut zu ihm rief. Das zärtlichste Lebewohl des Königs an Frau von Maintenon, und seine Hoffnung, bald mit ihr wieder vereinigt zu seyn, mißfiel der alten Hexe, die, nicht zufrieden, Königin zu seyn, in ihrer Verblendung gerne ganz unsterblich gewesen wäre.

Vom Mittwoch an, das heißt, vier Tage vor seinem Tode, verließ sie ihn auf das grausamste auf immer; und der König, dessen innere Sinne noch lebhafter als die äussern waren, fühlte die Treulosigkeit derjenigen, der er alles, was er war, aufgeopfert hatte. Sein Schmerz in seiner Verlassenheit war so heftig, daß er ohne Unterlaß nach ihr verlangte. Dieß zwang sie von St Cy zurückzukommen, sie hatte aber nicht die Geduld, sein Ende abzuwarten, sondern eilte dahin zurück, um nie wieder zu kommen: sie, die den letzten Seufzer von der Lippe des Sterbenden in ihren Busen hätte aufnehmen sollen!

22.

Bissi und Rohan, zufrieden, Noailles immer entfernt gehalten zu haben, incommodirten sich nicht viel bey dem Sterbebette des Königs, so daß Rohan sogar

gar den König ohne Messe ließ und wenn Charost nicht gewesen wäre, gar nicht mehr daran gedacht worden wäre, obgleich der König bey vollem Bewußtseyn war, und, wenn man es ihm vorschlug, seinen Wunsch sie zu hören zu erkennen gab: denn was den Kopf betraf, so war er bey vollkommner Gesundheit.

Der Herzog du Maine zeigte auch die ganze Güte seines Herzens gegen einen Vater, der ihm alles aufgeopfert hatte. Er befand sich bey der Consultation des aus Provence kommenden Mannes, der dem Könige sein Elixier gab. Fagon, gewohnt als Arzt das erste Wort zu führen, fand in diesem Manne eine Bauerngrobheit, die ihm sehr übel mitspielte. Der Herzog, der nichts mehr vom Könige zu erzwingen hatte, und sich schon für den Herrn des Königreichs hielt, erzählte am Abend auf seinem Zimmer seinen Vertrauten mit jener Possierlichkeit und jenem feinen Spott, den er so gut verstand, wie dieser Lümmel in der Medicin das große Wort führe und wie Fagon, voll Erstaunen, Aerger und Demüthigung, das erstemal in seinem Leben von seiner Kunst und seinen Hoffnungen verlassen, auf seinen Stock brumme, und sich nicht ein Wort hervorzubringen traue, um nicht noch was ärgeres zu erfahren. Dieser gute zärtliche Sohn erzählte ihnen dieses Abentheuer so spashaft, daß alle und auch er, in ein anhaltendes lautes Gelächter ausbrachen. Das Uebermaaß der Freude, der Allmacht, der Befreyung von jeder Fessel, der Erfüllung seiner Wünsche so nahe zu seyn, hatte ihn vergessen lassen, welch eine Unanständigkeit dieß sey, wovon die Antichambern und selbst die Gallerie Zeuge waren, auf welche dieß Appartement in einem Stucke mit der Capelle, zunächst stößt, und wo die Vorübergehenden, viele der Angesehnern, dieses Lachen hörten.

Der Herzog du Maine schränkte die unfruchtbare Anhaltsamkeit bey des Königs Bette ein; es „war für ihn ein zu angreifender Anblick": er erschien daselbst lieber nur seltene Augenblicke und verschloß seinen Schmerz in sein Cabinet, wo er am Fuße des Kreuzes weinte, oder vielmehr auf die bald zu gebenden Befehle zur Vollziehung dessen dachte, was er sich hatte im Testament ertheilen lassen.

Was le Tellier betrifft, so war auch er müde dem Sterbenden beyzustehn. Es hatte ihm die Besetzung einer Menge lediger Pfründen nicht gelingen wollen; er fürchtete nichts mehr vom Cardinal von Noailles, seit Bissi, Frau von Maintenon und er dessen Rückkehr vereitelt hatten. Da er also vom Könige nichts mehr zu fürchten, noch zu hoffen hatte, so überließ er sich andern Sorgen; so daß allen in dem geheimen Kreise der Zimmer und selbst in den Cabinetten diese Abwesenheit zum Aergerniß gereichte und einige davon, als Blois und Marechal, ihrem Unwillen keinen Zwang anthaten und einigemal von sich selbst nach Tellier schickten. Der König verlangte oft nach ihm, ohne daß er bey der Hand war. Bisweilen kam er gar nicht, weil man ihn weder zu Hause noch irgendwo antraf. Wenn er auch zum Könige kam, so gieng er immer wieder von selbst weg, und blieb fast immer nur wenige Augenblicke. In den letzten Tagen ließ er sich noch weit weniger sehen, da doch ein Beichtvater, dessen Bemühungen nicht getheilt waren, in dieser Zeit nicht vom Bette hätte wegkommen sollen. Aber es zeigte sich wohl, daß christliche Liebe, Eifer eines Seelsorgers, Erkenntlichkeit und Zuneigung nicht die Tugenden dieses lasterhaften Pfaffen waren, und daß ihm seine Tiefe und Arglist, weder die Neigung

gung noch das Talent und die Salbung, den Sterben beyzustehen gegeben hatten. Man mußte ihn ohne Unterlaß rufen lassen; und sein so unwürdiges Betragen reizte den Unwillen aller derer, die gegenwärtig seyn konnten, nachdem die Entfernung der Frau von Maintenon und des Herzogs dû Maine den Zugang zu dem Zimmer den treuen Dienern des Königs offen gelassen hatte.

Zum Schluß, indem ich in Gedanken alles durchlaufe, was ich über die letzten Lebensumstände des Königs niedergeschrieben habe, fodert mein Gewissen und die Liebe zur Wahrheit, daß ich hinzusetze, daß ich mich bey Marechal über das öffentlich verbreitete Gerücht, als habe der König das Gelübde als Jesuit abgelegt, angelegentlich befragt habe. Marechal war wahrhaft, und schätzte Tellier nicht; aber er hat mich versichert, daß er nichts, kein Zeichen, noch eine Art von Scapulier bey ihm bemerkt habe. Allein Marechal, wiewohl er sehr fleißig zugegen war, war nicht immer um das Bett des Königs: der P. Tellier konnte Mißtrauen gegen ihn hegen, und sich vor ihm in Acht nehmen! Dem ungeachtet kann ich nicht glauben, daß, wenn etwas an der Ablegung des Gelübdes war, Marechal nicht darum gewußt haben sollte. Vielleicht wollte auch Marechal aus irgend einer Rücksicht mir nicht sagen, was geheim gehalten werden mußte, da er der Diener und nicht der Ausspionirer des Königs war.

Ludwig XIV wurde von niemand als von wenigen aus der nächsten Dienerschaft beklagt, ausserdem von wenigen andern und den Häuptern der Constitution. Sein Nachfolger war nicht in dem Alter. Madame

hatte

hatte für ihn nichts als Furcht und äussere Etikette. Die Herzogin von Berry liebte ihn nicht und hoffte jetzt zu regieren. Der Herzog von Orleans war nicht dafür bezahlt, um ihn zu betrauern, und diejenigen, die es waren, thaten ihr Amt nicht. Frau von Maintenon war seit dem Verlust der Dauphine des Königs müde geworden; sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen, wie sie ihn unterhalten sollte: ihr Zwang war deswegen mehr als verdoppelt, weil er nun viel mehr bey ihr oder auf Parthien mit ihr war. Der Zustand seiner Gesundheit, die Geschäfte und jene Behandlung, die alles zuwege gebracht oder, um genauer zu reden, alles für den Herzog dû Maine erzwungen hatte, hatten sie häufig üble Launen und oft Ausfälle auf sie selbst erfahren lassen. Sie war am Ziele dessen, was sie gewollt hatte; ob sie gleich also bey dem Verlust des Königs verlor, so fühlte sie sich doch einer Last los und war nur dieses Gefühls fähig. Langeweile und Leere in der Folge riefen in ihr die Sehnsucht nach dem Vergangenen zurück; da sie aber in ihrer Zurückgezogenheit auf nichts mehr Einfluß hatte, so ist es jetzt nicht der Ort, von ihr und ihren Beschäftigungen in dieser Zeit zu reden.

Wir haben gesehn, zu welcher Freude, zu welcher barbarischen Unanständigkeit, die Aussicht auf die nahe Allmacht den Herzog dû Maine verleitete. Die frostige Ruhe seines Bruders ließ sich nichts anfechten. Madame la Ducheſſe, von allen ihren Banden los, hatte die Unterstützung des Königs nicht mehr nöthig; sie fühlte von ihm nur Zwang und Furcht; sie konnte Frau von Maintenon nicht ausstehen, sie konnte nicht an des Herzogs dû Maine Partheylichkeit in dem Prozeß über die Succession des

Prin-

Prinzen zweifeln. Man warf ihr Zeit ihres Lebens vor, sie habe kein Herz, sondern nur einen Magen: sie befand sich daher recht wohl. Ueber die Herzogin von Orleans erstaunte ich; ich hatte Schmerz bey ihr erwartet, und ich bemerkte nur einige Thränen, die ihr bey jeder Gelegenheit leicht vom Auge flossen und die bald wieder vertrockneten. Ihr Bett, wovon sie eine große Freundin war, und die Art von Dunkel, die sie nicht haßte, mußte während einiger Tage alles machen. Aber bald öffneten sich Vorhänge und Fenster und nichts von Betrübniß zeigte sich mehr, als bisweilen ein bisgen um des Wohlstandes willen.

Die Prinzen von Geblüt waren Kinder. Die Herzogin von Ventadour und der Marschall von Villeroy spielten ein wenig Comödie; kein anderer gab sich einmal diese Mühe; aber einige alte platte Höflinge als Dangeau, Carois, und wenig andere, die sich aus allem Gleis gebracht sahen, ob sie gleich nur aus einer sehr gemeinen Lage herausgeworfen wurden, beklagten es, daß sie sich nicht mehr unter die Narren, Unwissenden und Fremdlinge in dem täglichen Räsonnement und Amüsement eines Hofes rechnen konnten, der mit seinem Könige verschwand.

Alles, was den Hof ausmachte, theilte sich in zwey Classen Die Eine voll Hoffnung, zu figuriren, sich einzumischen, waren froh eine Regierung endigen zu sehen, unter welcher für sie nichts zu erwarten war. Die Andere, von einem schwer drückenden Joche ermüdet, das mehr von den Ministern als vom Könige auferlegt war, waren froh, sich frey zu fühlen; überhaupt alle waren froh, sich von einem ewigen Zwange befreit zu sehn und voll Hoffnung der Neuheit.

Pa-

Paris, ebenfalls einer Abhängigkeit müde, die so erniedrigend gewesen war, schöpfte freier Athem, in der Hoffnung auf etwas mehr Freyheit, und in der Freude, die Autorität so vieler, die sie mißbrauchten, endigen zu sehen. Die Provinzen, vorher über ihren Ruin und ihre Vernichtung in Verzweiflung, waren neu belebt und voll Freude.

Die Parlamenter und alle Arten von Gerichtshöfen, die durch Edicte und illegale Evocationen vernichtet waren, hofften, die ersten, eine wichtige Rolle zu spielen, die andern, sich wieder befreit zu sehn. Das Volk, zu Grunde gerichtet, unterdrückt, in Verzweiflung, dankte Gott, mit zu lauter Freude, für eine Befreiung, an welcher seine heissesten Wünsche nicht mehr zweifelten.

Die Ausländer, froh, endlich nach so vielen Jahren eines Monarchen los zu seyn, der ihnen so lange Gesetze gegeben, der ihnen im Augenblick, wo sie ihn sicher zu erdrücken glaubten, durch eine Art von Wunder entgangen war, hielten ihre Freude mit mehr Anstand zurück, als seine eignen Unterthanen. Die Wunder der drey ersten Viertel dieser mehr als siebzigjährigen Regierung, und die persönliche Seelengröße dieses Königs, der anfangs so glücklich, und endlich im letzten Viertel seiner Regierung vom Glücke so verlassen war, hatte mit Recht ihr Erstaunen erregt; sie schätzten es sich zur Ehre, ihm das nach seinem Tode zuzugestehn, was sie ihm in seinem Leben so standhaft verweigert hatten. Keiner der fremden Höfe zeigte seine Freude; alle machten sichs zum Geschäft, sein Andenken zu rühmen und zu ehren. Der Kaiser ordnete Hoftrauer an, wie um einen Vater; und obgleich

noch

noch vier oder fünf Monate bis zum Carneval waren, so wurde doch jede Art von Vergnügung zu Wien verboten und das Verbot aufs strengste gehalten. Ein Exceß geschah erst zu Ende des Carnevals; nämlich der einzige Graf du Luc, Ambassadeur von Frankreich, schämte sich nicht, den Damen einen Ball, (der der einzige in Europa war,) nebst einem Feste zu geben, wozu ihn die Damen durch ihre Klagen über ein so trauriges Carneval verleitet hatten. Diese Artigkeit erwarb ihm weder zu Wien, noch sonst wo Achtung. In Frankreich begnügte man sich es zu ignoriren.

Was unsre Minister und die Intendanten der Provinzen, die Finanziers, die Pächter, und alles was man die Canaille nennt, betrifft, so fühlten sie die ganze Ausdehnung ihres Verlustes.

Ich habe mit strengster Treue und Wahrheit alles niedergeschrieben, was entweder mir selbst als Augenzeugen, oder durch solche, welche die Geschäfte während der letzten zwey und zwanzig Jahre der Regierung Ludwigs XIV unter den Händen gehabt oder beobachtet haben, zu Wissen gekommen ist; und ich habe es dargestellt, wie es gewesen ist, ohne alle Leidenschaft, ob ich mir gleich Räsonnements erlaubt habe, die natürlich aus den Sachen floßen. Ich habe auch das Aeussere und das öffentliche Leben dieses Monarchen, seit ich beständig an seinem Hofe gelebt habe, dargestellt. So unschmackhaft und so überflüssig vielleicht dieses, überdieß so bekannte, Detail scheinen mag, so habe ich doch wirksame Maaßregeln getroffen, damit es erhalten und, wenn die gegenwärtige Generation dahin seyn wird, öffentlich bekannt gemacht werde; es wird sich darin manche

che gute Lehre für Könige finden, die sich Respect verschaffen und sich selbst respectiren wollen. Was mich noch dazu antreibt, ist, daß dergleichen äussere, zunächst allgemein bekannte, Umstände bald der Nachkommenschaft entgehn. Meine Arbeit aber soll den Regenten, der so viel Aufsehn in der Welt gemacht hat, den König, von dem ich gesprochen habe, ganz charakterisiren.

Interessantes

Manuscript

über den Tod Ludwigs XIV, über sein Testament und über das darauf sich beziehende

lit de justice

unter den Papieren des Herzogs von St Simon *) gefunden.

*) Es scheint, daß dieses interessante Manuscript, wegen einiger wenig bekannten Anecdoten, mit Vorsicht gelesen zu werden verdient. Es muß mit andern historischen Monumenten der Zeit verglichen werden.

Anm. des französ. Herausg.

Interessantes

Manuscript

über den Tod Ludwigs XIV, über sein Testament
und über das darauf sich beziehende

lit de justice

unter den Papieren des Herzogs von St Simon *)
gefunden.

*) Es scheint, daß dieses interessante Manuscript, wegen einiger wenig bekannten Anecdoten, mit Vorsicht gelesen zu werden verdient. Es muß mit andern historischen Monumenten der Zeit verglichen werden.

Anm. des französ. Herausg.

Inhalt.

Der Herzog von Orleans wenig vom Könige geliebt. Man spricht am Hofe vom Testamente des Königs. Es bilden sich in dieser Rücksicht vier Partheien. Ludwig XIV macht sein Testament und verfügt über die vormundschaftliche Regierung. Intriguen des Herzogs von Orleans und des Herzogs dû Maine, um den Inhalt desselben zu erfahren. Die Marquise von Maintenon und der Herzog dû Maine unterrichten den Herzog von Orleans verschieden. Der Prinz gewinnt für seine Parthei die Großen des Reichs und das Parlament. Der kranke König behauptet das Geheimniß, er bestätigt seine Verfügungen durch ein Codicill. Tod des Königs. Ver-

sammlung des Parlaments. Die französischen Garden bemächtigen sich der Zugänge. Rede des Herzogs von Orleans. Eröffnung des Testamentes und des Codicills. Der Herzog von Orleans trotz der Verfügungen des Königs zum Regenten erklärt. Momentane Erkenntlichkeit des Regenten gegen das Parlament. Lit de justice. Feyerlicher Beschluß, wodurch die vormundschaftliche Regierung dem Herzog von Orleans übertragen wird.

Die Geschichte des Testaments Ludwigs XIV ist ein interessanter Gegenstand: sie zeigt den Geist der intimsten Höflinge des Königs in seinem Alter und den Geist des Regenten.

Ludwig XIV hatte den Herzog von Orleans immer von der Bekanntschaft mit den Geschäften entfernt gehalten. Der junge Prinz, der größten Dinge fähig, hatte Proben der Tapferkeit gegeben und der König hatte die Schwachheit, auf seine Talente eifersüchtig zu seyn.

Philipp hingegen hatte die Klugheit, sein Verdienst zu verstecken; er fürchtete den König und wollte ihn nicht noch mehr gegen sich verstimmen. Auf die schrecklichste Art bey ihm verläumdet, kam er selten an Hof und beschäftigte sich mit den Studien. Die Chemie war seine Lieblingswissenschaft; seine Feinde sagten, er koche Gift.

Seine Liebe zum Vergnügen, seine geringe Neigung zur Religion schienen die falschen Urtheile zu unterstützen; und der religiöse Hof des Königs, bestehend aus der Marquise von Maintenon, le Tellier und aus alten Höflingen, die ihn haßten, benachrich-

tigten den König auf das treuste von allen seinen Ausschweifungen, um ihn noch mehr gegen ihn zu reizen.

Aber als der Hof nach und nach die königliche Familie verlöschen sah, als Ludwig XIV niemand übrig blieb, als sein Urenkel, und als der König selbst, von Jahren niedergedrückt, seinem Ende zu nahen schien, wurde der Herzog von Orleans allen, die am Vertrauen des Königs Theil hatten, weit verdächtiger. Der Jesuit le Tellier, Mitglied einer Gesellschaft, deren Zweck es war, die Herrscher durch Lenkung ihres Gewissens zu beherrschen, fürchtete seine Gewalt zu verlieren, wenn der Herzog von Orleans Regent von Frankreich würde. Die alten Höflinge, an den Maximen Ludwigs XIV hängend, konnten sich nicht in die Ideen dieses Prinzen fügen, der Freund des Vergnügens und der Neuheit, wenig fromm und sehr tolerant war. Die Marquise von Maintenon, deren Interesse es foderte, seine Macht einzuschränken und sie unter die legitimirten Prinzen ihre Freunde und Zöglinge zu theilen, hatte auch ihre besondern Gründe: kurz Ludwig XIV war von lauter Feinden des Herzogs umgeben.

Das Alter des Königs drängte alle dabey interessirten Personen; seine tagtäglich abnehmende Gesundheit setzte sie in Unruhe. Man dachte auf ein Testament von ihm; ein jeder ersann sich ein System der vormundschaftlichen Regierung, ein jeder seinem Interesse gemäs. Es bildeten sich in dieser Sache vier Partheien am Hofe.

Le Tellier, der seit langer Zeit gewünscht hatte, der König möchte die geheime, seit lange mit der Maintenon geschlossene, Ehe declariren, hatte sich erst thörichterweise eingebildet, daß diese öffentliche Erklärung die Favoritin der Regentschaft und der Vormund-

mundschaft über seinen Nachfolger fähig machen würde.

Die Marquise von Maintenon, die besser als irgend jemand die Unmöglichkeit dieses Projectes, das so oft gescheitert war, kannte, wünschte wenigstens, daß der Herzog von Orleans nicht die absolute Gewalt haben möchte; sie wollte sich einen Rest der Wichtigkeit, die sie genoß, erhalten, auch wenn der König diese Welt verlassen hätte. Sie kannte des Herzogs du Maine, ihres theuren Zöglings, mit dem sie so eng verbunden war, sanften biegsamen Charakter, geneigt ihren Rath zu hören; von dem Herzog von Orleans hingegen versah sie sich einer festen, erhabenen Regierung, nichts weniger als dem System einer Frau oder dem des alten Hofes folgend.

Einige Hofleute wünschten aus Anhänglichkeit an die Grundgesetze des Reiches oder an die Person Ludwigs V, Königs von Spanien, der Enkel Ludwigs XIV, erster Prinz von Geblüt und rechtmäßiger, nächster Erbe der Krone war, die Rückkehr dieses Monarchen nach Frankreich und behaupteten, daß die Entsagungen seine Rechte nicht vernichten könnten.

Die vierte Parthei ernannte endlich den Herzog von Orleans zum Regenten des Reichs, während der Minderjährigkeit, mit voller Gewalt des Monarchen, dem Nationalgebrauche gemäs.

Ludwig gab allen Meinungen Gehör; aber er sah ein, daß er durch Zurückberufung des Königs von Spanien die Nation in Krieg und Unruhen verwickele. Von einer andern Seite konnte er seine geheime Ehe nicht declariren, ohne sich zu beschimpfen und mehrere Partheien gegen sich zu bilden. Er folgte also dem System der Marquise von Maintenon, das seiner Ge-

sinnung gegen den Herzog von Orleans und seiner Liebe zum Herzog du Maine und zum Grafen von Toulouse, seinen besonders geliebten legitimirten Kindern, mehr entsprach. Er unterzeichnete sein Testament den 14 August 1714 und schickte es versiegelt dem Parlamente zu, damit es nach seinem Tode eröffnet und executirt werden sollte. Das Testament wurde in einem dicken Thurme, nicht weit von der Büvette, aufgehoben und eingemauert.

Die Geschichte seiner eignen Regierung hatte ihn indessen gelehrt, daß dieses Corps eine solche feyerliche Urkunde des letzten Willens der Könige annulliren könne; aber der allgemeine Gehorsam aller Stände der Bürger hatte ihn gänzlich verblendet. Wenig Personen erinnerten sich noch an den Anfang seiner Regierung und man war so daran gewöhnt, ihm zu gehorchen, daß er sich bereden ließ (trotz der geheimen Ahnung, die er hatte und äusserte), daß man sich nach seinem Tode seinem letzten Willen unterwerfen werde.

Der Herzog von Orleans, fein, gewandt wie er war, erkundigte sich überall und suchte die Gesinnungen des Monarchen zu erforschen; aber man bewahrte in dieser Sache noch das vollkommenste Geheimniß; der Herzog du Maine selbst, der Liebling des Königs und der Favoritin, hielt sorgfältig geheim, was zu seinem Besten geschehn war, selbst gegen die Herzogin, seine Gemahlin, die thätiger und ehrgeiziger, vermittelst der Marquise von Maintenon, oft in ihn drang, daß er es ihr wissen lassen möchte; aber der Prinz schien zu fürchten, daß ihr diese Kenntniß eine allzu schwere Last werden möchte, und blieb undurchdringlich.

Die Herzogin sah ein, daß ihr Bemühen fruchtlos sey. Um zu wissen, was für ein Betragen sie zu be-

behaupten habe, und um sich auf jedes Ereigniß vorzubereiten, ließ sie einen Rath zusammen kommen, bestehend aus dem Herzog du Maine, dem Grafen von Toulouse, dem ersten Präsidenten de Mesmes, Malesieu und Valincourt, den Freunden ihres Hauses. Der Herzog du Maine vermied noch sehr geschickt den Bestand des Testamentes wissen zu lassen. Man sah, daß man nicht mehr darnach forschen könne, da er es nicht wissen lassen wolle; und es wurde beschlossen nur zu fragen, ob das Testament den König von Spanien zur Thronfolge rufe. Die Antwort des Monarchen war, daß er nicht zurückgerufen werde, was nothwendig die Vermuthung veranlaßte, daß der Herzog von Orleans zum Regenten von Frankreich erklärt sey, vermöge des Rechts seiner Geburt.

Der Herzog von Orleans seiner Seits versuchte alle Mittel, um sich davon zu unterrichten. Man sagt sogar, daß die Favoritin sich ein Verdienst daraus machte, ihm sie anzuzeigen, indem sie einsah, daß ihm doch am Ende die Kraft seines Geistes unfehlbar die Regentschaft geben würde, trotz den Verfügungen des Königs. Dieser Kunstgriff war für sie in allen Fällen von Nutzen. Einestheils schien sie die Gunst eines Prinzen zu wünschen, dem sie übel beym Könige mitgespielt hatte, und anderntheils kam sie seiner Rache zuvor; sie entdeckte ihm also das Geheimniß des Testamentes, aber vielleicht in so unbestimmten, zweydeutigen Ausdrücken, daß der Prinz sich für gänzlich ununterrichtet von einem so wichtigen Gegenstande halten mußte.

Indessen schien der Herzog du Maine, von der Hauptsache des Testaments versichert, gewiß, daß der König von Spanien nicht zum Regenten erklärt sey, und vermuthend, daß der Herzog von Orleans, welchem

chem die Geburt das Recht dazu gab, ohne Zweifel die oberste Gewalt haben würde, sich an ihn anzuschließen. Ludwig XIV hatte das Haus dieses legitimirten Prinzen zum Range der Prinzen von Geblüt erhoben; und die Prinzen von Geblüt hatten mit Unwillen den Machtspruch vernommen, der sie zu erniedrigen und auf eine Stufe mit jenen zu setzen schien. Ludwig XIV hatte sogar verordnet, daß im Fall die legitimen Familien ausgestorben wären, die legitimirten zur Thronfolge zugelassen werden sollten. Diese Rücksichten vermochten den Herzog dû Maine sich zu stellen, als überließ er sich ganz dem Herzog von Orleans, und ihm die hauptsächlichsten Verfügungen des Testamentes zu entdecken. Er hatte in seinem Hause so schmeichelhafte Privilegien zu behaupten, die lediglich von dem Willen des Souveräns abhiengen; aber Ludwig XIV, der beständig seine testamentarischen Verfügungen im Auge hatte und diese Verbindung sehr ungern sah, bezeugte seine Unzufriedenheit und sah mit Verdruß die Höflinge des Herzogs von Orleans sich mehren; so sehr lag ihm die volle Vollstreckung seines letzten Willens am Herzen.

Indessen fiel der schwächliche König in eine gefährliche Krankheit; und der Herzog von Orleans, noch immer wegen des ihm gefallnen Looses ungewiß, machte gleichwohl mit sehr viel Anhaltsamkeit dem kranken Könige seinen Hof und suchte den Schimpf gelassen zu ertragen, den er ihm auf dem Sterbebette anthat, als er dem Herzog dû Maine befahl, die Musterung der königlichen Haustruppen vorzunehmen, mit Hintansetzung des Herzogs von Orleans, als ersten Prinzen von Geblüt. Trotz der verdoppelten Aufmerksamkeit des Prinzen war Ludwig XIV beharrlich in seinen Entschließungen und behauptete immer das Geheimniß

heimniß in Rücksicht seiner testamentarischen Verfügungen. Er schien unempfindlich gegen die Sorgfalt dieses Prinzen, der ihm nichts als die folgenden Worte entlocken konnte: „Ich habe niemals die Absicht gehabt, Ihre Rechte zu schmälern, noch der Freundschaft für Ihre Person zu ermangeln. Mein Testament wird es Ihnen beweisen. Ich habe Ihnen alle Rechte, die Ihnen Ihre Geburt giebt, gelassen."

Merkwürdige immer zweifelhafte Worte, welche der Prinz dem Parlamente vor Eröffnung des königlichen Testamentes zu referiren die Vorsicht hatte und zu Durchsetzung seiner Entwürfe zu benutzen wußte.

Indessen ließ sich der Herzog von Orleans von den Worten des Königs nicht täuschen. Das alte Betragen des Monarchen gegen ihn und die Erklärung der Marquise von Maintenon überzeugten ihn zum voraus von der Beeinträchtigung seiner natürlichen Rechte, welche das Testament mit sich bringe. Er drang wegen dieser Sache nicht weiter in den Kranken, der fest bey seinem Sinne und geheimnißvoll blieb; aber er traf Maaßregeln, um durch Negociationen zu erlangen, was ihm das Testament raubte. Er offenbarte sich in dieser Rücksicht dem Abbe Dübois, dem Vertrauten seiner Vergnügungen, so wie seiner geheimen Angelegenheiten. Er sah den Herzog von Noailles wieder zu sich zurückkehren, der alte Vergehen gegen den Herzog von Orleans wieder gut machte und seine vorige Feindschaft bey ihm in Vergessenheit bringen wollte. Der Herzog von Guiche, Colonel der französischen Garden, versicherte ihn der Officiere dieses Corps. Mehrere Colonels versprachen ihm ihren Beystand und die vornehmsten Mitglieder des Parlamentes schienen ihm gänzlich ergeben.

Sein

Sein Hof wurde mit jedem Tage glänzender. Der des Königs hingegen verminderte sich nach und nach, so wie er sich dem Tode näherte. Hingestreckt auf seinem Sterbebette, hatte der Monarch die Kränkung, die Desertion seiner treusten Höflinge sehn zu müssen; und noch trunken von seinem Stolz und der Unterwürfigkeit seiner Unterthanen, konnte er vor seinem Tode einsehen, welche Beweggründe die Großen an Hof rufen, und woher ihre Huldigung entspringt.

Ein Marktschreyer wagte jetzt ein Wunder der Heilung am Könige zu versprechen, der dem Tode nahe war. Ein Elixir schien seine Kräfte neu zu beleben. Der König aß und der Charlatan versprach eine schnelle Heilung.

Auf dieß Gerücht sah der Herzog von Orleans wiederum die Höflinge aus seinem Palaste desertiren und konnte sich nicht enthalten zu sagen, daß, so lange der König noch esse, er keine Seele sehe. Diese Anecdote zeigt den Königen sehr gut, was ihnen Höflinge giebt und raubt.

Der König Ludwig XIV bezahlte der Natur die Schuld durch einen sehr schmerzhaften Tod. Zwey Monate vor seinem Ende war seine so starke Gesundheit schwächlich geworden; aber der sterbende Monarch zeigte eine Seelenstärke, ähnlich dem Charakter seiner Regierung. Den Tag vor dem St Ludwigstag wollte er beym P. Tellier beichten und empfieng an seinem Namenstage das heil. Abendmahl aus den Händen des Kardinals Rohan, Grand-aumonier von Frankreich. Die Jansenisten behaupten, vor Reichung der Hostie habe ihm le Tellier das Formular der anderweitigen Gelübde der Gesellschaft vorgelegt, und der König habe sie mit viel Andacht gesprochen.

Ludwig

Ludwig XIV liebte seine Familie zärtlich; aber er hatte seine Empfindungen immer ohne Vertraulichkeit und Affectation zu erkennen gegeben. Auf seinem Sterbebette ließ er sich erweichen, wie die übrigen Menschen. Man sah den Herzog von Orleans, den Herzog du Maine, den Grafen von Toulouse, die Prinzen von Charolois und Conti, mit denen er nach einander sprach, in Thränen zerfließend von seinem Bette weggehn. Bald griff der Brand eins seiner Beine an. Der König sah sich nach und nach absterben, ohne das Bewußtseyn zu verlieren; aber er duldete mit ausserordenklicher Gelassenheit alle seine Schmerzen.

Seine Frömmigkeit schien, wegen der gegen die Feinde der Bulle Unigenitus erregten Verfolgungen, auf seinem Sterbebette so beunruhigt, daß er gegen die Kardinäle Rohan und Bissi seine Reue bezeugte. Er erbot sich gegen sie, das Uebel, das er hätte stiften können, wieder gut zu machen, und bat sie, ihm zu erklären, ob keine Leidenschaft in ihrem Betragen gewesen sey. Er äusserte, daß er keinen Widerwillen hege, den Kardinal Noailles zu sehn. Aber le Tellier, welcher die letzten Bewegungen des Herzens des Königs bemerkte, erstickte diesen letzten Funken von Güte in ihm. Er erklärte ihm, daß, wenn er den Kardinal wieder aufnähme, er in einem Augenblick das Werk seines ganzen Lebens zerstören würde, und einer der Kardinäle setzte hinzu, er könne den Erzbischoff von Paris nicht sehen, ohne allem abzuschwören, was er gethan habe. Der Kardinal von Noailles sah den König nicht in seinen letzten Augenblicken; aber Ludwig XIV, den es drängte, das innere Gefühl seines Herzens zu äussern, erklärte, daß er ihn immer geliebt und geachtet habe. Er schlug es dem Kardinal Bissi ab, eine nochmalige Erklärung gegen den Jansenismus zu geben, und antwortete mit den Worten: „Ich habe alles gethan, was

ich

ich gekonnt habe, um Frieden zwischen Euch zu stiften, aber es hat mir nicht gelingen wollen. Ich bitte Gott, daß er ihn Euch verleihe." Also wurde noch das Bette des mit dem Tode ringenden Königs von dem Partheigeiste beunruhigt, der das Ende der Regierung und das Alter dieses Monarchen so sehr beunruhigt hatte.

Unterdessen wurde der Brand immer schlimmer, und der König verlangte, daß man alle die nöthigen Incisionen vornehmen möchte. Er ertrug ohne Klage die Stiche, die man mit der Lancette bis auf den Knochen machte, um das Fortschreiten des Krebses zu verhindern.

Seine Schmerzen hinderten ihn nicht, ohne Vorurtheil über sich selbst zu richten und die Geschichte seiner Regierung zu überschauen. Er wollte aufrichtig seyn in Rücksicht seiner vergangenen Fehler; er bekannte sie vor dem Angesichte Europas und der Monarch, der niemanden als Gott allein etwas schuldig zu seyn geglaubt hatte, suchte sein Gewissen dadurch zu erleichtern, daß er sich vor Ludwig XV. schuldig bekannte, dem einzigen Prinzen, der in seinem Hause übrig geblieben war, so daß er sogar sagte, er habe Gott um Vergebung der Schuld gebeten, die er sich gegen das Reich zugezogen. Als er, in Gegenwart der Frau von Maintenon, den Dauphin zum letzten mal zu sich gerufen hatte, umarmte er ihn zweymal und gab ihm seinen Segen. Dieses Schauspiel rührte den jungen Prinzen und den größten Theil der Anwesenden zu Thränen.

Hierauf sagte der König seinen Bedienten Lebewohl, immer mit derselben Ruhe der Seele; sie konnten ihn nicht ohne Thränen hören. Er wollte selbst für die gute Ordnung seines Hauses bey seinem Tode Sorge tragen, und befahl dem Grafen von Pontchartrain

seinem

seinem Minister ein Brevet auszufertigen, damit sein Herz zu den Jesuiten gebracht würde, wenn er entseelt seyn werde.

Freytag den 30 August verlor der König das Bewußtseyn. Die Marquise von Maintenon, die sich nach St Cyr zurückgezogen und nicht wiederzukommen Lust hatte, wurde von dem sterbenden Monarchen mehreremale verlangt. Er hatte einige Minuten Ruhe und Bewußtseyn und bezeugte sogar das erstemal eine Art von Ungeduld über seinen so langen und schmerzhaften Todeskampf und seine Verlassenheit. Sterbegebete erweckten nochmals seine Lebensgeister und er sprach mit lauter Stimme das Ave Maria und das Credo.

Endlich Sonntag den 1 September um 8 Uhr 32 Minuten des Morgens starb Ludwig XIV ohne gewaltsamen Kampf, in seinen letzten Augenblicken von der Maintenon, le Tellier und seinen Höflingen verlassen. Und dieß war das Ziel der langwierigsten Regierung, die wir in Frankreich gehabt haben, und die zu allen Zeiten die Blicke der Nachwelt auf sich ziehen wird.

Der Tod überraschte den Monarchen, bevor er Frankreichs Elend abhelfen konnte. Das Reich war durch die fast immerwährenden Kriege, die es hatte aushalten müssen, entkräftet. Die Finanzen waren in Unordnung und die Religion von Unruhen verwirrt, die die ganze Regierung seines Nachfolgers nicht ganz hat stillen können. Der Ackerbau war seit 1709 in Verfall.

Unter diesem Monarchen zeigte Frankreich dem ganzen Europa, wie groß seine natürlichen Kräfte seyen. Der König hatte mit allen gegen ihn verbundenen Mächten Krieg geführt. Er hatte Frankreich zum handelnden Staate gemacht. Er hatte seine Macht zu Wasser und zu Lande gezeigt. Er hatte die Wunder von Perikles und Alexander erneuert.

Sein

Sein muthvoller hochstrebender Geist vernachlässigte oft den Rath der gesunden Politik. Er plagte die Protestanten im Innern seines Reichs und brauchte Verfolgung und Exil, um die Bulle eines Pabstes zu unterstützen, was nicht anders als lächerlich war. Von seinen Ministern, seinen Beichtvätern, von den Jesuiten, die er immer sehr liebte und von der Maintenon beredet, hatte er sich eingebildet, es sey der guten Politik und eines großen Königs würdig, gänzliche Unterwerfung der Gewissen und Einheit des Glaubens in der Nation zu erzwingen, und dieses Werk würde ihn mit Gott versöhnen. Auf diese Weise hatten sie zugleich die Ruhmliebe des Monarchen und seine zarte Frömmigkeit angeregt. Anders kann man nicht das Räthsel lösen, wie ein König mit fühlendem weichem Herzen, mit kaltem Blute, das Blut seiner Unterthanen in den Cevennen vergießen sah, und tugendhafte Bürger, weil sie nicht an die lächerliche Constitution Clemens XI glaubten, einsperren oder verjagen ließ, so ganz vergessend, daß die Könige von Frankreich die ganze Nation durch Ueberzeugung nach ihrem Willen lenken.

Dieselbe Liebe zum Ruhm und der Durst nach großen Thaten, trieben den König, daß er fast beständig Krieg führte. Er ermüdete lange das ganze Europa und man war überzeugt, daß er nach der Universalmonarchie strebe. Er widerstand allen Bündnissen bis an seinen Tod; und selbst in dem Verfall seiner Regierung, als die niedergedrückte Nation ihn nicht mehr unterstützen konnte, starb er, selbst in seiner Niederlage, als Sieger seiner Feinde. Damals hatte er seinen Enkel auf den Spanischen Thron gesetzt. Er hatte Europa dahin gebracht, diese Revolution zu genehmigen, die Protestanten waren nicht mehr Rebellen und seit langer Zeit waren die europäischen Gemüther

müther seines Königreichs unterworfen. Er hatte den menschlichen Geist umgeschaffen, und ihn der Autorität eines einzigen unterworfen; Europa hatte darüber gestaunt, man nannte ihn Ludwig den Großen.

Dieser Fürst verdankte alles der Natur, denn für seine Erziehung war schlecht gesorgt und Mazarin entfernte ihn in seiner Jugend von den Geschäften und beschäftigte ihn nur mit dem Vergnügen und der Liebe. Aber Ludwig siegte über sich selbst und über die Weichlichkeit des Hofes. Er zeigte einen thätigen, arbeitsamen Charakter. Er unterwarf Provinzen, er eroberte Städte in eigner Person und lieferte mehr Schlachten, als irgend einer seiner Vorgänger. Er hatte fast immer die Waffen in der Hand und dirigirte alle die mühsamen Arbeiten, welche die Operationen begleiteten.

Er erbte den kriegerischen Geist, der die vorigen Regierungen charakterisirt hatte. Er führte im Innern seines Reiches Krieg, um ein rebellisches Volk zu bezähmen, und führte auswärts Krieg gegen den Bund aller Mächte von Europa. Der kriegerische Geist war aber immer mit der Liebe zum Vergnügen und mit dem Luxus der orientalischen Höfe gepaart.

Gegen das Ende seiner Regierung verließ ihn das Glück; aber er blieb immer groß und ertrug seine häuslichen Unfälle und das Unglück des Staates mit der Unerschrockenheit eines Stoikers. Er sah an seiner Seite eine blühende zahlreiche Familie hinsterben; im Zeitraum von zehn Monaten sah er eine Dauphine und drey Dauphins sterben; es blieb keiner seiner Nachkommen in Frankreich übrig, als sein Urenkel. Kraftlos und schwankend wegen der unzähligen Unfälle, welche seine kriegerischen Unternehmungen begleiteten, durch seine Siege wie durch seine Verluste geschwächt, gezwungen um Frieden zu bitten, von seinen Ministern gemißhandelt, Gegenstand der Bewunderung und des

Hasses einiger Europäischen Mächte, fand er in seiner grenzenlosen Geduld Trost für seine Leiden und in den natürlichen Hülfsquellen von Frankreich eine Art von Unterstützung in seinem Unglück. Er empfieng immer die traurigsten Nachrichten mit fester Miene und tröstete seine so oft bestürzten Minister und Hofleute, wenn er ihnen selbst neue Unfälle verkündigte, und suchte ihr Schrecken zu besänftigen.

Die allzugroße Reizbarkeit dieses Fürsten war die Quelle alles seines Unglücks. Zu seinem Unglück war sein Temperament für eine übermäßige Liebe zum Ruhm und zum Vergnügen und für die höchste Frömmigkeit gleich empfänglich. Seine Liebe zum Ruhm trieb ihn zu jenen endlosen Kriegen, woher die Unordnung seiner Finanzen und das Elend seines Volkes entsprang. Die Sinnlichkeit trieb ihn zur Liebe der Frauen, deren verführerischen Stimme er oft das Ohr lieh. Er heyrathete heimlich seine Unterthanin, und folgte den Eingebungen seiner Beichtväter, die oft die Verwegenheit hatten, sich in die Staatsgeschäfte zu mischen, die ihn überredeten, mit Feuer und Schwert die Protestanten zum Gehorsam zu bringen und die sich der souveränen Gewalt, der lettres de cachet, des Exils und der Verfolgung trefflich zu bedienen wußten, um die Bulle Clemens XI durchzusetzen.

Ludwig XIV behauptete den äussern Glanz der Größe noch auf dem Sterbebette. Er starb, wie er gelebt hatte, geduldig in seinen letzten Leiden und ruhig wie im Glück; er sah ohne Schrecken das langsame Schwinden aller seiner Sinne; er verehrte das Gesetz, das ihn den letzten der Menschen gleich setzte und starb als Held und als Christ.

So wie die Krankheit des Königs sich verschlimmerte, verdoppelte der Herzog von Orleans seine Thätigkeit, um sich der Regentschaft zu versichern; er hatte

sich

sich schon eine mächtige Parthei gebildet, zu der er auch das Parlament und den Kardinal von Noailles gezogen hatte. Die Zeugen seiner kriegerischen Tapferkeit waren ihm zugethan, alle Gemüther schienen ihm günstig.

Der Herzog fand in der That die Stimmung der Großen des Reichs, die ihm behülflich seyn konnten, sehr zu seinen Absichten geschickt. Die absolute Gewalt einer sieben und siebzigjährigen Regierung hatte aller Willen gebeugt und sogar dem größten Theil der Höflinge und der Großen des Reichs den Muth benommen. Ihre Energie und Tapferkeit in der Armee konnte sich nicht in der Hauptstadt und noch weniger am Hofe behaupten. Der erste Präsident de Mesmes war, trotz seiner besondern Verbindungen mit dem Herzog dú Maine, der erste, der sich gewinnen ließ. Er war ein großer Höfling und ein mittelmäßiger Mensch, dem Bericht der Frau von Staal nach, die ganz dazu gemacht war, ihn zu kennen. Er hatte angenehme Talente, aber einen schwachen furchtsamen Geist und war voll von jenen Fehlern des Herzens, welche treu zu seyn hindern. Er verließ also die Parthei des Herzogs dú Maine, seines Freundes, und gieng zum Herzog von Orleans über.

Hr von Voltaire behauptet, der Marquis von Canillac habe mit einigen Vertrauten des Prinzen den Plan der vormundschaftlichen Regierung entworfen. Wie dem auch sey, so ist gewiß, daß man mehrere Versammlungen, bey Tag und Nacht, hielt, um sich auf die Revolution vorzubereiten, welche der Tod des Königs herbeyführen sollte; ja es gab sogar gegenseitige Uebereinkünfte zwischen dem Herzog und den Obern des Parlamentes, worin auf die Ereignisse Vorbereitung getroffen und die gerechten Ansprüche des Prinzen begünstigt wurden.

Der Herzog von Orleans versprach für die Dienste des Parlamentes erkenntlich zu seyn, und den alten Gebrauch, über die Edicte des Königs vor ihrer Protokollirung Vorstellungen zu machen, wieder einzuführen; er erklärte, daß ein Gewissensrath unter dem Vorsitz des Kardinals Noailles niedergesetzt werden sollte und that sowohl dem Parlament, als noch mehreren Großen des Reichs, eine unendliche Menge von Versprechungen, die er nachher treu erfüllt hat.

Alle diese geheimen Unterhandlungen waren vor dem Tode des Königs mit aller möglichen Vorsicht geschehn; aber so sorgfältig man auch diese Bewegungen zu verbergen gesucht hatte, so war doch der P. Tellier zum Theil von diesen Verabredungen unterrichtet. Indessen verhielt sich der Herzog äußerlich ruhig und verbarg seine gerechten Ansprüche; aber kaum hatte der König den letzten Athemzug gethan, als er den Kardinal von Noailles, der vom Hofe relegirt war, und den König auf seinem Sterbebette nicht hatte sehen dürfen, an den Hof zurückrief; er lud ihn nach Versailles ein, um dem jungen Könige seine Huldigung zu leisten. Dieser Schritt zeigte zum voraus, daß der Kardinal unter der neuen Regierung des Hasses und der Verfolgung quitt seyn würde; und diese Handlung der Toleranz und Freundschaft gab die Versicherung, daß das alte System schon beym Tode des Monarchen verlassen sey und daß der Herzog von Orleans nicht den Religionsverfolger machen werde.

Gleich den andern Tag nach des Königs Tode, am 2. September, versammlete sich das Parlament. Der Herzog von Orleans, in Begleitung des Herzogs von Bourbon, des Grafen von Charolois, des Prinzen von Conti, des Herzogs du Maine des Prinzen von Dombes und des Grafen von Toulouse, begab sich in Feyerlichkeit dahin; der Schatzmeister der heil. Kapelle

empfieng

empfieng ihn an der Thüre dieser Kirche, wo er die Messe hörte. Zwey Präsidenten à mortier und zwey Räthe führten ihn in die grande chambre, wo sich mehrere Herzöge und Pairs von Frankreich befanden.

Die französischen Garden, 2000 Mann an der Zahl, den Herzog von Guiche an ihrer Spitze, hatten die Zugänge des Hofes des Palais besetzt. Die gleichzeitigen Memoires und besonders die des Herzogs von Berwik, eines wahrheitliebenden, gleichzeitigen Schriftstellers, versichern, daß der große Saal voll bewaffneter Officiere gewesen sey, die den Herzog von Orleans aus Furcht, er möchte Widerstand in Behauptung seiner Rechte finden, begleitet hätten. In diesem Falle war er darauf vorbereitet, sich selbst zum Regenten des Reiches zu erklären und seine Rechte als erster Prinz von Geblüt geltend zu machen. Diese Anecdote widerspricht dem berühmten Verfasser des Zeitalters Ludwigs XIV. Er behauptet, in Person in diesem Saale gewesen zu seyn und keinen Tumult und keine Officiere bemerkt zu haben. Hr von Voltaire verdient ohne Zweifel hier berücksichtigt zu werden; aber die Unpartheilichkeit des Historikers fodert auch, daß man den Herzog von Berwik bey einem Faktum dieser Art höre und seine Autorität läßt uns glauben, daß der Herzog von Orleans wirklich diese Vorsicht gebraucht habe. Er hatte in der That die Eifersucht der im Testamente des verstorbenen Königs begünstigten Prinzen zu fürchten. Der Herzog dû Maine war bey den Großen und beym Volke beliebt, viele fürchteten, daß in Paris durch seine und anderer Prinzen Ansprüche ein Aufstand erregt werden möchte. Der Herzog dû Maine, der Generalcolonel der Schweizer und Carabiniers war, hatte viele Creaturen, so wie auch der Graf von Toulouse, sein Bruder, und wenn sich der Herzog von Orleans von bewaffneten Leuten begleiten ließ, so war es eine Hand-

lung der Klugheit, welche die unter seiner Regierung vorgefallenen Dinge und besonders Cellamare's Verschwörung rechtfertigen.

Wie dem auch sey, so hatte er keine Gewalt der Waffen nöthig, um seine gerechten Ansprüche geltend zu machen. Er hatte die Gemüther zu gut für seine Sache vorbereitet; auch riefen ihn seine natürlichen Rechte zur Regentschaft. Er entwickelte dieselben in einer schönen Rede, die er im Parlament hielt, und in der er seine Klugheit und die Gewandheit und Feinheit seines Geistes in einem hohen Grade zeigte.

„Nach allem dem Unglück, das über Frankreich eingebrochen ist, und nach dem Verlust eines großen Königs, den wir gegenwärtig beweinen, ist derjenige unsre einzige Hoffnung, den uns Gott gegeben hat. Ihm, meine Herrn, sind wir jetzt unsre Huldigung und den treusten Gehorsam schuldig; und ich bin der erste seiner Unterthanen, der vor allen andern das Beyspiel dieser unverletzlichen Treue für seine Person und einer ganz besondern Sorge für das Interesse seines Staates geben muß."

„Diesen, dem seligen Könige bekannten Gesinnungen verdanke ich ohne Zweifel jene Worte voll Güte, die er in seinen letzten Augenblicken zu mir sprach und wovon ich Ihnen Meldung zu thun schuldig bin."

„Nach dem Empfang der heil. Wegzehrung rief er mich zu sich und sprach: Lieber Neffe, ich habe ein Testament gemacht, in welchem ich Ihnen alle Rechte, die Ihnen Ihre Geburt giebt, unbeeinträchtigt gelassen habe. Ich empfehle Ihnen den Dauphin. Seyn Sie ihm ein eben so treuer Diener, als Sie es mir gewesen sind, und sorgen Sie, ihm das Königreich zu erhalten. Sollte er nicht mehr seyn, so sind Sie der Herr und die Krone gehört Ihnen."

„Diesen

„Diesen Worten setzte er noch mehrere hinzu, die aber zu vortheilhaft für mich sind, als daß ich sie wiederholen könnte. Er schloß mit den Worten: „Ich habe die Verfügungen gemacht, die ich für die sichersten hielt; aber da man nicht alles vorhersehen kann, so wird man, wenn etwas nicht schicklich seyn sollte, Abänderung treffen." Dieß sind seine eignen Ausdrücke.

„Ich bin demnach überzeugt, daß mir nach den Reichsgesetzen und nach den in ähnlichen Fällen geschehenen Beyspielen sowohl, als nach der Verfügung des Königs selbst die Regentschaft zugehört; aber ich würde mich nicht beruhigen können, wenn zu so viel Rechtstiteln, die sich für mich vereinigen, nicht Ihre Beystimmung und Ihre Billigung hinzukäme, die mir nicht weniger schmeichelhaft seyn wird, als die Regentschaft selbst.

„Ich bitte Sie also, daß, wenn Sie das Testament, das der seel. König in Ihre Hände niedergelegt, und das Codicill, das ich Ihnen überbringe, gelesen haben, meine verschiedenen Rechtstitel nicht verwirren, und sowohl den einen als den andern in Erwägung ziehn, das heißt, sowohl das Recht, das mir meine Geburt giebt, als das, was das Testament noch hinzugefügt haben kann. Ja ich bin überzeugt, daß Sie es für gut finden werden, über das erstere zuerst zu deliberiren."

„Aber unter welchem Titel ich auch das Recht haben mag, mir auf die Regentschaft Hoffnung zu machen, so wage ich es, Sie, meine Herren, zu versichern, daß ich mich ihrer durch meinen Eifer im Dienste des Königs und durch meine Liebe für das allgemeine Beste, besonders mit Unterstützung Ihres Rathes und Ihrer weisen Vorstellungen, würdig machen werde."

„Ich fodere Sie hiezu im voraus auf und betheure in dieser ehrwürdigen Versammlung, daß ich keine andern Absichten haben werde, als für das Beste

des Volks zu sorgen, die Ordnung in den Finanzen wiederherzustellen, die überflüssigen Ausgaben abzuschneiden, im Innern des Reichs und ausserhalb den Frieden zu unterhalten, besonders die Einigkeit und Ruhe der Kirche herzustellen und endlich mit allem mir möglichen Eifer alles zu befördern, was einen Staat glücklich machen kann."

„Jetzt, meine Herren, begehre ich, daß die Sprecher des Königs über den von mir gethanen Vorschlag ihre Conclusion geben und daß Sie alsbald nach Eröffnung des Testamentes über meine Rechte zur Regentschaft deliberiren, zuerst aber über das erste, nämlich das Recht, welches mir meine Geburt und die Gesetze des Königreichs geben."

Man hörte die Rede des Prinzen mit großer Aufmerksamkeit an; und der Verfasser seines Lebens bezeugt, er habe sie nicht mit ganzer Fassung gesprochen; so schwer war es, den Ton des Monarchen nach Ludwig XIV zu führen, der nie größer und majestätischer als in diesem äussern Glanze erschienen war.

Schon waren alle zu Gunsten des Herzogs von Orleans gestimmt, man erkannte seine Rechte auf die Regentschaft; aber bevor man zu irgend einer Erklärung schritt, wurde beschlossen, die Eröffnung des Testamentes vorzunehmen. Der erste Präsident und die Sprecher des Königs überreichten es der Versammlung. Ein Parlamentsrath las es vor. Der erste Präsident de Mesmes befahl zu wiederholten Mahlen, es mit lauter Stimme deutlich vorzulesen, indem er hinzusetzte: Es ist unser Gesetz.

Das war alles, was der Präsident zu Gunsten seines Freundes des Herzogs du Maine that; denn als er die Gemüther geneigt sah, den Herzog von Orleans anzuerkennen, und da er sah, daß der Herzog

dû Maine selbst sein Interesse nicht behauptete, so war er der erste, der sich für Philipp erklärte.

Die feierliche Lesung des Testamentes zeigte dem Herzog von Orleans, wie sehr er Ursach gehabt hatte, sich zur Behauptung seiner Rechte vorzubereiten. Er hörte denn, daß ihn Ludwig XIV nur zum Chef des Conseil de Regence erklärt habe, welches aus den Prinzen von Geblüt, die volle zwanzig Jahre alt wären, dem Canzler, den vier Staatssecretären, dem Chef des Conseils der Finanzen, dem Generalcontroleur, den Marschällen Villeroy, Villars, Uxelles, Tallard und Harcourt bestehen und worin alles nach der Stimmenmehrheit gehen sollte.

Der Herzog dû Maine sollte das Commando der königl. Haustruppen haben, ohne alle Abhängigkeit von der Regentschaft. Der Marschall Villeroy war Gouverneur des Königs. Der Herzog dû Maine hatte die Oberaufsicht über seine Erziehung und die Beschützung seiner Person, der Bischof von Frejus war zum Präceptor ernannt, die Herzogin von Ventedour zu seiner Gouvernantin und der P. le Tellier zu seinem Beichtvater.

Diese Verfügungen vernichteten alle Rechte des Herzogs von Orleans. Das Codicill des verstorbenen Königs, das der Herzog selbst dem Parlamente überbracht hatte, war eine Bestätigung des Testamentes, die der König auf seinem Sterbebette gegeben hatte. Man las das Codicill vor und sah daraus, welches die Absichten Ludwigs XIV und seines vertrauten Rathes in seinen letzten Augenblicken gewesen sey. Der Monarch bestätigte nicht allein seine Willensmeynungen, sondern er wollte auch die Publication des Testamentes so feierlich machen, als möglich. Er hatte

also geglaubt, daß sich der Herzog du Maine, zu folge des Codicills, zuerst der Person des Königs bemächtigen und bey der nachherigen Lesung des Testaments, wo er schon die königl. Haustruppen unter seinen Befehlen haben würde, das verordnete System der vormundschaftlichen Regierung behaupten würde.

Der Herzog von Orleans vereitelte die klugen Absichten des verstorbenen Königs. Es wurde nicht allein das Testament vor dem Codicill gelesen, sondern er verlangte auch selbst in seiner Anrede an das Parlament, vor Lesung der Urkunde zum Regenten erklärt zu werden. Dieses letzte Verlangen wurde zwar nicht zugestanden; aber nach geendigtem Vorlesen erklärte der Herzog laut und mit Entschlossenheit, daß er in mehrere Artikel nicht mit Ehren einwilligen könne. Sogleich schienen sich die Gemüther wieder ihm und seiner Sache zuzuwenden, und bald war er mit einhelliger Stimme zum Regenten während der Minderjährigkeit des Königs erklärt.

Zufrieden, der Hauptsache versichert zu seyn, und von diesem glücklichen Erfolg der Sache, ohne Zwang, ohne Streitigkeit überrascht, erkannte der Regent anfangs die Autorität des Regentschaftsraths, welchen das Testament constituirte. Die Frau von Staal sagt in ihren Memoires: daß ein kluger, dem Herzog von Orleans sehr ergebener Freund ihm geschickt ein Billet zuzustecken wußte, worin er ihm rieth, um seines Besten willen die Sitzung aufzuheben. Wahr ist, daß sie wirklich aufgelößt wurde, worauf man sich am Abend von neuem versammlete. So hatte der Regent Zeit genug, Athem zu schöpfen, seine Plane nach dem momentanen Zustand der Sachen einzurichten und sich vorzubereiten, in einer Rede die Gefahren einer getheilten Gewalt zu zeigen.

Das

Das Parlament genehmigte alle seine Wünsche und als beschlossen wurde, daß der Herzog du Maine die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs haben sollte, so machte Philipp Vorstellungen dagegen, daß er das Commando der königl. Haustruppen, oder auch nur das Commando der Wache haben dürfe, die täglich beym Könige den Dienst hat. Der Herzog du Maine war so schwach und kleinmüthig, daß er nicht wagte seine Sache zu vertheidigen, und darauf antrug, man möchte ihn von der Sorge für die Person des Königs, welche ihm das Testament anvertraute, und von dieser Gewährleistung ganz befreien; und auch dieses Amt wurde dem Regenten übergeben, der für die Folgen stand.

Nie wird das Testament eines Privatmanns so schleunig cassirt. Es war schon den Tag nach dem Tode des Königs in der Abendsitzung, daß das Parlament Philipp von Orleans zum Regenten von Frankreich, während der Minderjährigkeit, und zum Generaladministrator der Regierung des Königreichs erklärte. Es wurde indessen beschlossen, daß er der Mehrheit der Stimmen folgen solle, mit Ausschluß der Chargen und Gnadenbezeigungen, daß er aber die Conseils de Regence bilden und sie mit den Personen besetzen könne, die er dazu am fähigsten halte. Voll Erkenntlichkeit gegen das Parlament erklärte er seinerseits, daß er einen Gewissensrath niedersetzen wolle, in welchem die Besetzung der Pfründen und das Interesse der Gallicanischen Kirche verhandelt werden solle. Er konnte dem Parlamente nichts Angenehmeres zugestehn, da es gern die Bulle Unigenitus als seiner Absichten würdig anerkennen wollte und mit Verdruß durch das System des verstorbenen Königs die Kinder der Mitglieder des Parlementes von den gro-

großen Pfründen abgehalten sah. Ungeachtet Ludwig XIV in seinem Testamente le Tellier zum Beichtvater des Königs erklärt hatte, entschied das Parlament, daß der Regent diese Stelle mit einer andern Person besetzen sollte, wenn es dazu Zeit wäre.

Der Regent versprach endlich in einem Edict, die Verordnungen von 1667 und 1673 zu wiederrufen und festzusetzen, daß das Parlament wieder vor Protokollirung seiner Edicte Vorstellungen machen könnte. Ausserdem legte er in wenig Worten den Regierungsplan dar, den er befolgen wollte. Er gab die Versicherung, daß er die überflüssigen Ausgaben und den Luxus des Hofes einschränken, das Parlament in seine Rechte wieder einsetzen und dahin streben wolle, den Frieden unter der Geistlichkeit, durch Entfernung der Friedensstörer der vorigen Regierung, wieder herzustellen.

Alles dieß gieng vor im Monat September. Den 7. wurde im Parlament eine Erklärung des Königs protocollirt, wodurch die Sitzungen bis zum 1. October zu Verhandlung der Staatsangelegenheiten verlängert wurden. Den 12. darauf bestätigte der junge König diese Verfügungen in einem lit de justice durch einen Beschluß, welcher Philipp Herzog von Orleans zum Regenten des Reichs erklärte.

Anmerkungen

und

Erläuterungen

zum VI. Bande

der

Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon.

Aus den Papieren des Herzogs von Saint-Simon und mehrerer seiner Zeitgenossen und aus einigen gedruckten Memoires.

I.

Art und Weise, wie man sich unter Ludwig XIV benahm, um Geld von einem untergedrückten Volke zu erpressen.

Die Handhaber der Gewalt Ludwigs XIV bedienten sich nicht alle so ehrlicher Mittel, wie der Marschall von Villars, von welchem wir hier einen interessanten Brief beyfügen, der seinen Character sehr gut zeichnet.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris den 5. May 1672.

Das Parlament registrirte am letzten Freytag die beyden Edicte von Veräusserung der Domänen bis zu 400,000 Livres Renten und der Plätze vor Paris. Es ist so gegangen, wie es Ew Majestät wünschen konnten; der Generalprocureur ist wie gewöhnlich, behülflich gewesen, eben so der erste Präsident und die übrigen Präsidenten. Am darauf folgenden Dienstag haben sie die Vollmacht der Königin registrirt und morgen, als den Freytag, werden sie das Edict von Einschränkung des Silbergeschirrs registriren. Ich hoffe, daß Ew Majestät von diesen Edicten die Unterstützung, die Sie Sich versprechen, erhalten werden, und daß Sie zu Abtragung eines guten Theiles dessen, was für Dero Gebrauch

in

in den letzten Zeiten Ihrer Abreise entlehnt worden, dienen werde. Ich weiß nicht, ob Ew. Majestät es für vortheilhaft halten würden, den Referenten dieser Edicte und einigen der ältesten Räthe und denen, die am meisten dazu behülflich gewesen sind, irgend ein Geschenk, als Appointements des Conseils, zu geben. Vielleicht würden 12 bis 15,000 Livres, auf diese Weise ausgetheilt, eine gute Wirkung für andere, in der Folge vielleicht eintretende Geschäfte haben.

Antwort am Rande.

Es freut mich sehr, daß die Edicte verificirt sind und daß ein jeder seine Pflicht gethan hat. Sie können einem jeden ins besondere meine Zufriedenheit darüber bezeugen, wenn sich eine Gelegenheit darbietet. Ich erlaube Ihnen in Rücksicht der Geschenke alles zu thun, was Sie für vortheilhaft für mich halten; nehmen Sie sich nur in Acht, daß keine Verbindlichkeit für die Folge daraus entsteht.

Brief des Marschalls von Villars an den Prinzen von Conti.

vom 23. Nov. 1704.

Ich habe die Ehre Ew Durchlaucht durch Herrn von Courton zu schreiben. Ich habe bemerkt, daß die mehrsten Briefe, die ich erhalte, erbrochen sind und die Briefe Ew. Durchlaucht sind davon nicht ausgenommen. . . . . Was mich betrifft, so habe ich zwey Tage mit dem Anhören schöner Reden zu thun gehabt. *) . . . . . Zum Dank dafür sollen sie essen und trinken, ihre Weiber sollen tanzen und Comödien sehen, so viel ich nur geben kann, damit die Reize der Musik und die Vergnügen ihnen Bereitwilligkeit zu den Geldfoderungen, die Hr von Baville an sie thun wird, einflößen. Ich habe eine Harangue zurückgehalten, welche der Herzog von Grammont entworfen hatte, weil er eine Vicegouverneurstelle verlangte, welche ihm der König nicht gab.

Auszug

*) Er war so eben zum Commissär bey den Ständen von Languedoc ernannt worden.

Auszug eines Briefes von Demselben an Hrn von Chamillart.

vom 16. Dec. 1704.

Ich habe Ihnen von einer andern Kleinigkeit zu schreiben. Man versichert mich, daß der Bischoff von Montpellier, sicherlich ein sehr heiliger Bischoff, vielleicht nur ein wenig zu eifrig, darüber unwillig ist, daß hier Comödianten sind. Es waren welche hier vor zwey Jahren. Ich versichere Sie, mein Herr, wenn es eine Stadt im Königreiche giebt, wo sie weniger Böses stiften, als anderswo, so ist es diese Stadt, wo die Lust zu Ausschweifungen so arg ist, daß sie durch das Schauspiel eher gemäßigt werden wird. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich glaube, in den großen Städten, aber in Languedoc vielleicht mehr als anderswo, müsse es Schauspiele geben, indem die Lebhaftigkeit des Volks eher mit Vergnügungen beschäftigt als seinen Reflexionen überlassen werden muß.

II.

Ueber die militärische Eitelkeit Ludwigs XIV und wie seine Minister ihm dienen und schmeicheln. Natürliches Wohlgefallen des Königs an der Schmeicheley.

Brief Ludwigs XIV an Colbert.

Aus dem Lager von Satin den 8. Jun. 1675.

Der Aufwand ist erstaunlich, und ich sehe daraus, daß Ihnen, um mir gefällig zu seyn, nichts unmöglich ist..... Frau von Montespan hat mir geschrieben, daß Sie dem, was ich Ihnen befohlen, sehr wohl nachkommen und sie beständig fragten, ob sie einen Wunsch habe. Fahren Sie fort dieß zu thun. Sie schreibt mir auch, daß sie zu Sceaux gewesen sey, wo sie den Abend sehr angenehm zugebracht habe; ich habe ihr gerathen, einmal nach Dampierre zu gehen, und ich habe sie versichert, daß sie Frau von Chevreuse und Madame Colbert sehr herzlich daselbst bewirthen würden; ich bin versichert, daß Sie ein gleiches thun werden. Ich wünsche

sehr, daß sie sich amüsiren möge und diese Damen sind sehr dazu geschickt, sie zu unterhalten: erfüllen Sie meine Wünsche, ich lasse es Ihnen gern wissen, damit Sie, so weit es von Ihnen abhängt, zu ihrem Amüsement beförderlich seyn mögen.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris den 4. Jul. 1673.

Alle Campagnen Ew Majestät haben den Charakter der Ueberraschung und des Erstaunens gehabt, welcher die Gemüther ergreift, ihnen die Freyheit zu bewundern giebt, aber das Vergnügen nicht läßt, irgend eine Parallele aufzufinden.

Die erste von 1667 hat zwölf oder funfzehn feste Plätze mit einem guten Theil der drey Provinzen erobert.

In zwölf Tagen des Winters von 1668 eine ganze Provinz.

Im Jahr 1672 drey Provinzen und fünf und vierzig feste Plätze.

Aber, Sire, alle diese großen ausserordentlichen Thaten stehen dem nach, was Ew Majestät jetzt vollbracht haben.

6000 Mann in einem der besten Plätze Europas mit 20000 Mann Fußvolk forciren; sie an einem einzigen Orte angreifen und nicht einmal alle seine Kräfte anwenden, damit die Tugend Ew Majestät desto mehr sich zeige: man muß gestehn, daß ein so außerordentliches Mittel, Ruhm zu erwerben, noch von niemand als von Ew Majestät versucht worden.

Wir haben nur Gott zu bitten, daß er Ew Majestät uns erhalte. Uebrigens wird sein Wille das einzige Gesetz von Dero Macht seyn.

Noch nie hat Paris so viel Freude gezeigt. Seit Sonntag Abend haben die Bürger, aus eigenem Antriebe, ohne Befehl, überall Freudenfeuer gemacht, die diesen Abend nach dem Te Deum wieder erneuert werden.

An Colbert.

Cambray den 28 May 1677.

Ich hoffe, das Datum dieses Briefes wird Ihnen nicht mißfallen; was mich betrifft, so finde ich es für einen König von Frankreich und besonders für mich sehr angenehm.

An

An denselben.

Aus dem Lager vor Mastricht den 12. Jun. 1673.

Ich habe Ihrem Sohne befohlen, Ihnen zu schreiben, daß Sie einen Mahler schickten, denn ich glaube, daß manches Schöne zu sehn seyn wird; alles geht sehr gut.

III.

Wie viel die Minister zum Ruhme Ludwigs XIV beytrugen. Manufacturen. Der Cavalier Bernin. Schöne Künste.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris den 16. May 1670.

Der Cavalier Bernin arbeitet gegenwärtig an der Statüe Ew Majestät zu Pferde, wozu ich ihm einen Block weißen Marmors von ungeheurer Größe in seine Werkstatt habe transportiren lassen: dieß ist die Ursache, warum ich Ew Majestät die Anweisung seiner Pension und der Pension seines Sohnes geschickt habe, ... Die zwey größten und beträchtlichsten Manufakturen, die Ew Majestät gestiftet haben, sind die Tuchmanufaktur zu Abbeville und die Tapetenmanufaktur zu Beauvais: beyde haben eine große und der Güte, die Ew Majestät Ihrem Volke erweisen, würdige Anlage. Ich weiß, daß es schwer ja unmöglich ist, daß Dieselben sie besuchen; wenn Sie aber dennoch bey Besuchung der Städte oder auf Ihrer Durchreise sie besehen könnten, so wäre es ein sehr großer Vortheil; auf jeden Fall, wenn Dieselben beliebten mit den Mairs und Echevins dieser Städte davon zu sprechen, wenn Sie ihnen beföhlen, den Unternehmern dieser Manufakturen Beystand und Schutz zu leisten, sie visitiren, sich Bericht davon erstatten ließen und selbst darüber zu sprechen geruhten: so würden diese Zeichen der Güte Ew Majestät, und der Aufmerksamkeit, vermöge der Sie alles wissen und kennen, allen diesen Manufakturen Leben und Bewegung verleihen, ohne daß sie sonst stocken und vielleicht ganz zu Grunde gehen. Ew Majestät kennen zu gut die für die Finanzen daraus entspringenden Vortheile,

als daß ich nicht hoffen sollte, daß dieselben sich diese Mühe zu geben geruhen werden.

Antwort des Königs.

Courtray den 22. Mai.

Sie haben wohl gethan, die Pension an Bernin auszahlen zu lassen, da er arbeitet. . . . Ich werde die Manufakturen zu Abbeville und Beausvais besuchen und so sprechen, wie ich es für gut finden werde und wie Sie mir schreiben. Ich habe die von Oudenarde sehr zum Fleiß ermahnt, sie haben mir eine Schrift überreicht, die wir nach meiner Zurückkunft zusammen ansehen wollen.

IV.

Ueber die Kleinlichkeit und bisweilen Narrheit der Etikette despotischer Höfe und über die Französische und Spanische, von Ludwig XIV eingeführte, durch Uebereinkunft zwischen ihm und Spanien sanctionirte, und während der Minderjährigkeit des jungen Königs beybehaltene Hofetikette.

Aus den geheimen Papieren des Herzogs von Saint Simon

An Herrn von Sartine.

23. October 1721.

Mein Herr,

Da der Hr Herzog von Saint Simon gewünscht hat, daß seine Commission unmittelbar nach Vollziehung der Vermählung des Prinzen von Spanien zu Ende seyn möchte, so können Sie leicht urtheilen, daß, da er bis dahin mit dem Ceremoniel und den Functionen seiner Ambassade beschäftigt ist, es ihm nicht möglich seyn wird, die Erkundigungen einzuziehen, welche die in Ihrem Briefe vom 9. dieses Monats eröffneten Absichten nöthig machen; Sie können ihm indessen, ohne irgend ein Bedenken, die Einsichten ertheilen, die er

von

von Ihrer Seite wünscht; da aber diese Sache viel weitläuftiger und ausführlicher behandelt werden muß, so bitte ich Sie, daß Sie über das Verhalten, das ein Ambassadeur beobachten muß, der künftig im Namen des Königs in Madrid residiren wird, über die Absichten, die für den Fortgang und die Vortheile des Handels der Unterthanen des Königs in Spanien gefaßt werden können, ohne die andern Nationen, welche denselben Handel treiben, abzuschrecken, und über alles andere, was etwa dazu dienen kann, uns das Verhalten zu bezeichnen, das von unsrer Seite beobachtet werden muß, um die Einigkeit der beyden Kronen fester zu schließen und die Freundschaft und das Vertrauen zwischen dem Könige und Ihren Kathol. Majestäten zu befestigen, daß Sie über alles dieß ihre verschiedenen Gedanken in einem Memoire zusammenfassen möchten, das Sie aber mit Muße arbeiten können.

So wie Sie in dieser Arbeit Fortschritte machen, werden Sie mir Freude machen, wenn Sie die abzusendenden Courriere benutzen, um mir diese Arbeit theilweise zu schicken und Sie dürfen nicht zweifeln, daß ich mich mit Nutzen der neuen Beweise Ihres Eifers bedienen werde, um Ihnen bey allen Gelegenheiten zu zeigen, daß ich, mein Herr, aufrichtig der Ihrige bin.

Se Eminenz der Hr Cardinal Dübois wird gebeten, daß Sie den Fragen, die ich mir die Freyheit nehme, an Sie zu thun, Ihre Antworten an die Seite setzen lassen möchten.

Der Herzog von Saint Simon unterzeichnet.

Muß ich nach der ersten Audienz zur Bewerbung um die Infantin die zweyte erwarten, in welcher das Jawort gegeben werden wird, oder muß ich um diese zweyte Audienz bitten, im Fall sie sich zu lange verzögern sollte?

Es hat durchaus nichts gegen sich darum zu bitten, indem bey solchen Gelegenheiten die Ungeduld erlaubt seyn kann. Die schon weit vorgerückte Jahreszeit giebt noch einen Vorwand mehr, wenn er nöthig wäre, aber man wird den König von Spanien geneigt finden.

Müssen ein oder mehrere Commissärs von Spanien vor mir

Es hängt vom Könige von Spanien ab, so viele Com-

mir und Hrn von Maulevoier einige der Instrumente unterzeichnen, so wie bey den Verträgen zwischen den Königen die Ambassadeurs zuerst die entworfenen Instrumente in ihrer Sprache unterzeichnen?

missärs zu ernennen, als er will.

Sie unterzeichnen auf der ersten Columne, einer über der andern, nach ihrem Range, das Spanische Original der Heyrathsartikel und die Ambassadeurs des Königs auf der zweyten Columne.

Hingegen unterzeichnen die Ambassadeurs des Königs das Französische Original auf der ersten Columne und die Spanischen Commissärs auf der zweyten, indem jeder Theil das Original seiner Sprache zurückbehält.

Was ist zu antworten, wenn man in mich dränge, daß ich für Hrn von Maulevoier um Chargen und Stellen im Hofetat der künftigen Königin schreiben sollte?

Es wird zu thun seyn, doch mit der Bemerkung, daß der Hofetat der Königin erst zur Zeit des Verlöbnisses ernannt werde, und daß Se K. Hoheit nicht schicklich den Bestimmungen des Königs vorgreifen könne; es sey aber kein Zweifel, daß, wenn Se Majestät die Wahlen treffen würden, Sie viele Rücksicht auf die Fürsprache des Königs von Spanien für Maulevoier nehmen würden, dessen Dienste Se Majestät sehr wohlgefällig seyen.

Es ist also nichts zu unterzeichnen, weder Artikel noch irgend ein Instrument, die Vermählung des Prinzen von Asturien mit Mademoiselle betreffend?

Es ist in Madrid nichts in Betreff der Vermählung von Mademoiselle zu unterzeichnen.

Noch etwas, damit nicht etwas geschehe, was nicht geschehn darf; die Art, wie Ihre K. M. an die Infantin geschrieben und wie sie nachher behandelt worden ist, veranlaßt mich zu fragen, was zu thun sey, im Fall sie, gegen alle Regel, als Majestät behandelt würde und auch von J. Kath. Maj eine solche Behandlung erhielte. Es ist gewiß, daß die größten Seigneurs sie zur Insel der Conferenz begleiten werden, und so gut als gewiß, daß der Herzog von Medina Celi den Auftrag erhalten wird, die Auswechselung zu vollbringen; so hat mir Herr Loles gesagt.

Die Infantin von Spanien kann in keinem Fall als Majestät, noch als Königin vor ihrer Vermählung behandelt werden. Sie ist in den Artikeln, welche zwischen Hrn von Maulevoier und Hrn von Grimaldo unterzeichnet worden, nach Deklaration der Vermählung und nach Eintretung der Umstände, die man nur als einen Ausbruch unmäßiger Freude ohne alle Folgen anfehn kann, als Infantin behandelt worden.

Es sind für die in dieser Rücksicht von dem Könige von Spanien zu machenden Bestimmungen Maßregeln getroffen und Se Majestät werden Ihrer Seits dafür Sorge tragen.

Wäre es nicht schicklich, auf die Vollziehung der Vermählung alsbald nach der Ankunft zu dringen und einstweilen Veranstaltung dazu zu treffen?

Ohne alles Bedenken; aber das ist ein Punkt, der niemals in Anregung gebracht werden muß, indem er schon durch die Artikel entschieden ist und durch den in Gemäsheit zu schliessenden Heyrathscontract entschieden werden wird.

Es ist gut, von der Vollziehung der Vermählung bey Gelegenheiten zu sprechen, so wie auch von der Zeit der Rückkehr des Hrn Herzogs von St Simon, welche bald erfolgen muß.

Der König von Spanien giebt mir Logis, ich habe gewisse

Das ist nicht Sitte, es würde sich nicht schicken, es

wisse Nachricht, wiewohl diese Ehrenbezeugung für die Französischen Ambassadeurs seit dieser Regierung fast zur Gewohnheit geworden ist; dieß ist bey uns nicht der Fall; sollte man nicht drauf denken, den Herzog von Ossone während seines Aufenthaltes in einem so außerordentlichen Falle, wie diesem, und wodurch keine Verbindlichkeit entsteht, im Hotel der außerordentlichen Ambassadeurs zu logiren?

für die Folge zu thun und wenn der König einen Minister im Hotel der Ambassadeurs logirt, so giebt es immer ein Tractament von Seiten Sr Majestät.

Ist es rathsam, daß ich dem Hofe nach Burgos oder sonst wohin, wo er sich aufhält, folge und Hr von Mauleorier ebenfalls?

Dieß würde rathsam und einigermaßen nothwendig seyn; aber in dieser Hinsicht muß man sich darnach richten, was dem Könige von Spanien am gefälligsten ist.

Müßten wir bey der Feyerlichkeit der Hochzeit einem Cardinal, wenn einer zugegen wäre, und gewissen Damen als der Camerera Mayor den Vorrang lassen? dieß ist nicht bey der Vermählung Ihrer K. Hoheit mit dem verstorbenen Könige von Spanien bemerkt und man findet nichts davon.

Cardinäle sind nicht dabey.

Die Damen haben von den Plätzen, welche die Großen einnehmen, abgesonderte Plätze.

Wäre es um der Galanterie willen nicht besser, sich in Gegenwart der beyden Königinnen und besonders der Infantin nicht zu bedecken?

Die Königinnen von Spanien heißen die Ambassadeurs sich bedecken, diese aber machen ein Gegencompliment und bleiben unbedeckt.

Hr. Camelot hat mich belehrt, in den Audienzen nicht zu vergessen, mich, ehe es der König sagt, zu bedecken und er hat dieß auf Befehl gethan; da ich sehe, daß in dem, was ich erhalten habe, nichts davon bemerkt ist und daß das geschriebene Ceremoniel, so wie es ist, sich eher zum Gegentheil zu neigen scheint; so muß ich fragen, an was ich mich zu halten habe. Hr von St Aignan, der nach Hrn Amelot daselbst gewesen ist, hat mir das nämliche gesagt. Ich habe vergessen, Hrn von Brancas darum zu fragen.

Der König von Spanien heißt den Ambassadeur immer sich bedecken, wenn er seine Rede beginnt; man braucht sich nur nach dem Gebrauch zu richten, und sollte irgend eine vortheilhafte Veränderung bey Gelegenheit des päbstlichen Nuntius und des Engl. Ambassadeurs statt gehabt haben, so hat man sich auch darnach zu richten.

Die verwittwete Königin ist in Frankreich; muß ich, wenn ich mit ihr vom Könige spreche, ihn gerade weg den König und nicht den König meinen Herrn nennen?

Bloß den König.

Wenn ich, so weit es mir möglich ist, die Vornehmsten des Spanischen Hofes und fremde Minister an meine Tafel ziehe, muß ich vermeiden, den Herzog von Ormond einzuladen und im Fall er es suchen sollte, müßte ich es bis zur offenbaren Absichtlichkeit treiben?

Eben so in dem Falle bey ihm zu essen?

Das beste ist, den Hrn Herzog von Ormond nicht einzuladen und nicht bey ihm zu essen; sollte er sich darbieten, so dürften Sie ihm keine Unhöflichkeit erzeigen. Es ist leicht zu erachten, daß man allen Verkehr mit dem Engl. Ambassadeur brechen würde, wenn man in einem nicht allein engen, sondern ganz besondern Verhältnisse mit dem Herzog von Ormond zu stehn schiene. Man kann wissen, wie sich dieser Ambassadeur

Wenn ich es den Franzosen, die ich nicht annehmen kann, ganz leise zu verstehen geben könnte, so wäre es wohl besser, als sie an meiner Thüre abweisen zu lassen?

Müssen diejenigen, die mich begleiten, sich weigern, mit ihnen am dritten Orte zu sprechen und mit ihnen am dritten Orte zu essen, als bey irgend einem fremden Minister; im letzten Falle wäre es nicht rathsam; dem Introducteur ganz leise ein Wort davon zu sagen, damit er es vermiede?

Was muß ich antworten, wenn Ihre Kathol. Maiestäten oder Ihre Minister Fürsprache für sie einlegen, für alle oder für einige?

Es ist weder des Hrn Scotti, noch auch des P. Daubousselle besondere Erwähnung geschehn.

Werde gegen ihn am dritten Orte verhält und dieß kann die Art und Weise angeben, wie man sich schicklich zu betragen hat.

Es hat nicht die geringste Bedenklichkeit, diejenigen, die man angemerkt hat, abweisen zu lassen; es wird hinreichend seyn, sich darüber zu erklären, um zu verhindern, daß sie sich nicht daselbst einfinden.

Es ist nicht möglich, solche Gelegenheiten ganz zu vermeiden, weil man in dem Hause eines andern zu befehlen kein Recht hat; aber man läßt es wohl leicht merken, daß man mit Personen dieser Art keinen Verkehr haben mag.

Diese Sache steht nicht in der Macht des Introductors und er würde es nicht auf sich nehmen.

Es muß so viel als möglich vermieden und Ihrer Kathol. Majestäten zur Antwort gegeben werden, daß man nicht im Stande sey, über diese Sache zu verhandeln.

Sie sind unter der allgemeinen Definition derer begriffen, die man nach Maaßgabe des Zutrauens, mit welchem sie Ihre Kathol. Majestäten beehren, mit Achtung behandeln muß, Hrn Scotti aber mit wenig oder gar keiner Offenheit.

Die

Werde ich bey der Audienz den Prinzen von Asturien und die Infanten Monseigneur tituliren? Was den Titel Alteſſe oder Alteſſe royale betrifft, ſo glaube ich mich nach der Landesſitte richten zu müſſen.

Die Etikette gegen die Prinzen von Spanien iſt durch Herkommen beſtimmt, man muß ſich darnach richten.

Hr. Amelot, Hr von St Aignan und Hr von Brancas haben mir alle drey geſagt, es ſey Sitte, bey der Ankunft zuerſt alle Staatsräthe zu beſuchen, ſie möchten Granden ſeyn, oder nicht: es giebt deren nur vier und faſt ohne Function, da das Staatsconſeil faſt nicht mehr gehalten wird: muß ich ſo verfahren, wie dieſe Herrn gethan haben? in dieſem Falle müßte ich nicht ein gleiches in Rückſicht der Herzöge von Veraguas und Popoli thun, welche zum Cabinetsconſeil gehören, das ebenfalls nicht viel mehr als jenes gehalten wird, und beſonders in Rückſicht Popoli's, welcher Gouverneur des Prinzen von Asturien, des Eidams Ihrer Königl. Hoheit, iſt?

Es giebt ein Decret des Staatsconſeils gegen die Gebräuche, Hr von St Aignan hat vor ſeiner Audienz niemanden als den Kardinal del Judice beſucht. Er hat dieſes Betragen in Gemäsheit der Befehle beobachtet, die ihm in einem Briefe des Hrn Marquis von Torcy vom 21 May 1715 ertheilt worden waren. Indeſſen ſchließt dieſer Brief doch in Wahrheit nicht allen Höflichkeitsverkehr mit den übrigen Staatsräthen aus. Giebt es einige neue Gebräuche in dieſer Hinſicht, wovon bey Gelegenheit des Nuntius und des Engl. Geſandten Beyſpiele da geweſen ſeyn können, ſo kann man ſich darein fügen.

Muß ich allein die Complimente vom Könige an den König, an die Königin und an ihre Kinder und einzig vom Könige vermelden?

Die Complimente des Königs müſſen abgeſondert von denen Ihrer Königl. Hoheiten, doch in demſelben Geſpräche, angebracht werden.

Bedarf es nicht einer ſchriftlichen Erlaubniß um zu acceptiren ꝛc.

Wenn der Hr Herzog von Saint Simon einer Erlaubniß vom Könige bedarf, ſo

Kann ſoll

soll er sie zur rechten Zeit erhalten.

Kann ich Hrn Robin die Instruction, die mir mit Hrn von Mauleorier gemeinschaftlich gegeben ist, zeigen?

Ja, in allem, was auf die Vermählung Bezug hat: es wäre gut, wenn das, was die allgemeinen Angelegenheiten betrifft, nicht unnützerweise vervielfältigt würde; aber es ist dem Hrn Herzog von St Simon zu beurtheilen überlassen, ob er einen Dritten in dasjenige einweihen darf, was ihm einzig und allein anvertraut worden ist, um sein besonderes Verhalten darnach zu bestimmen, und, im Fall man mit ihm von Dingen spräche, die jenseit seines hauptsächlichen Auftrags lägen, seine Antworten darnach abzumessen.

Ich wünschte es, indem er ihm viele Dinge eröffnet hat.

V.

Ueber einige besondere Umstände der Krankheit und des Todes Ludwigs XIV.

Unterdessen verlor der Monarch, der zusehends alterte, den Appetit und wurde schwächer; und seine Aerzte, statt ihn mit nahrhaften Speisen, deren die Greise so sehr bedürfen, zu stärken, schwächten ihn durch Reibungen und alle Mittel ihrer Kunst, um ihn zum Schwitzen zu bringen. In der Mitte des Monats August fand man ihn dermaßen verändert, daß man für sein Leben fürchtete; und den 24 fieng man an, daran zu verzweifeln. An diesem Tage gieng er noch zu Frau von Maintenon, die ihn mehreremale an die Sacramente erinnerte und den P. Tellier holen ließ, der ihm die Beichte hörte.

Den andern Tag, als an seinem Namenstage, hörte er die Messe und verlangte vom P. Tellier das heil. Abendmahl.

Dieses

Dieses Sacrament wurde ihm am Abend durch den Kardinal von Rohan gereicht, der ihm eine schöne Rede über die Größe Gottes und die Nichtigkeit der Fürsten hielt, und gleichwohl, um nicht die Pflicht des Höflings zu verletzen, von dem Ruhme, mit welchem es Gott die Regierung des Königs zu verherrlichen gefallen habe, sprach. Nachdem er das heil. Abendmahl empfangen hatte, verlangte er die letzte Oelung, die ihm sogleich gereicht wurde und empfieng diese beyden Sacramente mit Gottseligkeit, aber ohne alle Schwäche.

An demselben Tage ließ er den Herzog von Orleans rufen, mit welchem er über eine Viertelstunde sprach, und hernach mit den verschiedenen Prinzen und Prinzessinnen von Geblüte. Alle Anwesende waren bis zu Thränen gerührt, daß sie diesen großen König in einem Zustand der Duldung sahen, den er mit so viel Ruhe ertrug. „Wir erweichen uns, sagte er zu ihnen mit Muth, trennen wir uns!"

Am 26. entdeckte man einen tödlichen Brandfrost an seinen Beinen. Tiefe Einschnitte bis auf den Knochen zeigten ein Uebel ohne Heilung. Man sagte es dem Könige, und er antwortete, man sollte ihn also in Ruhe sterben lassen. Sein erster Chirurg, Marechal, war einer der wahrhaften Menschen, die an Höfen so selten sind, und der deswegen bey dem Könige sehr beliebt war. Der König fragte ihn mit Entschlossenheit, wie lange er glaube, daß er noch zu leben habe. Bis zum nächsten Mittwoch, antwortete Marechal. Mein Ziel ist mir also bis Mittwoch gesteckt, sagte der König mit stoischer Gelassenheit.

Der König ließ Frau von Ventadour rufen, daß sie ihm den Dauphin vorstellen sollte. Er umarmte ihn, gab ihm seinen Seegen und hielt ihm die berühmte Rede, die von Mund zu Mund bis in die äussersten Provinzen fortgelaufen ist, worinne der König sein kriegerisches Leben verwünschte. Als er den Dauphin einmal umarmt hatte, verlangte er ihn noch einmal, um ihn wieder zu umarmen. Er erhob Hände und Augen gen Himmel und segnete ihn; ein Schauspiel, das alle Anwesende zu Thränen rührte.

An demselben Tage arbeitete der König noch fast zwey Stunden mit dem Kanzler und Frau von Maintenon. Er durch-

durchlief einen vollen Kasten Papiere; die mehrsten wurden verbrannt, und wegen der übrigen ertheilte er Befehle.

Am 27. bat er die Seigneurs, die bey ihm standen, wegen des bösen Beyspiels, das er ihnen gegeben, um Verzeihung. Was er dabey gesprochen, ist weniger bekannt, als die Rede an den Dauphin. Ich muß es also für die Nachwelt aufbewahren.

„Meine Herren, sagte der sterbende König, ich bitte Sie um Verzeihung, wegen des bösen Beyspiels, das ich Ihnen gegeben habe; und ich muß Ihnen danken für die Art, mit der Sie mir gedient, für die Anhänglichkeit und Treue, die Sie mir stets bewiesen haben. Es schmerzt mich sehr, nicht so gegen Sie gehandelt zu haben, als ich wohl gern gewollt hätte; die schlechten Zeiten sind daran Schuld. Ich bitte Sie für meinen Enkel um die nämliche Treue und den Eifer, den Sie immer für mich gehabt haben. Das Kind wird manche Widerwärtigkeiten erfahren müssen! Sey Ihr Beyspiel ein Vorbild für alle meine übrigen Unterthanen! Folgen Sie den Befehlen, die Ihnen mein Neffe geben wird. Er wird das Reich regieren. Ich hoffe, er wird ein guter Regent seyn. Ich hoffe auch, daß Sie alle zur Einigkeit beytragen, und wenn einer sich von ihr lossagen sollte, ihn wieder in den Schoos derselben zurückzuführen sich bemühen werden. Ich fühle, daß ich Sie erweiche und daß ich selbst weich werde; ich bitte deßhalb um Verzeihung. Ich hoffe, daß Sie sich bisweilen meiner erinnern werden." Zum Marschall von Villeroi sagte er besonders: „Herr Marschall, ich gebe Ihnen einen neuen Beweiß meiner Freundschaft und meines Zutrauens auf dem Sterbebette. Ich mache Sie zum Gouverneur des Dauphins, das wichtigste Amt, das ich ertheilen kann. Sie werden aus dem, was ich in meinem Testamente gesagt habe, sehen, was sie in Rücksicht des Herzogs du Maine zu thun haben. Ich zweifle nicht, daß Sie mir nach meinem Tode mit derselben Treue dienen werden, die Sie mir im Leben bewiesen haben. Ich hoffe, daß mein Neffe sich mit der Achtung und dem Zutrauen gegen Sie betragen wird, das er einem Manne schuldig ist, den ich immer geliebt habe. Leben Sie wohl, Herr Marschall, ich hoffe, Sie werden an mich denken."

bend durch den Kardi
ne schöne Rede über die
der Fürsten hielt, und
Höflings zu verletzen,
Gott die Regierung des
, sprach. Nachdem er
e, verlangte er die letzte
urde und empfieng diese
aber ohne alle Schwäche.

Herzog von Orleans ru
elstunde sprach, und her
und Prinzessinnen von
is zu Thränen gerührt,
n Zustand der Duldung
rug. „Wir erweichen
rennen wir uns!"

lichen Brandfrost an sei
auf den Knochen zeigten
te es dem Könige, und
in Ruhe sterben lassen.
ar einer der wahrhaften
ind, und der deswegen
der König fragte ihn mit
be, daß er noch zu leben
, antwortete Marechal.
h gesteckt, sagte der Kö

adour rufen, daß sie ihm
umarmte ihn, gab ihm
erühmte Rede, die von
ten Provinzen fortgelau
kriegerisches Leben ver
mal umarmt hatte, ver
wieder zu umarmen. Er
el und segnete ihn; ein
Thränen rührte.

der König noch fast zwey
au von Maintenon. Er
durch

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 490
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
4.5 5.0 5.6 6.3
the scale towards document